

Antje Schrabberger

Die fürsorgliche Schreiberin

Fehler- und korrekturanalytische Studie zur
Überlieferungsstrategie der spätmittelalterlichen
Lohnschreiberin Clara Hätzlerin im Lichte ihrer
Reproduktion von Münsingers ‚Falkenbuch‘



GRAZER MEDIÄVISTISCHE SCHRIFTEN: QUELLEN UND STUDIEN. BAND 4

Antje Schrabberger

Die fürsorgliche Schreiberin

Fehler- und korrekturanalytische Studie zur
Überlieferungsstrategie der spätmittelalterlichen
Lohnschreiberin Clara Hätzlerin im Lichte ihrer
Reproduktion von Münsingers ‚Falkenbuch‘

GRAZER MEDIÄVISTISCHE SCHRIFTEN:
QUELLEN UND STUDIEN.

BAND 4

Herausgegeben von Andrea Hofmeister-Winter

ÖFG // ÖSTERREICHISCHE
FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT

Layout und Satz von Andrea Hofmeister-Winter
Covergestaltung von Andreas Kolli
Druck von Servicebetrieb ÖH-Uni Graz GmbH

ISBN 978-3-902666-89-5
www.unipress-graz.at

Copyright: Unipress Graz Verlag GmbH, Graz 2022.
Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
in irgendeiner Form verarbeitet, reproduziert oder zur Verfügung gestellt werden.

Im Gedenken an meinen Großvater Johann Friedl,
für den Bildung immer den höchsten Stellenwert hatte.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung und Zielsetzung der Studie	9
2. Clara Hätzlerin	17
2.1. Augsburg im Hoch- und Spätmittelalter	21
2.2. Clara als Augsburger Bürgerin und Steuerzahlerin	25
2.3. Die soziale und rechtliche Stellung der Frau im Spätmittelalter	32
2.4. Clara als Tochter und Schwester	36
2.5. Das städtische Bildungswesen	41
2.6. Clara als Schülerin	44
2.7. Berufsschreiber*innen in Augsburg	46
2.8. Clara als Schreiberin	49
2.9. Claras Oeuvre und ihre Auftraggeber	54
3. Claras Abschrift von Heinrich Münsingers <i>Buch von den Falken, Habichten, Sperbern, Pferden und Hunden</i>	59
3.1. Besonderheiten des volkssprachlichen Fachschrifttums	59
3.2. Das volkssprachliche Fachschrifttum zur Beizjagd	61
3.3. Das Werk und sein Übersetzer	65
3.4. Überlieferung und Textausgaben	71
3.4.1. Editionsfrage	80
3.4.2. Detaillierte Beschreibung der Hätzlerschen Abschrift (Handschrift D)	83
4. Schreiben im Mittelalter	91
4.1. Anforderungen an eine spätmittelalterliche Lohnschreiberin	97
4.1.1. Sorgfalt	97

4.1.2.	Intelligenz	98
4.1.3.	Individualität und Selbstständigkeit	99
4.2.	Der Fehlerbegriff in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen	101
4.3.	Von der Fehlerlehre zum Variantenbegriff	103
4.4.	Grenzen bei der Feststellbarkeit von Textfehlern	107
5.	Analyse I:	
	Ist Handschrift A die Vorlage von D?	113
5.1.	Die „Mariahandschrift“	113
5.2.	Erste Indizien für das enge Verwandtschaftsverhältnis zwischen Handschrift A und D	119
5.3.	Bindefehler in Form von identischen Buchstabendrehern und Ersatzwörtern	123
5.4.	Fehlende Initialen in Handschrift A als Auslöser von Fehlschreibungen der Hätzlerin	127
5.5.	Textzusätze in Handschrift D	129
5.6.	Claras Korrekturversuche von Fehlern in Handschrift A	132
6.	Analyse II:	
	Sinngestörte Textstellen in Münsingers Falkenbuch	137
6.1.	Methodische Überlegungen	137
6.2.	Schritt 1 der Fehleranalyse: Erhebung der Abweichungen und Identifizierung der Fehler	139
6.2.1.	Transkriptionsrichtlinien	141
6.2.2.	Fehlererfassung	142
6.3.	Schritt 2 der Fehleranalyse: Beschreibung und Typisierung der Fehler	153
6.3.1.	Schreibversehen: <i>Lapsus manus</i>	157
6.3.1.1.	<i>Unbewusste Auslassungen</i>	158
6.3.1.2.	<i>Unbewusste Zusätze</i>	166

6.3.1.3.	<i>Unbewusste Umstellungen</i>	168
6.3.1.4.	<i>Unbewusste Ersetzungen</i>	171
6.3.2.	Unbewusste inhaltliche Fehler: Sachfehler	177
6.3.3.	Bewusste Texteingriffe bei fremden Fehlern: Versuche zur Textverbesserung	183
6.3.3.1.	<i>Bewusste Auslassungen</i>	185
6.3.3.2.	<i>Bewusste Zusätze</i>	186
6.3.3.3.	<i>Bewusste Umstellungen</i>	187
6.3.3.4.	<i>Bewusste Ersetzungen</i>	189
6.3.4.	Bewusste Texteingriffe bei eigenen Fehlern: Revisionshandlungen	200
6.3.4.1.	<i>Einfache Revisionshandlungen</i>	201
6.3.4.2.	<i>Revisionshandlungen mit Korrekturpunkt</i>	205
6.3.4.3.	<i>Manipulationen</i>	212
6.3.5.	Überblick: Fehlertypologie und Revisions- handlungen	220
6.3.6.	Statistische Auswertung der Text- abweichungen	224
6.4.	Schritt 3 der Fehleranalyse:	
	Ursachenforschung	227
6.4.1.	Zur Entstehung von Schreibfehlern	228
6.4.2.	Zur Entstehung von Lesefehlern	235
6.4.3.	Zur Entstehung von Hörfehlern	247
7.	Ausgewählte Fallbeispiele sinngestörter Textstellen in der Abschrift der Clara Hätzlerin	255
7.1.	Hapax legomena aus der Feder der Clara Hätzlerin	255
7.2.	Sinnentstellte Pflanzennamen	258
7.2.1.	Die ‚Krautheschnessel‘	258
7.2.2.	Die ‚Brecke‘ und der ‚Höpfen‘	263
7.2.3.	Der ‚Vesenbaum‘ und das ‚Bethomiakraut‘	268

7.3. Sinnentstellte Körperzustände	271
7.3.1. Die ‚überschaffene‘ Wunde	271
7.3.2. Die ‚getrinnenden‘ Flüsse	274
7.3.3. Die ‚berynnenden‘ Feigwarzen	278
7.3.4. Der ‚Ankel‘	281
7.3.5. Das ‚bettige‘ Pferd	283
7.4. Weitere sinnentstellte Textpassagen	287
7.4.1. Der Habicht auf der ‚Felchen- oder Galgenstange‘	287
7.4.2. Die Haut des rauhen ‚Igels‘	290
8. Das Kompetenzprofil der Schreiberin Clara Hätzlerin	295
Literaturverzeichnis	301
Primärliteratur	301
Lexika, Nachschlagewerke	302
Archivmaterial	302
Sekundärliteratur	303
Internetquellen	316
Anhang	321
Editionsprobe: Synoptische Transkription von Handschrift A und D	322

1. Einleitung und Zielsetzung der Studie

Fehler sind das Tor zu neuen Entdeckungen.

(James Joyce)

Mehr als 34.000 mittelalterliche Schreiber*innen und – soweit sie bekannt sind – deren Lebensdaten und die Nachweise der von ihnen angefertigten Handschriften listet die von Sigrid Krämer angelegte Sammlung der Datenbank *Scriptores Possessoresque Codicum Medii Aevi*.¹ Als eine der wenigen Frauen in dieser männlich dominierten Zunft sticht die in Steuerbüchern urkundlich bezeugte Augsburger Berufsschreiberin Clara Hätzlerin hervor. Das umfangreiche Werk der Professionistin, die ihre Abschriften auch signiert hat, stellt einen Glücksfall für die Forschung dar, denn nicht weniger als neun von ihr abgeschriebene Codices sind bis heute erhalten und liefern eine Fülle an Untersuchungsmaterial von einer identifizierten Schreiberhand. Die Forschung ist bereits früh auf Clara Hätzlerin aufmerksam geworden, die man aufgrund ihres engagierten und professionellen Umgangs mit ihren Arbeitsaufträgen als eine überaus ‚fürsorgliche‘ Schreiberin bezeichnen kann, ein Epitheton, das in Anlehnung an Jürgen Wolf für den Titel dieser Arbeit gewählt wurde.²

Der Umstand, dass Clara Hätzlerin als eine von wenigen namentlich bekannten Frauen in diesem Metier tätig war, mag dafür verantwortlich sein, dass sich die Forschung zunächst auf ihre Biographie konzentrierte und aufgrund falscher Vorstellungen von weiblicher Berufstätigkeit im Spätmittelalter einige Mythen um ihre Person in Umlauf brachte. Die jüngere Forschung hat sich hingegen in den letzten Jahrzehnten vor allem mit den Schreibprodukten der Berufsschreiberin beschäftigt: Den verdienstvollen Untersuchungen von Elvira Glaser verdankt die Mediävistik ausführliche Befunde zum Graphiesystem der Clara Hätzlerin als Vertreterin der Augs-

1 Die erweiterte Version von 2006–2009 ist nur mit deutscher Nationallizenz online zugänglich unter <<http://www.erwin-rauner.de/wissenschaft.htm#scriptores>> [2022-01-31].

2 Vgl. Jürgen Wolf: Das „fürsorgliche“ Skriptorium. Überlegungen zur literarhistorischen Relevanz von Produktionsbedingungen. In: *Das Mittelalter 7* (2002), S. 92–109.

burger Schreibsprache in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts.³ Im Grazer Pilotprojekt *DAmals* („Datenbank zur Authentifizierung mittelalterlicher Schreiberhände“) ist es Wernfried Hofmeister und Andrea Hofmeister-Winter erstmals gelungen, ein zuverlässiges Instrumentarium zur Unterscheidung resp. Authentifizierung von Schreiberhänden in mittelalterlichen deutschsprachigen Handschriften zu entwickeln. Als nicht nur authentifizierte, sondern sogar identifizierte Schreiberpersönlichkeit mit reichem schriftlichem Nachlass fungierte Clara Hätzlerin in diesem Projekt als „Eichmaß“⁴. Im Zuge der Analysen ihrer Schreibereigenheiten sind jedoch gleichsam als Nebenprodukt völlig neuartige und richtungsweisende Erkenntnisse in Bezug auf die individuelle und äußerst ökonomische Arbeitsweise der Berufsschreiberin ans Tageslicht getreten⁵.

Diese erstaunlichen Beobachtungen ließen die Idee entstehen, im Rahmen von weiterführenden Forschungen die Schreibstrategien und das Korrekturverhalten dieser herausragenden Schreiber-

- 3 Vgl. z. B. Elvira Glaser: Schreibsysteme zweier Augsburger Handschriften des 15. Jahrhunderts. In: Studien zum Frühneuhochdeutschen. Emil Skála zum 60. Geburtstag am 20. November 1988. Hrsg. von Peter Wiesinger. Göppingen: Kümmerle 1988. (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik. 476.) S. 113–129; Elvira Glaser: Zum Graphiesystem der Clara Hätzlerin: Porträt einer Lohnschreiberin in frühneuhochdeutscher Zeit. In: Arbeiten zum Frühneuhochdeutschen. Gerhard Kettmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Rudolf Bentzinger und Norbert Richard Wolf. Würzburg: Königshausen & Neumann 1993. (= Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie. 11.) S. 53–73.
- 4 Wernfried Hofmeister, Andrea Hofmeister-Winter und Georg Thallinger: Forschung am Rande des paläographischen Zweifels: Die EDV-basierte Erfassung individueller Schriftzüge im Projekt *DAmals*. In: Kodikologie und Paläographie im digitalen Zeitalter. / Codicology and Palaeography in the Digital Age. Hrsg. von Malte Rehbein, Patrick Sahle und Torsten Schaßan. Norderstedt: Books on Demand 2009. (= Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik. 2.) S. 267.
- 5 Vgl. Wernfried Hofmeister und Andrea Hofmeister-Winter: Schriftzüge unter der High-Tech-Lupe. Theoretische Grundlagen und erste praktische Ergebnisse des Grazer Pilotprojekts *DAmals* („Datenbank zur Authentifizierung mittelalterlicher Schreiberhände“). In: *Editio* 22 (2008), S. 90–117. Andrea Hofmeister-Winter: Handsigniert: Die Schreiberhände der Clara Hätzlerin als methodisches Korrektiv im Schriftauthentifizierungsprojekt *DAmals*. In: Handschriften als Quellen der Sprach- und Kulturwissenschaft. Aktuelle Fragestellungen – Methoden – Probleme. Hrsg. v. Anette Kremer und Vincenz Schwab. Bamberg: University of Bamberg Press 2018. (= Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. 13.) S. 43–59.

persönlichkeit gesondert in den Blick zu nehmen. Basierend auf einer umfangreichen Textanalyse sollten sämtliche offensichtlichen Verschreibungen, die der Berufsschreiberin Clara Hätzlerin bei ihrer Arbeit unterlaufen sind, aber auch alle Revisionshandlungen, die sie an und in ihrer Abschrift vorgenommen hat, erfasst und ausgewertet werden. Claras Kopie von Münsingers *Buch von den Falken, Habichten, Sperbern, Pferden und Hunden* – in weiterer Folge kurz als *Falkenbuch* bezeichnet – erwies sich für diese Zwecke als besonders geeignet, weil zu diesem Werk insgesamt elf Textzeugen existieren und somit ausreichendes Vergleichsmaterial für textkritische Untersuchungen zur Verfügung steht. Zudem bestand der zunächst nur vage Verdacht, dass eine dieser Parallelhandschriften gar die Vorlage der Professionistin gewesen sein könnte, was, wenn es sich denn verifizieren ließe, die Untersuchungsmöglichkeiten noch entscheidend erweitern würde.

Das primäre Untersuchungsobjekt sowohl für die Klärung der Vorlagenfrage als auch für die angekündigte Erhebung von Textabweichungen und Revisionen stellt also die handschriftliche Überlieferung des *Falkenbuches* dar, die Untersuchungsmethoden bestehen in der von der Analyse nicht streng zu trennenden Phase der Befunderhebung aus einer Kombination von paläographischen und textkritischen Verfahren. Diese an sich nicht neue Verbindung von bewährten Methoden bildet das Grundwerkzeug für die von Wernfried Hofmeister unter dem Begriff ‚Überlieferungsphilologie‘⁶ propagierte „Schnittdisziplin“, die von der Grazer Germanistischen Mediävistik unter Ausnützung interdisziplinärer Synergien

6 Der Begriff wurde um die Jahrtausendwende in diesem Sinn geprägt von Wernfried Hofmeister: *Der Mut zur Lücke. Auf den Spuren von Textnachträgen in der Manessischen Liederhandschrift. Ein Beitrag zu einer 'Überlieferungs-Philologie' des Mittelalters.* In: *Entstehung und Typen mittelalterlicher Lyrikhandschriften. Akten des Grazer Symposiums, 13.–17. Oktober 1999.* Hrsg. v. Anton Schwob u. András Vizkelety unter Mitarbeit von Andrea Hofmeister-Winter. Bern (u. a.): Lang 2001. (= *Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A*, 52.) S.79–106; das gesamte Spektrum von untereinander vernetzten Erkenntnispotenzialen eines solchen Zugangs zur Überlieferung findet sich zusammengefasst in folgendem Beitrag: Wernfried Hofmeister: *Hightech-Quellenerschließung im überlieferungsphilologischen Spannungsfeld linguistischer und kulturwissenschaftlicher Fragestellungen. Ein Annäherungsversuch aus editionspraktischer Sicht.* In: *Handschriften als Quellen der Sprach- und Kulturwissenschaft. Aktuelle Fragestellungen – Methoden – Probleme.* Hrsg. v. Anette Kremer und Vincenz Schwab. Bamberg: University of Bamberg Press 2018. (= *Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien*. 13.) S. 23–41, bes. S. 24–27.

seit Jahrzehnten erfolgreich betrieben wird, nicht nur im oben genannten Projekt *DAmals*, sondern auch bei der Neuerschließung zahlreicher Textzeugen aus der Gebrauchsliteratur. Mithilfe der Überlieferungsphilologie kann es unter Ausschöpfung des gesamten Informationspotenzials eines Überlieferungsträgers (von seinen kodikologischen und paläographischen Merkmalen über alle Facetten der sprachlichen Form bis hin zum Inhalt des übermittelten Textes) gelingen, die Überlieferungszusammenhänge im Spannungsfeld zwischen Autor*in, Schreiber*in und Rezipient*in zu erforschen. Nicht zuletzt über eine intensive Spurensuche im Bereich von Textänderungen aller Art sollte eine rekonstruktive Annäherung an historische Überlieferungsszenarien und Textentstehungsprozesse möglich sein.

Doch es gibt bei der gegenständlichen Untersuchung eines historischen Überlieferungsfalls einige methodische Hürden zu überwinden. Die Erhebung des Befundes ist z. B. eng an die grundsätzliche Frage geknüpft, was aus synchroner und diachroner Sicht überhaupt als Fehler zu werten sei. Und die Deutung des Befundes übersteigt oftmals die Kompetenzen der philologischen Textkritik. Hier kann die moderne Schreibprozessforschung gewisse Hilfestellungen leisten, auch wenn die methodischen Möglichkeiten, mittelalterliche Schreibprodukte zu untersuchen, relativ beschränkt sind. Alle bestehenden Theorien zur Schreibpsychologie und Fehlerlinguistik sind nämlich anhand moderner Schreibprozessanalysen aufgestellt worden, die in der Regel genuine Textproduktionsprozesse im Blick hatten, nicht jedoch das banale Kopieren einer bereits vorhandenen schriftlichen Vorlage oder das Schreiben nach Diktat. Und schließlich gibt es zwischen diesen beiden antagonistischen Typen von Schreibprozessen noch eine weitere Form, nämlich die Bearbeitung eines Textes, wie sie in mittelalterlichen Überlieferungsprozessen häufig anzutreffen ist und im Grunde als eine frühe Form von ‚Edition‘ zu werten ist.

Die größte methodische Crux bei der Untersuchung historischer Textzeugnisse ist, dass eine direkte Beobachtung der Proband*innen während des Schreibaktes oder die Anwendung der Think-Aloud-Methode ausscheidet, mit deren Hilfe gewisse Einblicke in Denkprozesse der schreibenden Personen gewonnen werden können. Aus diesem Grund mussten zur Erreichung der Untersuchungsziele dieser Arbeit andere Wege gesucht werden: Es galt die aus den empirisch erhobenen Daten zu Textabweichungen und Revisionshandlungen in Claras Abschrift des *Falkenbuches* induktiv abgeleiteten Schlüsse mit bestehenden Theorien über verschiedene

Aspekte der Schriftproduktion abzugleichen. Dabei wurde mit aller gebotenen Vorsicht versucht, Erkenntnisse der modernen Schreibprozessforschung auf mittelalterliche Verhältnisse zu übertragen, was freilich gewisse Modifizierungen der Interpretationsmethoden erforderte. Da die Werkzeuge dazu erst im Laufe der Analyse an den praktischen Problemen ‚zugerichtet‘ und ‚geschärft‘ werden konnten, erwies es sich für die Darstellung als günstiger, die theoretischen Ansätze und Überlegungen nicht im Einleitungsteil gesammelt abzuhandeln, sondern direkt im Zusammenhang mit den praktischen Beispielen zu erörtern, zumal die jeweiligen Schlussfolgerungen unmittelbar aus konkreten Fallbeispielen gezogen werden mussten.

Für einen ganzheitlichen Blick auf historische Überlieferung sollten nicht zuletzt biographische Informationen über die Person des Schreibers bzw. der Schreiberin als maßgebliche Vermittlungsinstanz des Textes einbezogen werden, wenn solche erreichbar sind. Zu diesem Zweck wurde eine umfassende Auswertung der Augsburger Steuerbücher vorgenommen, was zu einer Erweiterung des Wissensstandes über die Biographie der Hätzlerin führte. Zahlreiche bislang nicht bekannte Details verleihen dem Leben und Wirken dieser berufstätigen Frau im Spätmittelalter deutlichere Konturen. Die Einbeziehung der Lebensumstände der historischen Person der Clara Hätzlerin, ihres mutmaßlichen Bildungshintergrundes und Erfahrungshorizonts sowie ihrer Arbeitsbedingungen sollte eine objektivere Bewertung ihrer Schreibleistung erlauben.

Der Versuch, die Arbeitsbedingungen der Schreiberin zu rekonstruieren, Schreibszenarien zu imaginieren und sich in die mentale und psychische Verfassung der Schreiberin hineinzusetzen, mag an die Methoden der Hermeneutik und der verstehenden Psychologie erinnern, die um 1900 von Wilhelm Dilthey als Gegenpol zum Positivismus entwickelt worden sind.⁷ Der Gefahr, dabei heillos in Spekulationen abzuleiten, muss selbstverständlich entgegengewirkt werden, und zwar dadurch, dass die Interpretation auf dem objektiv-analytisch erhobenen Befund des faktisch Überlieferten gründet, wie es Siegfried Scheibe als unabdingbare Voraussetzung für die Erstellung von Editionen fordert und auch für die vorliegende Studie als Grundsatz Gültigkeit besitzt:

7 Vgl. Frithjof Rodi: Das strukturierte Ganze. Studien zum Werk von Wilhelm Dilthey. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2003.

Die Fähigkeit eines Editors zeigt sich darin (und es ist gleichzeitig seine Aufgabe), ein mit Korrekturen übersätes Manuskript zunächst in unberührtem Zustand sehen zu können, als unbeschriebenes Blatt Papier, um dann möglichst weitgehend erkennen und ermitteln zu können, wie dieses Blatt in einzelnen Arbeitsschritten mit ‚Text‘, mit Buchstaben und Zeichen, bedeckt wurde, wie sich Teile dieses ‚Textes‘ veränderten, andere konstant blieben, und warum das so war. Der Editor muß also den konkreten Entwicklungsprozeß sehen, d. h. nachvollziehen können, und er muß ihn beschreiben und darstellen, d. h. deuten können.⁸

Das Bestreben, die ‚innere Chronologie der Handschrift‘ zu rekonstruieren, um durch sorgfältiges Abwägen aller Indizien die Entstehung von Missverständnissen und Fehlern sowie deren Korrekturstrategien zu erhellen, kann tatsächlich in die Lage versetzen, der Schreiberin bei ihrer Tätigkeit sozusagen über die Schulter zu blicken und ihr im günstigsten Fall gleichsam beim Denken zuzusehen. In der Analyse unzähliger Einzelstellen in den Arbeiten der Clara Hätzlerin treten bestimmte wiederkehrende Muster von Schreib-/Revisionshandlungen zutage, welche in Summe das Bemühen der Schreiberin um einen fehlerfreien und verständlichen Text zum Ausdruck bringen und die sich aus dieser ihrer Haltung heraus, aber auch im Lichte ihrer Vita und ihres Bildungshintergrundes erklären lassen. Wenn es – wie das oftmals der Fall ist – mehrere Deutungsmöglichkeiten gibt, müssen diese kritisch gegeneinander abgewogen werden. Aus den denkbaren Schreibszenarien ist jeweils jener Option der Vorzug zu geben, die unter Berücksichtigung des Gesamtprofils der Clara Hätzlerin am plausibelsten erscheint, ohne alternative Interpretationen zu unterdrücken. Zugleich mögen diese oft sehr komplexen in Bild, Text und Gesamtkontext transparent präsentierten Fallbeispiele als Einladung an die Scientific Community verstanden werden, den Sachverhalt selbst zu prüfen und so vielleicht noch weitere Deutungsvarianten zu entdecken. Unter diesen Prämissen soll versucht werden, die Schreibleistung einer historischen Person umfassend und transparent zu analysieren und zu bewerten.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil werden biographische Nachforschungen zur Person der Clara Hätzlerin unternommen, um die Lebenssituation, die Arbeitsbedingungen und den Bildungshintergrund einer der wenigen weiblichen Vertreter*in-

8 Siegfried Scheibe: Zum editorischen Problem des Textes. In: ZfdPh 101 (1982), Sonderheft: Probleme neugermanistischer Edition, S. 14.

nen der schreibenden Zunft im Spätmittelalter rekonstruieren zu können. Zugleich will diese Studie aber auch die Herausforderungen, mit denen nicht nur weibliche Schreiberinnen bei ihrer Berufsausübung täglich konfrontiert waren, thematisieren und ein Bild der berufstätigen Frau im 15. Jahrhundert zeichnen (Kapitel 2).

Da als Objekt für die daran anschließende Schreibprozessanalyse mit Heinrich Münsingers *Falkenbuch* ein Fachtext aus dem Bereich des spätmittelalterlichen Gebrauchsschrifttums zur Beizjagd ausgewählt wurde, wird in Kapitel 3 zunächst dieses Wissensgebiet aus den Artes mechanicae vorgestellt. Das *Falkenbuch*, das eine Übersetzung des 22. und 23. Buchs von Albertus Magnus' Traktat *Liber de animalibus* darstellt, erfreute sich im 15. Jahrhundert bei einem Fachpublikum von Beizvogelexperten, Marstallern und Jägern großer Beliebtheit und ist heute noch in elf Textzeugen überliefert. Zwei dieser Handschriften stehen einander zeitlich und in textkritischer Hinsicht sehr nahe: Handschrift A (die Arbeit eines bis dato unbekanntes Schreibers) und Handschrift D (die datierte und signierte Abschrift der Clara Hätzlerin), auf ihnen liegt bei der Beschreibung der gesamten Überlieferung das Hauptaugenmerk. Kapitel 4 leitet mit allgemeinen Überlegungen zum Schreiben im Mittelalter und mit einer Umschau in der Philologie und in benachbarten Disziplinen zum Umgang mit Überlieferungsfehlern über zum zweiten Teil der vorliegenden Arbeit, in dem zuerst eine umfassende textkritische Analyse von Handschrift A vorgenommen wird, um zu überprüfen, ob dieser Überlieferungszeuge die unmittelbare Vorlage der Berufsschreiberin gewesen sein kann (Kapitel 5). Aufgrund der Bestätigung dieser Annahme kann Handschrift A in weiterer Folge als feste Bezugsgröße für die Analyse von Handschrift D dienen.

Im dritten Teil der Arbeit (Kapitel 6–7) steht der Schreibusus der Kopistin Clara Hätzlerin im Fokus. Hier sollen die sinngestörten Textstellen und Revisionshandlungen in ihrer Abschrift des *Falkenbuches* analysiert werden, wobei in erster Linie Handschrift A und fakultativ die gesamte übrige Überlieferung beigezogen wird. Zum Zweck der Materialisierung wurde von Handschrift A und von Handschrift D jeweils eine vollständige Transkription angefertigt, die zugleich als Arbeitsgrundlage für den textkritischen Vergleich dienen sollte. In dieser Synopse, die als Online-Publikation vorliegt und unter dem Link <https://doi.org/10.25364/505.2022.1> abgerufen werden kann, wurden sämtliche Textabweichungen, aber auch alle Arten von Revisionshandlungen in beiden Abschriften erfasst und nach einem in Kapitel 6.3 entwickelten System kate-

gorisiert und indiziert. Die Einteilung der Fehlertypen geht von vier Grundformen der Textänderung aus, die bereits der römische Rhetor Quintilian unterscheidet, dieses System von Textabweichungen wurde für die vorliegende Untersuchung spezifiziert, terminologisch erweitert und an zahlreichen Fallbeispielen dargestellt und gedeutet, wobei auch nach den Fehlerursachen gefragt wird. Kapitel 7 analysiert dann eine Reihe von problematischen Texteingriffen der Hätzlerin, die zwar das Ziel einer Textverbesserung verfehlt haben, aber von den Lexikographen des 19. Jahrhunderts dennoch in die heute noch benützten Nachschlagewerke aufgenommen wurden. Unter Heranziehung aller verfügbaren Überlieferungszeugen werden jeweils Vorschläge für eine textkritisch fundierte Korrektur dieser sinnentstellten Textpassagen gemacht. Die synoptische Transkription im Anhang der Arbeit dient wiederum zur großräumigen Kontextualisierung dieser ausgewählten Beispiele und als Grundlage für die Frequenzermittlung der einzelnen Textänderungstypen. Durch die statistische Auswertung der verschiedenen Fehlertypen und Revisionshandlungen in beiden Abschriften des *Falkenbuches* werden die Schreibleistungen beider Hände unmittelbar vergleichbar, auch wenn Schreiber A nicht mit derselben Sicherheit zu beurteilen ist, weil die Vorlage seiner Kopie nicht bekannt ist. Auf Basis der Erkenntnisse aus den Analysen kann im abschließenden Kapitel 8 ein Leistungsprofil der Schreiberin Clara Hätzlerin erstellt und mit den Anforderungen an eine professionelle Schreiberin abgeglichen werden.

2. Clara Hätzlerin

Das Echteste an jedem Menschen sind seine Fehler.

(Michelangelo)

Für die Recherchen zu diesem Kapitel wurden zahlreiche Artikel, Abhandlungen und Bücher herangezogen, die sich im Detail oder nur am Rande mit der Person und dem Werk der Clara Hätzlerin beschäftigen. In der – ausnahmslos männlichen – Riege der mediävistischen Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts hatte sich hartnäckig der Forschungsmythos verfestigt, dass Clara eine schreibende Nonne gewesen sei, und man rückte immer wieder die vermeintliche ‚Anstößigkeit‘ der von ihr in dem nach ihr benannten Liederbuch gesammelten Texte in den Fokus des Interesses. Mögen diese Aussagen über Clara auch von der jeweiligen Epoche geprägt und dem entsprechenden Zeitgeist verpflichtet gewesen sein, so führen sie dennoch zu Irritationen. Um beurteilen zu können, wie kontrovers Clara Hätzlerin in der frühen Forschungsliteratur diskutiert worden ist, seien einige der Thesen an den Anfang dieses Kapitels gestellt:

Den Beginn macht Carl Haltaus, der im Jahr 1840 in der Einleitung zum *Liederbuch der Clara Hätzlerin*¹ noch in völliger Unkenntnis der tatsächlichen Lebensumstände der Berufsschreiberin über ihre „geistige Befriedigung“, ihre Bildung und die ‚pikanten‘ Inhalte dieser Liedersammlung folgende Spekulationen angestellt hat:

Ich habe mir Mühe gegeben, Nachrichten über die Klara Hätzlerin selbst einzuziehen, allein vergeblich. Zweifelsohne war sie eine Nonne zu Augsburg, die ihre Mußestunden damit ausfüllte, Lieder

1 *Liederbuch der Clara Hätzlerin*. Aus der Handschrift des Böhmisches Museums zu Prag hrsg. und mit Einleitung und Wörterbuch versehen von Carl Haltaus. Quedlinburg, Leipzig: Basse 1840. (= Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 8.) Da diese Edition den heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genügt, steht das *Liederbuch der Clara Hätzlerin* mittlerweile kurz vor einer Neuedition. In einem Kooperationsprojekt der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (Prof. Solms) und der Friedrich-Schiller-Universität Jena (Prof. Haustein) wird die veraltete Ausgabe aus dem Jahr 1840 überarbeitet und um eine grammatische und sprachgeschichtliche Beschreibung sowie ein Glossar erweitert. Die Veröffentlichung des zweibändigen Werkes soll laut Auskunft von Prof. Solms in Kürze erfolgen.

ihrer Zeit aufzuschreiben, wie es damals in Klöstern Sitte war. Die klösterliche Einsamkeit mochte ihr ebenso wenig als die Werke der Frömmigkeit eine hinlängliche geistige Befriedigung gewähren; empfänglich für poetische Erzeugnisse setzte sie sich durch Lectüre und Abschreiben von Gedichten in einen Connex mit der Außenwelt. Daß sie gebildet war, beweist ihr Sinn für Poesie, daß sie aber keine Frömmlerin war, beweist die Aufnahme so vieler weltlichen, ja höchst sinnlichen und sogar anstößigen Gedichte.²

Spätere Forscher hielten zunächst unhinterfragt an der Irrmeinung fest, es mit einer geistlichen Schreiberin zu tun zu haben. In der *Allgemeinen Deutschen Biographie* bezeichnet Karl Bartsch Clara als Nonne, die, „aus dem Abschreiben von Handschriften ein Gewerbe gemacht zu haben scheint“³ und erläutert in weiterer Folge:

Der Inhalt der Gedichte ist oft so anstößig, daß es als charakteristisch für die Zeit gelten muß, wenn eine Nonne dergleichen ohne Anstoß in eine von ihr veranstaltete Gedichtsammlung aufnahm.⁴

Franz M. Böhme, der sich um die deutsche Volksliedforschung verdient gemacht hatte, listet das *Liederbuch der Clara Hätzlerin* als eine der Quellen für seine Volksliedsammlung auf, jedoch nicht ohne in Bezug auf die Schreiberin folgende ‚erklärende‘ Worte hinzuzufügen:

Auffallend ist das Zotige in vielen Gedichten. Hat die Nonne an dergleichen Schamlosigkeiten Gefallen gefunden, so mag sie auch der Ausübung solcher nicht fern gestanden haben.⁵

Auch wenn die Inhalte dieser so bedeutenden Textsammlung zur Liebesdichtung des Spätmittelalters den Moralvorstellungen der Forscher des 19. Jahrhunderts nicht entsprochen haben mögen bzw. von ihnen sogar als ungehörig empfunden wurden, so erscheinen Böhmies Bemerkungen aus heutiger Sicht nicht nur unwissenschaftlich, sondern äußerst sexistisch.

2 Haltaus, *Liederbuch*, S. IX.

3 Artikel „Hätzlerin, Clara“ von Karl Bartsch In: *Allgemeine Deutsche Biographie*, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 11 (1880), S. 36, online unter <https://de.wikisource.org/wiki/ADB:H%C3%A4tzlerin,_Clara> [2022-01-31].

4 Ebda.

5 *Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. Gesammelt und erläutert von Franz M. Böhme.* Leipzig: Breitkopf und Härtel 1877, S. 772.

Im 20. Jahrhundert, nachdem Einträge in den Augsburger Steuerbüchern gefunden worden waren, die den Nachweis erbrachten, dass Clara keine Nonne, sondern eine urkundlich belegte steuerpflichtige Bürgerin war, wurde sie weiterhin von männlichen Forschern bewertet. Eduard Gebele, ein Augsburger Historiker, der sich mit mehreren Persönlichkeiten aus der Augsburger Geschichte beschäftigt hat, kommentiert ihre Arbeiten mit folgenden Worten:

Dagegen finden wir in keiner der Abschriften der Hätzlerin irgendeinen der vielfach üblichen Schreibersprüche, vielleicht war sie dazu doch zu primitiv [...].

Ihre Kunst bestand lediglich im Schönschreiben. [...]

Zurückgeblieben ist nur eine Frauengestalt mit verlorenem Nimbus, keine lose Nonne mehr, nichts von einer Sammlerin schöner und freier Lieder. Den alten Ruhm hat ihr die Forschung genommen, nichts ist geblieben als eine vielleicht schöne Frau und eine für ihre Zeit seltene, fleißige und gute Schreiberin, die als einziges Verdienst aufzuweisen hat, daß ihr Liederbuch eines der wenigen erhaltenen ist.⁶

Gebele reduziert Claras Verdienste auf die Kunst des Schönschreibens und einen gewissen Sinn für Ästhetik und Schönheit. Der bloße Zufall, dass sich gerade ihr Liederbuch bis heute erhalten hat, habe dazu geführt, dass man noch von ihr spreche, ansonsten sei nichts weiter von ihr geblieben.

In den letzten Jahren haben sich mehrheitlich Forscherinnen wie Elvira Glaser, die das Graphiesystem der Clara Hätzlerin und die Augsburger Schreibsprache einer eingehenden Analyse unterzogen hat⁷, und Karin Schneider, die sich mit dem Laienschreibbetrieb im spätmittelalterlichen Augsburg auseinandergesetzt hat⁸, dem Werk der Lohnschreiberin gewidmet. Neueste Erkenntnisse über den Schreibduktus der Augsburger Professionistin konnten zuletzt Wernfried Hofmeister und Andrea Hofmeister-Winter im Rahmen

6 Eduard Gebele: Clara Hätzlerin. In: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben. Bd. 6. Hrsg. von Götz Freiherrn von Pölnitz. München: Hueber 1958. (= Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte. 3, 6.) S. 30, 29 und 28.

7 Vgl. Anm. 3.

8 Vgl. Karin Schneider: Berufs- und Amateurschreiber. Zum Laienschreibbetrieb im spätmittelalterlichen Augsburg. In: Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts. Hrsg. v. Johannes Janota und Werner Williams-Krapp. Tübingen: Niemeyer 1995. (= Studia Augustana. 7.) S. 8–26.

ihres Projekts zur Authentifizierung mittelalterlicher Schreiberhände gewinnen.⁹

Da es bisher keine umfassende Darstellung des Lebens und Wirkens der Berufsschreiberin gibt, hat es sich die vorliegende Arbeit zum Ziel gesetzt, diese Lücke zu schließen und Clara Hätzlerin den Stellenwert in der Forschungsliteratur zu geben, der ihr zusteht. Zu Beginn stand die große Herausforderung, wie man an Informationen über eine Frau gelangt, die vor fast 600 Jahren gelebt hat. Wer war Clara Hätzlerin? Wie hat sie gelebt und gearbeitet, wie waren ihre Lebensumstände? Welche Rolle spielte sie als Berufsschreiberin in Augsburg des 15. Jahrhunderts und wie gestaltete sich ihre soziale Stellung als Frau in der männlich dominierten Gesellschaft des Spätmittelalters?

Anders als bei adeligen Frauen, die in den Quellen besser dokumentiert sind, gibt es über bürgerliche Frauen nur sehr wenige schriftliche Nachweise. Die einfache Frau aus dem Volk ist lediglich als Randerscheinung und Teil der kollektiven Masse in den Geschichtsbüchern zu finden, die Biografie einer Bürgerin als individuelle weibliche Lebensgeschichte sucht man in der Literatur oft vergeblich. Es galt den historischen Blickwinkel zu verändern und einen völlig neuen Bereich des sozialen Lebens zu erschließen, um den Alltag der Berufsschreiberin im spätmittelalterlichen Augsburg rekonstruieren zu können.

Die einzigen greifbaren Spuren, die Clara Hätzlerin hinterlassen hat, sind ihre neun signierten Handschriften und die Eintragungen in den Steuerbüchern. Aus diesen wenigen Zeugnissen mussten Rückschlüsse auf die reale Person dahinter gezogen werden. Clara hat in verschiedenen Lebenssituationen unterschiedliche Rollen gespielt, in denen sie auch heute noch sichtbar werden kann. In ihrer familiären Rolle als Tochter und Schwester war ihr Handlungsspielraum einerseits durch die Geschlechtsvormundschaft eingeschränkt, andererseits ist sie in den Steuerbüchern als Bürgerin von Augsburg und Steuerzahlerin in ihrem Wohnviertel dokumentiert. Die nötigen Vorkenntnisse für ihren Beruf erwarb sie in ihrer Rolle als Schülerin – vielleicht vermittelt durch ihren Vater. Einen Nachweis ihres Könnens und ihrer Professionalität liefert sie in ihrer Rolle als Berufsschreiberin mit ihren sorgfältig hergestellten Abschriften. Dass sie als einzige namentlich bekannte und in

9 Vgl. Anm. 4 und 5.

mehreren Quellen dokumentierte Schreiberin für die Forschung einen besonders interessanten Fall darstellt, steht außer Streit.

2.1. Augsburg im Hoch- und Spätmittelalter

*Hätt' ich Venedigs Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger G'schütz
und Ulmer Geld,
so wär' ich der Reichste in der Welt.*

(Sprichwort)

Diese Volksweisheit aus dem späten Mittelalter lässt schon erkennen, dass Claras Heimatstadt Augsburg zu jener Zeit nicht nur zu den bedeutendsten deutschen Städten gehörte, sondern sich auch durch architektonische Großzügigkeit und Pracht, vor allem bei den kirchlichen Bauten, auszeichnete. Im 15. Jahrhundert zählte man in der Lechstadt nicht weniger als 18 Stifte und Klöster sowie 115 Türme, die die äußere und innere Stadtmauer eindrucksvoll abrundeten.¹⁰

Die auf römische Wurzeln zurückgehende Stadt zwischen Lech und Wertach war in der Antike unter dem Namen Augusta Vindelicorum bekannt und ist eine der ältesten Städte Deutschlands. 832 taucht in den Quellen zum ersten Mal der deutsche Name Augsburg auf.¹¹ 1156 verlieh Friedrich I. Barbarossa Augsburg das Stadtrecht mit dem Bischof als alleinigem Stadtherrn, und die Stadt wuchs und gedieh. Durch die Eingliederung der Vorstädte im Norden und Osten war Augsburg bald auf die zehnfache Größe der frühmittelalterlichen Fläche angewachsen.¹² Die günstige Lage an alten Fernstraßen führte zu einer Intensivierung der Handelsbeziehungen mit den Hansestädten im Norden und mit Italien. 1276 erhielt Augsburg von König Rudolf von Habsburg den Status einer freien Reichsstadt.

10 Diese genauen Informationen über das spätmittelalterliche Erscheinungsbild der Lechstadt lassen sich aus dem Stadtplan von Jörg Seld aus dem Jahr 1521 erschließen, der eine detailgetreue Ansicht Augsburgs mit allen einzelnen Häusern und Gebäuden wiedergibt. Vgl. Wolfgang Zorn: Augsburg. Geschichte einer deutschen Stadt. München: Rinn 1955, S. 152.

11 Vgl. ebda, S. 55.

12 Vgl. ebda, S. 124.

Ab dem 13. Jahrhundert ist eine Loslösung von der bischöflichen Stadtherrschaft erkennbar, und das gehobene Bürgertum wurde zur politisch dominierenden Kraft. Seit 1237 wurden alle Urkunden mit einem eigenen Stadtsiegel unterfertigt, was als Zeichen für die zunehmende Selbstständigkeit der Stadt und die Konstituierung einer Stadtgemeinde zu werten ist. Den Höhepunkt des Unabhängigkeitsprozesses bildete die Kodifikation des Augsburger Stadtrechts von 1276, verbunden mit der oben erwähnten Verleihung der Reichsunmittelbarkeit.¹³ Augsburg gehörte damit zu den ersten deutschen Städten, die ihr Recht in einem amtlichen Rechtsbuch aufzeichnen ließen. Dieses Buch, das heute noch im Original im Augsburger Stadtarchiv erhalten ist, regelte das städtische Alltagsleben und stellte ein „Gemisch aus Kaufmannsrecht, Marktrecht und allgemeinem Recht“¹⁴ dar. Schmidt weist auf die ungewöhnlich hohe Zahl an Abschriften des juristischen Textes im Spätmittelalter hin, „obgleich sein Recht nur in einer einzigen Stadt galt“¹⁵, und erklärt dies damit, dass es tatsächlich laufend angewendet und erweitert wurde. „Man wollte dieses Recht nicht nur lesen, sondern war stolz darauf, es auch zu besitzen.“¹⁶ So wurde unter anderen auch die Berufsschreiberin Clara Hätzlerin in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts (zumindest einmal) mit der Abschrift dieses für die Stadt so wichtigen Rechtstextes betraut.¹⁷

Im Jahr 1346 wurde die erste Steuerliste (*stiure inscriptio*) angelegt, die alle steuerpflichtigen Bürger*innen der Stadt und die Höhe ihrer jeweiligen Abgaben an die Stadtverwaltung dokumentierte. Diese Vermögenssteuern wurden durch städtische Beamte, die *sturmaister*, jährlich eingehoben und durch die Vermögenssteuerordnung, die aus einer Stadtbuchabschrift aus dem Jahr 1324 überliefert ist, geregelt.¹⁸ Das erste heute noch vollständig erhaltene Steuerbuch der Lechstadt aus dem Jahr 1346 listet rund 2.750 Namen von Personen auf, die in jenem Jahr zur Steuer veranlagt

13 Vgl. Augsburger Stadtlexikon online: Peter Geffcken: Augsburg im Hoch- und Spätmittelalter. <<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/aufsaeetze-zur-stadtgeschichte/augsburg-im-hoch-und-spaetmittelalter>> [2022-01-31].

14 Zorn, Augsburg, S. 110.

15 Geschichte der Stadt Augsburg von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Hrsg. von Gunther Gottlieb et al. Stuttgart: Theiss 1984, S. 143.

16 Ebda.

17 Vgl. Augsburg, Staats- und Stadtbibl., 2° Cod. Aug. 160.

18 Vgl. Zorn, Augsburg, S. 117.

wurden.¹⁹ In den Büchern werden die Steuerpflichtigen „nach dem Weg der Einhebung“²⁰ erfasst, das heißt, die Steuermeister gingen die Bezirke immer nach demselben Schema von Haus zu Haus ab. Dadurch wurden die Bürger jedes Mal in derselben Reihenfolge registriert und Nachbarschaften lassen sich infolgedessen heute noch leicht nachweisen. Diese Steuerbücher liefern, wenn sie richtig gelesen und interpretiert werden, wichtige demografische Daten über die Zusammensetzung der spätmittelalterlichen Augsburger Bevölkerung und deren Vermögensverhältnisse und stellen eine unentbehrliche Quelle für die Rekonstruktion des Lebens der Berufsschreiberin Clara Hätzlerin dar.

Mit Augsburg untrennbar verbunden ist der Name des seit dem 14. Jahrhundert in der Stadt ansässigen Kaufmannsgeschlechts der Fugger, der zu einem Synonym für Reichtum wurde. Seit 1367 die Zuwanderung des Stammvaters Hans Fugger, eines Webers, in den Augsburger Steuerbüchern vermerkt worden war, prägte die Familie Fugger das wirtschaftliche Leben in Augsburg. Einige Mitglieder des Hauses hatten hohe kirchliche und weltliche Ämter inne, andere machten sich als Stifter einen Namen.²¹ So hat sich bis heute die sog. Fuggerei als älteste noch immer bewohnte Sozialsiedlung der Welt in Augsburg erhalten.²² Eine schwache Verbindung gibt es auch zu Clara Hätzlerin, denn einer ihrer Auftraggeber, Jörg Roggenburg, war mit einer Tochter aus dem Hause Fugger verheiratet.²³

Wie hat man sich die Bevölkerung im spätmittelalterlichen Augsburg vorzustellen? Wie lebten die Menschen im 15. Jahrhundert? Kulischer errechnet für die Stadt aufgrund diverser Parameter wie Einwohnerzählungen, Eintragungen in Steuerbüchern und anderer zu Besteuerungszwecken unternommener Erhebungen für das Jahr 1475, also zu Claras Lebzeiten, eine Einwohnerzahl von 18.000. Damit zählte Augsburg zu den bevölkerungsmä-

19 Vgl. ebda, S. 127.

20 Ebda.

21 Vgl. Augsburger Stadtlexikon online: Peter Geffcken et al.: Fugger. <<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/fugger/3839>> [2022-01-31].

22 Vgl. ebda, <<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/fuggerei/3840>> [2022-01-31].

23 Vgl. dazu Kapitel 2.9.

ßig größten Städten Europas.²⁴ Ähnliche Angaben machen auch Gottlieb et al., die basierend auf dem wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts von einer stark wachsenden Bevölkerungszahl ausgehen.²⁵ Die Zahl der Reichen war jedoch relativ gering, im Gegensatz dazu betrug die Quote der Armen und Besitzlosen in der Stadt laut Kulischer zwei Drittel der gesamten Population.²⁶ Gottlieb beziffert den Prozentsatz der Unterschichtangehörigen im Jahr 1462 sogar mit 85,2 % und sieht dies als Indikator für eine extreme Vermögenskonzentration in der Fuggerstadt Augsburg.²⁷

Die Mitglieder des Stadtrates, die begüterten Kaufmannsfamilien und Großgrundbesitzer bildeten das städtische Patriziat, das in den wenigen aus Stein gemauerten Häusern lebte, während der Großteil der übrigen Behausungen ausschließlich aus Holz erbaut war. Die Maximilianstraße fungierte als die zentrale Kommunikationsachse durch die Stadt, entlang der repräsentiert, gehandelt und gewohnt wurde. „Die Hälfte aller Familien bewohnte eigene Häuser (in Augsburg kommen auf ein bewohntes Haus 2,23 Steuerzahler).“²⁸ Aus der detailgetreuen Darstellung des Stadtbildes von Jörg Seld weiß man, dass die Wohnstätten in der Innenstadt dicht aneinandergedrängt standen und zumeist über drei Stockwerke verfügten.²⁹ Diese Behausungen, wenn sie nicht von wohlhabenden Patriziern bewohnt wurden, waren klein, schlecht beheizt und düster, denn die Fenster wurden im Winter mit Papier oder Lumpen verhängt, Glasfenster waren nur in öffentlichen Gebäuden üblich. Die Frontseiten der Häuser beherbergten die Geschäftsräume und Werkstätten, während das Privatleben im rückwärtigen Teil des Hauses stattfand.³⁰ In solch einem Domizil hat wohl auch Clara Hätzlerin ihre akkuraten Arbeiten und Abschriften angefertigt.

24 Vgl. Josef Kulischer: Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Bd. 1. München: Oldenbourg 1958, S. 169.

25 Vgl. Geschichte der Stadt Augsburg, S. 188.

26 Vgl. Kulischer, Wirtschaftsgeschichte, S. 175.

27 Vgl. Geschichte der Stadt Augsburg, S. 189.

28 Kulischer, Wirtschaftsgeschichte, S. 178.

29 Vgl. Zorn, Augsburg, S. 152.

30 Vgl. Ernst Piper: Der Stadtplan als Grundriß der Gesellschaft. Topographie und Sozialstruktur in Augsburg und Florenz um 1500. Frankfurt / New York: Campus 1982. (= Campus Forschung. 305.) S. 8.

Die ungewöhnlich große Zahl an Stiften und Klöstern in Augsburg trug vermutlich dazu bei, dass die Schriftlichkeit in der Stadt florierte und Augsburg zu einem wichtigen Schreibort des deutschen Mittelalters avancierte, wo Bücher entstanden und überliefert bzw. kopiert wurden.³¹ Während hier im Frühmittelalter der Schwerpunkt auf der Produktion hagiographischer Texte gelegen war, entstanden im Hochmittelalter volkssprachliche Handschriften unter franziskanischem Einfluss.³² Das Spätmittelalter war geprägt von einer emsigen Chronistik, die aus verschiedensten Perspektiven anschauliche Einblicke in das Augsburger Alltagsleben bietet, sowie – ausgelöst durch den wirtschaftlichen Aufschwung der Stadt – einem regen Laienschreibbetrieb und einer florierenden Literaturszene, in denen die Berufsschreiberin eine maßgebliche Rolle spielte.

2.2. Clara als Augsburger Bürgerin und Steuerzahlerin

Clara Hätzlerin zu Augspurg

(Signatur der Schreiberin am Ende ihrer Abschrift von Münsingers *Falkenbuch*)

Clara stammt aus einer alteingesessenen Augsburger Familie, Mitglieder aus dem Hause Hätzler wurden bereits im Jahr 1346 (mit Beginn der Aufzeichnungen) in den Steuerbüchern erfasst und dokumentiert.³³ Die exakten Lebensdaten der Schreiberin sind heute nicht mehr festzustellen, in der Sekundärliteratur nimmt man an, dass sie etwa um 1430 in Augsburg geboren wurde.³⁴ Die einzig greifbaren Belege, die einen kleinen Anhaltspunkt liefern können, sind die Eintragungen in den Büchern, die Clara von 1451 bis 1476 gemeinsam mit ihrem Bruder Bartholomäus Hätzler als Steuer-

31 Vgl. Martin Schubert (Hrsg.): Schreiborte des deutschen Mittelalters. Skriptorien – Werke – Mäzene. Berlin, Boston: De Gruyter 2013, S. 3.

32 Vgl. ebda, S. 10.

33 Vgl. Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1346, fol. 4a, hier wird ein Ulrich Hätzler urkundlich erwähnt.

34 Vgl. Gebele, Clara Hätzlerin, S. 27; Die deutsche Literatur des Mittelalters – Verfasserlexikon. Hrsg. v. Kurt Ruh et al. Bd. 3. Berlin/New York: De Gruyter 1981, Sp. 547; <<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/haetzler/4011>> [31.01.2022].

zahlerin erfasst haben. Allerdings ist nicht bekannt, in welchem Alter Clara erstmalig zur Steuer veranlagt wurde, daher bewegt man sich bezüglich ihres Geburtsdatums in einem unsicheren Bereich. Zudem fehlt just das Steuerbuch aus dem Jahr 1450, in dem sich vielleicht noch ein früherer Eintrag über Claras Zahlungen gefunden hätte. Der Zeitpunkt ihrer Geburt könnte folglich auch einige Jahre zurück- oder vordatiert werden.

Mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit lässt sich ihr Todesjahr festlegen: Da Claras Name nach 1476 in den Steuerlisten nicht mehr erwähnt wird, kann man davon ausgehen, dass sie im Jahr 1476 oder im Laufe des darauffolgenden Jahres gestorben ist. Clara wurde demzufolge etwa 45–50 Jahre alt, ihr Bruder Bartholomäus überlebte sie um fast zwei Jahrzehnte, er scheint noch bis 1494 in den Steuerbüchern auf.³⁵

Den Wohnsitz der Familie Hätzler geben die Steuerbücher ab 1440 innerhalb des Heiligkreuzer Tores an.³⁶ Dieses Haus, in dessen Nachbarschaft sich später die wohlhabende Kaufmannsfamilie Hoehstetter ansiedelte, wurde nach dem Tod des Vaters von den beiden Geschwistern Clara und Bartholomäus bewohnt. Augsburg war zu jener Zeit in elf Steuerbezirke untergliedert. Der Stadtteil, in dem Clara lebte, liegt relativ zentral unweit des Augsburger Doms und der Heilig-Kreuz-Kirche.

Piper weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass der Stadtkern im Spätmittelalter zu den attraktivsten Wohnlagen mit dem höchsten Sozialprestige gehörte und dass die Behausungen der wohlhabenden Bürger und Bürgerinnen vor allem in der Innenstadt anzutreffen waren. Die Vorstädte und Randlagen rund um die äußere Stadtmauer zählten eher zu den Arme-Leute-Gegenden.³⁷ Die Lage des Wohnbezirks stellte daher gemeinsam mit der Größe und Ausstattung eines Hauses einen der wichtigsten Indikatoren für den sozialen Status einer Familie dar. Dies kann folglich als erster Hinweis auf die Zugehörigkeit der Familie Hätzler zur Mittelschicht gewertet werden.

Clara blieb zeitlebens im Haushalt ihres Bruders, der verheiratet war und zwei Kinder hatte. Bartholomäus' Tochter Veronika vermählte sich 1499 mit dem Rechenmeister Leonhart Pfister³⁸, der

35 Vgl. Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1494, fol. 35b.

36 Vgl. Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1440, fol. 20b.

37 Vgl. Piper, Stadtplan, S. 74.

38 Vgl. Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1499, fol. 41d.

dann in weiterer Folge mit seiner Familie das Hätzlersche Domizil bewohnt und bis 1516 in den Steuerbüchern innerhalb des Heiligkreuzer Tores aufscheint.³⁹

Der Augsburgener Historiker Gebele weiß zu berichten, dass das alte Wohnhaus der Familie Hätzler 1516 im Zuge der Vergrößerung des Hoehstetterhauses, eines imposanten Bauwerks mit Innenhof und großer Halle, abgerissen wurde.⁴⁰ Das reich verzierte und mit kunstvoller Fassadenmalerei versehene Gebäude, das von Ambrosius Hoehstetter dem Älteren in Auftrag gegeben worden war, wurde allerdings im Februar 1944 durch Luftangriffe völlig zerstört, allein der unbeschädigt gebliebene und mit dem Hoehstetterschen Wappen verzierte Erker wurde 1962 in die Fuggerei integriert und ist noch heute dort zu bewundern.⁴¹

Clara scheint als Augsburgener Bürgerin und Steuerzahlerin, wie bereits weiter oben erwähnt, ab dem Jahr 1451 (gleichzeitig mit ihrem Bruder Bartholomäus) in den Steuerbüchern auf,⁴² in den darauffolgenden Jahren bis 1476 steuert die Berufsschreiberin regelmäßig. Durch diese kurze Eintragung im Augsburgener Steuerbuch wird die Hätzlerin nun erstmalig als historische Person greifbar. In einer Zeit, als es noch keine Kirchenbücher gab und kaum Aufzeichnungen über die Geburt und den Tod von Menschen aus der bürgerlichen Gesellschaft existierten, wird Clara nun immerhin als steuerzahlende Bürgerin von Augsburg sichtbar. Alles, was über ihr Leben bekannt ist, leitet sich aus der Zeitspanne ab, in der sie als Steuerzahlerin erfasst wurde und in der sie ihre Bücher kopiert und datiert hat.

In den ersten Jahren wird sie nach der Erwähnung ihres Bruders Bartholomäus ohne Namen als *sein swester* bezeichnet, doch ab 1460 erscheint die Schreiberin auch namentlich als *Clär* bzw. *Clara* in den Verzeichnissen:

39 Vgl. Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1516, fol. 46d.

40 Vgl. Gebele, Clara Hätzlerin, S. 27.

41 Vgl. Augsburgener Stadtlexikon online: Hoehstetterhaus. <<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/hoehstetter-haus/4161>> [2022-01-31].

42 Zu Claras Familie vgl. Kapitel 2.4 dieser Arbeit.

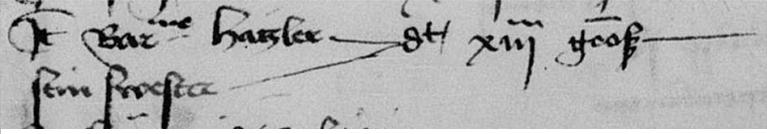


Abbildung 1: Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1458, fol. 27d

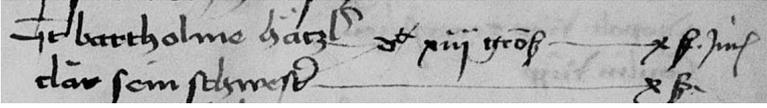


Abbildung 2: Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1460, fol. 26b

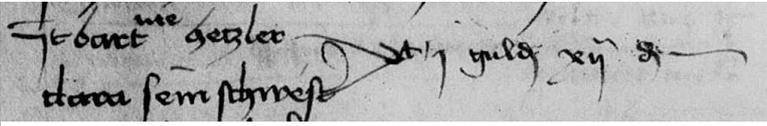


Abbildung 3: Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1466, fol. 28c

Dieses Sichtbarwerden der Clara Häzlerin als Persönlichkeit mit eigenem Namen und individueller Geschichte markiert eine wichtige Zäsur bei der Darstellung der Berufsschreiberin in den Quellen. Grundsätzlich fanden (Ehe-)Frauen in den Steuerbüchern keine Erwähnung, bei weiblichen Steuerkonten handelte es sich meist um Witwen, die nach dem Tod ihres Mannes den Betrieb alleine weiterführten. So wird etwa die Gemahlin des Bartholomäus Häzler jun. in den 43 Jahren seiner aktiven Steuertätigkeit in den Büchern mit keinem Wort erwähnt, erst nach seinem Tod 1495 erscheint sie erstmalig als *Bartolomäus Häzlerin*, seine steuernde Witwe, ohne Nennung ihres eigenen Vornamens.

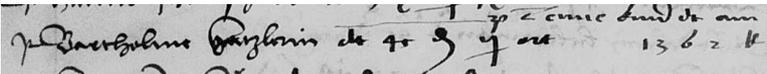


Abbildung 4: Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1495, fol. 34c

An dieser Stelle gilt es grundlegende Regeln für die Besteuerung der Augsburger Bevölkerung festzuhalten: Die Steuerbücher erfassten in der Regel nur ganze Haushalte, normalerweise war der Haushaltsvorstand der alleinige Steuerschuldner, der durch einen Steuereid bezeugen musste, dass seine Ehefrau, die Kinder und etwaige Dienstboten über kein steuerpflichtiges Vermögen ver-

fügten.⁴³ Clara, die ebenfalls im Haushalt ihres Bruders lebte, muss demzufolge über einen eigenen Besitz verfügt haben, ansonsten wäre sie in den Büchern nicht erwähnt worden. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass sie am väterlichen Erbe beteiligt war bzw. sogar zu gleichen Teilen mit ihrem Bruder geerbt hatte. Einen weiteren Beweis für diese These liefern die Verbindungslinien, die zwischen ihrem Namen, dem ihres Bruders und dem Steuerbetrag stehen (vgl. Abb. 1). Diese deuten darauf hin, dass die Geldsumme von den Geschwistern gemeinsam bezahlt wurde, indem jeder der beiden einen Teil der Steuerlast übernahm.

Clara stellt als ledige Frau in jeder Hinsicht eine Ausnahme dar. Geffcken, der im Rahmen seiner Studie zur sozialen Schichtung in Augsburg die städtischen Steuerbücher einer umfassenden Untersuchung unterzogen hat, beziffert den Anteil der Frauenkonten ab dem Jahr 1455 mit 24,2 % bis 27,5 % der erfassten Personen.⁴⁴

Die Steuerbeträge, die das Geschwisterpaar Hätzler jährlich zu entrichten hatte, bewegten sich zwischen 6 ½ Groschen (was etwas mehr als einem ¼ Gulden entsprach) und einem Gulden und 12 Pfennig.⁴⁵ Welche Rückschlüsse lassen sich aus diesen Zahlen auf die Vermögensverhältnisse der beiden ziehen? Kulischer berichtet, dass im Jahr 1475 von 4.485 Augsburger Steuerzahlern 2.958, also rund 66 %, zu den Armen gehörten und nur eine Kopfsteuer zu bezahlen hatten.⁴⁶ Bei dieser Abgabenform musste nur ein geringer Pauschalbetrag ohne Berücksichtigung der wirtschaftlichen Verhältnisse beglichen werden. Während die Besitzlosen von der Vermögenssteuer ausgenommen waren, trugen die 20 reichsten Bürger der Stadt 23 % der gesamten Steuerleistung. In Augsburg waren dies die begüterten Patrizierfamilien der Fugger, der Welser und der Hoehstetter.⁴⁷ Die Schere zwischen Reich und Arm ging also auch im 15. Jahrhundert weit auseinander.

Die Höhe der Hätzlerschen Steuerbeträge liefert einen weiteren Hinweis darauf, dass Clara und ihr Bruder der Mittelschicht an-

43 Vgl. Friedrich Peter Geffcken: Soziale Schichtung in Augsburg 1396 bis 1521. Beitrag zu einer Strukturanalyse Augsburgs im Spätmittelalter. München: Univ., Diss. 1995, S. 43.

44 Vgl. ebda, S. 99.

45 Zu den Preisen im Mittelalter vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Preise_im_Mittelalter#15._Jahrhundert> [2022-01-31].

46 Vgl. Kulischer, Allgemeine Wirtschaftsgeschichte, S. 176.

47 Vgl. Zorn, Augsburg, S. 153.

gehörten, die in Augsburg ausgesprochen klein war. Kulischers Ausführungen zufolge zählten sie damit zu den restlichen 34 % der Bevölkerung, die vermögenssteuerpflichtig waren. Gottlieb beziffert den Anteil dieser Gruppe im Jahr 1462 mit nur 11,1 % der gesamten Bevölkerung.⁴⁸

Geffcken definiert den Mittelstand als jenen Teil der Bevölkerung, der seine Existenz mit einer Mischung aus Arbeits- und Kapitaleinkommen abdeckte. Dieser Gesellschaftsgruppe gelang es aus eigenen Mitteln, sich eine einfache Altersversorgung anzusparen, während bei den Angehörigen der Unterschicht diese Möglichkeit nicht gegeben war.⁴⁹ Die Vermögensgrenze zwischen Unter- und Oberschicht legt Geffcken bei einem Anschlagvermögen von 100 Gulden fest. Diese Summe war notwendig, um sich eine Pfründe zu kaufen, mit der ein Lebensunterhalt nach bürgerlichem Standard gesichert war.⁵⁰ Hartung berechnet für 1472 einen Steuersatz von 0,5 %, der auf Immobilien zu bezahlen war.⁵¹ Folglich ließe sich bei einer maximalen Steuerleistung von einem Gulden, 12 Pfennig,⁵² den die Hätzlers bezahlt haben, ihr Vermögen auf etwa 210 Gulden errechnen.

Weiters veranschlagt Geffcken für diesen Zeitraum ein notwendiges jährliches Mindesteinkommen von 100 Gulden, um sich ein gutbürgerliches Leben und einen gewissen Standard leisten zu können. Man wird davon ausgehen können, dass Bartholomäus Hätzler jun. als öffentlicher Notar sich in dieser oder sogar einer höheren Besoldungsstufe bewegt hat. Somit kann die Zugehörigkeit der Familie zur Mittelschicht als gesichert gelten.

48 Vgl. Geschichte der Stadt Augsburg, S. 189.

49 Vgl. Geffcken, Soziale Schichtung, S. 33.

50 Vgl. ebda.

51 Vgl. Johannes Hartung: Die augsburgische Vermögenssteuer und die Entwicklung der Besitzverhältnisse im 16. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche. Bd. 19. Leipzig: Duncker & Humblot 1895, S. 868.

52 Laut Geffcken entsprach der Gulden zu jenem Zeitpunkt einem Gegenwert von 208 Pfennig, vgl. Geffcken S. 88.

Welche Spuren findet man heute noch vom einstigen Leben und Wirken der Bürgerin Clara Hätzlerin in Augsburg? Wenn auch keinerlei Überbleibsel ihres Wohnhauses mehr zu finden sind, so hat die Stadt Augsburg ihrer berühmten Bürgerin doch ein kleines Denkmal gesetzt, indem sie eine Straße nach ihr benannt hat. Auf einem Streifzug durch das Wolfram- und Herrenbachviertel gelangt man unweit des Güterbahnhofs Augsburg-Ring in die Clara-Hätzler-Straße, die seit 1973 an ihre Namensgeberin erinnert.⁵³



Abbildung 5: Clara-Hätzler-Straße in Augsburg

53 Die Fotografie wurde mir freundlicherweise vom Augsburger Frauengeschichtskreis zur Verfügung gestellt. Dieser bemüht sich zurzeit gerade darum, ein Zusatzschild anbringen zu lassen, das die Passant*innen über das Leben und Wirken der Berufsschreiberin informiert.

2.3. Die soziale und rechtliche Stellung der Frau im Spätmittelalter

Mulier est vir imperfectus sive occasionatus.

(Thomas von Aquin)

Die in den letzten Jahrzehnten recht zahlreich gewordenen wissenschaftlichen Publikationen über das Leben von Frauen im Mittelalter kommen im Großen und Ganzen zu dem Ergebnis, dass es im urbanen Leben des 14. und 15. Jahrhunderts zu einer Verbesserung der Stellung der Frau gekommen ist.⁵⁴ Das Erstarren der Städte als wichtige Wirtschafts- und Handelszentren im Spätmittelalter war auch eine Zeit des Aufbruchs und der Neuerungen für Frauen, die als unverzichtbare Arbeitskräfte am Aufschwung und der Entwicklung der Stadtwirtschaft beteiligt waren.⁵⁵ Es kam zu grundlegenden Veränderungen in der Arbeitsorganisation, denn in den Kaufmanns- und Handwerkerfamilien leisteten Ehefrauen durch ihre Mitarbeit einen wichtigen Beitrag zum geschäftlichen Erfolg und sorgten dadurch an der Seite ihrer Männer für die Vermehrung des Vermögens. Schon bald waren Frauen in den unterschiedlichsten Branchen in dienstleistenden, gewerblichen und handwerklichen Funktionen tätig.⁵⁶ Sie traten als gemeinsam mit ihren Männern Handel treibende Ehepartnerinnen in Erscheinung, waren in Geldgeschäften engagiert, arbeiteten als Seidenspinnerinnen und Garnmacherinnen, die sogar in Zünften organisiert waren, und scheinen eine beachtliche Rolle unter den städtischen Gewerbetreibenden innegehabt zu haben. Frauen übernahmen nach dem Tod des Ehemannes gelegentlich auch dessen Geschäfte, und in einigen Berufen erhielt die Witwe sogar das Meisterrecht.⁵⁷ Pajcic vertritt die These,

54 Vgl. Erika Uitz: Die Frau im Mittelalter. Wien: Tosa 2003; Claudia Opitz: Frauenalltag im Spätmittelalter (1250–1500). In: Christiane Klapisch-Zuber (Hrsg.): Mittelalter. Frankfurt, New York: Campus 1993. (= Geschichte der Frauen. 2.) S. 283–339; Kathrin Pajcic: Frauenstimmen in der spätmittelalterlichen Stadt? Testamente von Frauen aus Lüneburg, Hamburg und Wien als soziale Kommunikation. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013.

55 Vgl. Opitz, Frauenalltag, S. 310–311.

56 Vgl. Uitz, Frau im Mittelalter, S. 34.

57 Vgl. ebda, S. 39 ff.

dass sich die rechtliche Stellung der erwerbstätigen Frauen analog zur Entwicklung der städtischen Wirtschaft verbesserte.⁵⁸

Becker-Cantarino macht jedoch darauf aufmerksam, dass bei Darstellungen des Mittelalters durch das Zusammenfügen von zeitlich und örtlich weit auseinanderliegenden Einzelzeugnissen oft ein verfälschtes Bild dieser Zeit entsteht. Man dürfe nicht dem Irrtum verfallen, aus diesen einzelnen, aus dem Kontext gerissenen Erwähnungen von Freiheiten der berufstätigen Frauen im Spätmittelalter Rückschlüsse auf eine rege und unbeschränkte weibliche Erwerbstätigkeit zu ziehen.⁵⁹ Auch Uitz betont, dass gewisse Aussagen anderer Autor*innen zur Rolle der Frau im Berufs- und Wirtschaftsleben der spätmittelalterlichen Stadt „in keinem Fall [...] durch ein breit gestreutes, überzeugendes Quellenmaterial abgesichert [seien], das für die deutsche Stadt oder gar für die Stadt im deutschen Sprachraum als repräsentativ angesehen werden [könne].“⁶⁰

Das Geschlecht fungierte im Mittelalter immer als Determinante für den Handlungsspielraum eines Menschen. So waren Frauen grundsätzlich muntbedürftig und damit nur bedingt rechtlich handlungsfähig. Während Männer mit Erreichen ihrer Volljährigkeit unabhängig und rechtsfähig wurden, erreichten Frauen diesen Status auch im Spätmittelalter nur eingeschränkt und lebten weiterhin unter männlicher Hegemonie. Die Munt⁶¹ definierte sich als

58 Vgl. Pajcic, Frauenstimmen, S. 32.

59 Vgl. Barbara Becker-Cantarino: Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500–1800). Stuttgart: Metzler 1987.

60 Erika Uitz: Die Frau im Berufsleben der spätmittelalterlichen Stadt, untersucht am Beispiel von Städten auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. In: Frau und spätmittelalterlicher Alltag. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1986. (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs. 9.) S. 443.

61 Der Begriff leitet sich aus dem althochdeutschen Wort *munt* für „Hand, Schutz“ ab, im Mittelhochdeutschen kristallisierte sich die Bedeutung „Erlaubnis, Bevormundung“ heraus. Etymologisch erfuhr der Terminus einen semantischen Wandel von der „schützend über jemand gehaltenen Hand“ zum „Rechtsvertreter von Ehefrau und Kindern“ im 15. Jahrhundert. Vgl. Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Erarbeitet unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. 5. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2000, S. 1524.

ein ambivalentes Verhältnis von Schutz und Herrschaft,⁶² das es der Frau verbot, persönlich vor Gericht zu erscheinen oder ihr Vermögen selbst zu verwalten. Ihr Muntwalt, sei es der Vater, Ehemann, Bruder oder Sohn, hatte in der Hausgemeinschaft die Funktion des Familienoberhauptes, Rechtsvertreters und Beschützers der Frau. Frauen waren zudem von allen öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen und hatten nur beschränkten Zugang zu politischen Ämtern.⁶³ Simon-Muscheid definiert den Status von Frauen folgendermaßen:

Nach allgemein gültigen Moral- und Ehrbegriffen des Mittelalters und der frühen Neuzeit gehörten Frauen als Töchter unter die Obhut ihrer Väter oder Brüder und als Ehefrau unter diejenige ihres Ehemannes. Das Haus (wenn auch immer weniger die Werkstatt), das Quartier, der Stadtteil war der geographische Raum, innerhalb dessen sich die alltäglichen weiblichen Aktivitäten abzuspielen hatten.⁶⁴

Die verminderte Rechtsfähigkeit der Frau wurde in den mittelalterlichen Rechtssatzungen fixiert. So legt der *Schwabenspiegel*, ein um 1275 in Augsburg entstandenes Rechtsbuch, fest, *das der man seines weibs vogt und meister ist*.⁶⁵ Mit *vogt* war sowohl der Rechtsbeistand und Fürsprecher als auch der Vormund der Frau gemeint, es handelte sich also immer um ein Abhängigkeitsverhältnis und eine hierarchische Beziehung zwischen den beiden Geschlechtern.

Da das Landrecht, wie es im *Schwabenspiegel* fixiert war, den besonderen Erfordernissen in den Städten nur bedingt gerecht wurde, entstand parallel zur wirtschaftlichen und politischen urbanen Entwicklung ein eigenes städtisches Regelwerk. Diese Stadtrechte, mit deren Aufzeichnung man ab dem 13. Jahrhundert begonnen hatte, „führte[n] zu einer Modifizierung der rechtlichen

62 Vgl. Käthe Sonnleitner: Frauengeschichte des Mittelalters im Unterricht. Bd. 1. Graz: Leykam 1997. (= Grazer Gender Studies. Veröffentlichungen zur interdisziplinären historischen Frauen- und Geschlechterforschung. 3.) S. 9.

63 Vgl. Opitz, Frauenalltag, S. 286.

64 Katharina Simon-Muscheid: Frauenarbeit und Männerehre. Der Geschlechterdiskurs im Handwerk. In: Was nützt die Schusterin dem Schmied? Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung. Hrsg. v. Katharina Simon-Muscheid. Frankfurt / New York: Campus Verlag 1998. (= Studien zur historischen Sprachwissenschaft. 22.) S. 17.

65 Vgl. Schwabenspiegel online <http://www.opera-platonis.de/Landrecht/Land_und_Lehenrecht.pdf> [2022-01-31], Kapitel CCLVIII.

Stellung der Frau.“⁶⁶ Es war notwendig geworden, der berufstätigen Frau zur Wahrung und Aufrechterhaltung kaufmännischer Interessen bestimmte Zugeständnisse zu machen, die ihre rechtliche Situation verbesserten und ihr weiter gehende Rechte im Geschäftsleben einräumten. Im Augsburger Stadtrecht von 1276, das Clara Hätzlerin als Lohnschreiberin kopiert hat,⁶⁷ wurde das folgendermaßen formuliert:

Ez enhat auch chain frowe niht gewalt mit chaime ir wirtes gute niht ze tunne gen niemenn weder mit burkschefte noh mit anderiu ane ir wirtes wort, si enhabe danne sunderbar geschaeftze ze offener krame oder ze offem chaelr oder ob sie sust staetiklichen kauffes phligt ane ir wirt – swaz si danne tut daz hat wol kraft. Unde enmag auch chain vrowe vor gerihetes umbe chainiu dinch an ir wirtes stat niht gerehten, wan sie im sins gutes ze rehte vor gerihete niht vliessen mak, noh im auch chainen schaden an chaime sime gute getun mak, ez ensi danne ein frowe diu ze marcht stat und kouffet und verkouffet.⁶⁸

(Es hat keine Frau die Befugnis, etwas von ihres Mannes Besitz an jemanden zu geben, weder durch Bürgschaft noch auf eine andere Art, ohne Zustimmung ihres Ehemannes, es sei denn, sie betreibt eigene Geschäfte in einem öffentlichen Krämerladen oder einer Kellerei, oder wenn sie sonst regelmäßig zu verkaufen pflegt ohne ihren Ehemann. Was sie dann [sc. im letztgenannten Fall] tut, das ist rechtskräftig. Es darf auch keine andere Frau ohne Erlaubnis ihres Ehemannes um irgendeine Sache vor Gericht streiten, es sei denn eine Frau, die auf dem Markt kauft und verkauft.)

Grundsätzlich stand die Frau zwar weiterhin unter der Muntgewalt ihres Ehemannes und *ane ir wirtes wort* konnte sie keine finanziellen Transaktionen tätigen, wenn sie jedoch eigene Geschäfte betrieb, galten diese Regeln offensichtlich nicht mehr in vollem Ausmaß. Bemerkenswert ist hier die ausdrückliche Bestätigung der Rechtskraft ihres Handelns mit der Formulierung *daz hat wol kraft*. Dem Verbot, sich selbst vor Gericht zu vertreten, wird zudem für die *frowe diu ze marcht stat* eine Ausnahme hinzugefügt. Der erwerbstätigen Frau war es folglich unter gewissen Voraussetzungen mög-

66 Peter Ketsch: Frauen im Mittelalter. Bd. 2: Frauenbild und Frauenrechte in Kirche und Gesellschaft. Quellen und Materialien. Hrsg. von Annette Kuhn. Düsseldorf: Schwann 1984. (= Geschichtsdidaktik: Studien, Materialien. 19.) S. 179.

67 Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek, 2° Cod. Aug. 160.

68 Das Stadtbuch von Augsburg, insbesondere das Stadtrecht vom Jahre 1276, nach der Originalhandschrift zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Christian Meyer. Augsburg: Butsch 1872, Artikel 150, S. 228 f.

lich, das enge Korsett und die rechtlichen Normen der Muntgewalt zu sprengen. Ihre wirtschaftliche Selbstständigkeit führte zu einer teilweisen Lockerung der vormals engen Beschränkung durch die Vormundschaft des Mannes und zu einer partiellen rechtlichen Unabhängigkeit verbunden mit einer Erweiterung ihres Handlungsspielraums.⁶⁹

2.4. Clara als Tochter und Schwester

Manger von frawen übel redt/ Vnd waisz nit, was sein müter tett.

(Sinnspruch aus dem *Liederbuch* der Clara Hätzlerin)

„Das Raster zur Beurteilung und Klassifikation der weltlichen Frauen ist die Familie,“⁷⁰ konstatiert Casagrande, und so legt auch Claras familiäre Rolle als Tochter und Schwester ihre rechtliche Stellung sowie ihre Entscheidungs- und Handlungsfreiheit genau fest. Was wissen die Quellen über die Familie Hätzler zu berichten? Welche Stellung hatte sie in der Augsburger Gesellschaft?

Erste Hinweise liefern wiederum die Augsburger Steuerbücher: Claras Vater, Bartholomäus Hätzler, verdiente seinen Unterhalt als Briefschreiber,⁷¹ womit im Mittelalter ein Urkundenschreiber gemeint war. Im Rahmen dieser Tätigkeit steuerte er ab 1409⁷² regelmäßig, 1428 musste er im Rahmen der Hussitensteuer⁷³ nicht nur für seine Ehefrau Abgaben entrichten, sondern auch für eine

69 Vgl. Pajcic, *Frauenstimmen*, S. 33.

70 Carla Casagrande: *Die beaufsichtigte Frau*. In: *Mittelalter*. Hrsg. v. Christiane Klapisch-Zuber. Frankfurt, New York: Campus 1993. (= *Geschichte der Frauen*. 2.) S. 92.

71 Mit dieser Berufsbezeichnung wird Bartholomäus Hätzler der Ältere in einem Förderungsschreiben des Augsburger Rates erwähnt, vgl. Stadtarchiv Augsburg, *Missivbuch IVa*, Brief Nr. 34 vom 24.7.1437, vgl. dazu auch Kapitel 2.4 a. Mit *brief* war im Mhd grundsätzlich eine Urkunde gemeint.

72 Vgl. *Steuerbuch Augsburg 1409*, fol. 12d.

73 Während in den herkömmlichen jährlichen Steuerlisten in der Regel nur der Haushaltsvorstand zur Steuer veranlagt wurde, mussten im Hussitensteuerregister praktisch alle in Augsburg lebenden Personen über 15 Jahre einschließlich der Bediensteten erfasst werden, ausgenommen waren nur Geistliche, die nicht der städtischen Steuerhoheit unterlagen. Aufgrund dieser Eintragungen konnte man sich ein gutes Bild von der tatsächlichen Personenanzahl machen, die in einem Haushalt lebte. Vgl. Geffcken, *Soziale Schichtung*, S. 101.

Magd namens Grete.⁷⁴ Zudem finden sich in den Augsburger Missivbüchern, die die städtische Korrespondenz dokumentieren, Spuren der Familie Hätzler.⁷⁵ Der Augsburger Rat sandte im Jahr 1417 im Auftrag von Claras Vater Bartholomäus Hätzler zwei an den Rat der Stadt Aichach und des Marktes Aindling adressierte Schreiben, die Erbensprüche von Hätzlers Ehefrau und ihrer Schwester auf ein Gut zu „*Wachenhouen*“⁷⁶ geltend machen sollten.⁷⁷ Interessant in Hinblick auf die rechtliche Stellung der Frau ist folgender Passus aus diesem Schreiben:

*Es ist vor vns gewesen vnser Burger Bartholome Hätzler, zaiger des priefes, vnd hant vns zu erkennen gegeben, wie das er vff das guote zu Wachenhouen in ewerm gerichte gelegen anstat seiner elichen wirtin vnd irer swester mit rechte ze clagen habe, wann es ir vätterlich vnd muotterlich erb sye.*⁷⁸

Hätzlers Ehefrau darf nicht selbst vor Gericht erscheinen und ihre Erbensprüche einklagen, sondern muss ihren Ehemann als Vertreter vorschicken, jedoch ist sie als Frau gemeinsam mit ihrer Schwester erbberechtigt und hat Anspruch auf *ir vätterlich vnd muotterlich erb*.

Was weiß man über Claras Stellung in dieser Familie? Zunächst stand sie als Tochter des Bartholomäus Hätzler unter dessen Vormundschaft. Während ihr Bruder mit dem Erreichen der Volljährigkeit zur selbstständigen Führung seiner Rechtsangelegenheiten bevollmächtigt war, blieb seine Schwester weiterhin unter der Obhut ihres Vaters. Es gibt unterschiedliche Zeitangaben, wann Knaben im Mittelalter die Volljährigkeit erreichten. Der *Schwabenspiegel*, das wichtigste Rechtsbuch für den süddeutschen Raum,

74 Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch zur Hussitensteuer 1428, fol. 20d.

75 Vgl. Augsburger Stadtlexikon: Missivbücher. <<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/missivbuecher/4801>> [2022-01-31].

76 Bei *Wachenhouen* handelt es sich um Wachhof, einen Ort/Weiler der im Pfarrdorf Stotzhart – heute Gemeinde Aindling, Landkreis Aichach Friedberg – aufgegangen ist. Diese Information wurde mir dankenswerterweise von Dr. Geffcken zur Verfügung gestellt.

77 Stadtarchiv Augsburg, Missivbuch I, Brief Nr. 848 und 860 vom 3. 9. 1417 und 25. 9. 1417.

78 Stadtarchiv Augsburg, Missivbuch I, Brief Nr. 848 vom 3. 9. 1417.

macht dazu – abhängig vom jeweiligen Anlass – differierende Angaben, die von 12 bis 25 Jahren reichen.⁷⁹

Im Gegensatz zu vielen anderen Frauen schlug Clara jedoch einen eher ungewöhnlichen Weg ein: Sie blieb zeitlebens unverheiratet und lebte nach dem Tod des Vaters als – durch ihre Berufstätigkeit vermutlich finanziell unabhängige Frau – im Haushalt ihres Bruders. Grundsätzlich war die Zahl der unverheirateten Personen in den Städten zwar groß, dies lässt sich aber darauf zurückführen, dass einerseits Klöster oder Ordensgemeinschaften bevorzugt in den Städten anzutreffen und andererseits viele der alleinstehenden Frauen Witwen waren. Üblicherweise blieben mehr Männer als Frauen ein Leben lang unverheiratet, da sie sich ihren Lebensunterhalt leichter verdienen konnten als unverheiratete Frauen.⁸⁰

„Die ‚Laufbahn‘ einer Ehefrau ist wohl die häufigste, aber nicht die einzige Möglichkeit, die sich dem mittelalterlichen Mädchen oder der Frau bietet“⁸¹, konstatiert Kocher. Clara hat das Glück, dass sie aus einer städtischen Mittelschichtfamilie kommt, damit hat sie die besten Voraussetzungen, an den ökonomischen Veränderungen und den damit einhergehenden emanzipatorischen Bestrebungen der Frauen, die sich in den spätmittelalterlichen Städten auf die bürgerlichen Schichten am intensivsten auswirken, zu partizipieren.

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass „der Status ‚verheiratet‘ im Rechtsleben eine Schlechterstellung gegenüber der Unverheirateten nach sich ziehen [konnte]“.⁸² Eine Heirat war für die Frau mit der Übernahme zahlreicher Pflichten verbunden, die vom Gebären und Großziehen der Kinder bis hin zur Unterordnung unter die Muntgewalt des Mannes reichte. Von diesen Pflichten war die Hätzlerin nicht betroffen, denn ihr Status als ledige Frau ermöglichte ihr eine beträchtliche Ausweitung ihres Handlungsspielraums, die sich laut *Schwabenspiegel* in einem weitgehenden Ver-

79 Vgl. Schwabenspiegel online <http://www.opera-platonis.de/Landrecht/Land_und_Lehenrecht.pdf> [2022-01-31], Kapitel CCLXVif.

80 Vgl. Opitz, Frauenalltag, S. 324–325.

81 Gernot Kocher: Die Frau im spätmittelalterlichen Rechtsleben. In: Frau und spätmittelalterlicher Alltag. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1986. (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs. 9.) S. 478.

82 Ebda, S. 485–486.

fügungsrecht über das eigene Vermögen und mitunter sogar im Recht der eigenen Vormundschaftswahl niederschlägt.⁸³ Dem Vormund verblieb nur noch die Aufgabe, sein Mündel vor Gericht zu vertreten, denn Frauen konnten nach wie vor nicht als Zeuginnen oder Rechtsvertreterinnen dort erscheinen.⁸⁴ Laut Ketsch hatte sich der Charakter der Muntschaft im Spätmittelalter insofern gewandelt, als sie für die ledige Frau „nun primär ein Schutz- und kein Gewaltverhältnis“⁸⁵ mehr war, dadurch hatte sich der Bewegungsspielraum der unverheirateten Frau gegenüber der Ehefrau deutlich vergrößert.

Bemerkenswert in diesem Kontext ist jedenfalls die Tatsache, dass Clara durch ihre Kopiertätigkeit Kenntnis beider Rechtstexte haben musste, also sowohl die Stellung der Frau im *Schwabenspiegel* als auch im *Augsburger Stadtrecht* kannte. Opitz gibt jedoch zu bedenken, dass die mittelalterliche Rechtssatzung „nicht die Realität, sondern vielmehr einen Sollzustand, also Wunschvorstellungen“ wiedergebe, weil die daraus abgeleiteten Regeln „weit mehr präskriptiven als deskriptiven Charakter“⁸⁶ hätten.

Bartholomäus Hätzler der Ältere muss entweder Ende 1444 oder Anfang 1445 gestorben sein, im Jahr 1444 steuert er das letzte Mal.⁸⁷ In den Jahren 1445–1449 scheint nur noch seine Witwe in den Steuerbüchern auf.⁸⁸ Für das Jahr 1450 gibt es leider keinerlei Aufzeichnungen, da das Augsburger Steuerbuch für diesen Zeitraum nicht erhalten ist.

Ab dem Jahr 1451 wird dann erstmalig die Berufsschreiberin in den Aufzeichnungen sichtbar. Sie wird gemeinsam mit ihrem Bruder Bartholomäus zur Steuer veranlagt und ihr Obolus vom *stiuurmaister* dokumentiert. Freilich wird nur Bartholomäus Hätzler namentlich genannt, Clara erscheint eine Zeile darunter als *seine geswistergitt*⁸⁹. Dieser Terminus hatte vermutlich auch zur falschen Datierung von Claras beginnender Steuerpflicht in anderen Quellen

83 Vgl. Ketsch, *Frauen im Mittelalter* 2, S. 162–163.

84 Vgl. ebda.

85 Ebda, S. 163.

86 Opitz, *Frauenalltag*, S. 285.

87 Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1444, fol. 24b.

88 Stadtarchiv Augsburg, Steuerbücher, 1445, fol. 23d, 1446, fol. 23d, 1447, fol. 23c, 1448, fol. 25c und 1449, fol. 24b.

89 Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1451, fol. 24b.

geführt.⁹⁰ Grimm verweist in diesem Zusammenhang auf die schwäbische Verwendung des Begriffs,⁹¹ der hier noch in seiner ursprünglichen Bedeutung als *Schwester* zu verstehen ist.

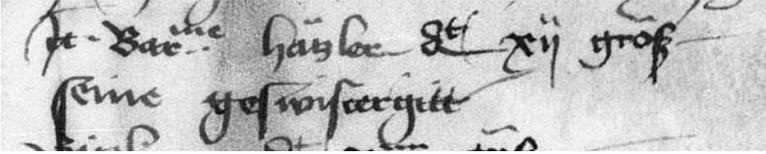


Abbildung 6: Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1451, fol. 24b

Gemeinsam bezahlten die beiden Geschwister Steuern in der Höhe von 12 Groschen (= 0,6 fl.), was derselben Summe entspricht, die ihre Mutter zuvor beglichen hatte. Bartholomäus Hätzler der Ältere hatte vor seinem Tod mit 2 ½ Pfund (= 0,94 fl.) noch eine wesentlich höhere Steuerleistung erbringen müssen.

Welche Rückschlüsse lassen sich aus diesem Eintrag (Abb. 6) nun auf die soziale und rechtliche Stellung der Clara Hätzlerin ziehen? Ihr Name wird vorerst nicht genannt, wohl aber ihre Stellung innerhalb der Familie, sie ist die ledige Schwester des Familienoberhauptes Bartholomäus Hätzler. Hierarchisch ist sie ihrem Bruder nicht gleichgestellt, das zeigt schon die Reihenfolge der Nennung im Steuerbuch. Während Bartholomäus als Haushaltsvorstand, Hausbesitzer und Notar rechtlich vollkommen unabhängig agieren kann und damit auch zur Steuerzahlung veranlagt wird, steht Clara als Inwohnerin in seinem Haushalt unter seinem Schutz, ist damit aber auch von ihm abhängig und seiner Herrschaft unterstellt. Sie steuert also nicht selbstständig, wie gelegentlich in der Sekundärliteratur behauptet wurde,⁹² ist aber immerhin Mitbesit-

90 In der gesamten Sekundärliteratur wird Claras erstmalige Erwähnung als Steuerzahlerin beharrlich im Jahr 1452 angesetzt, nach vollständiger Durchsicht der Steuerbücher muss der korrekte Zeitpunkt jedoch um ein Jahr nach vorne datiert werden. Vermutlich war der Ausdruck *geswistergitt*, mit dem Clara 1451 bezeichnet wird, falsch verstanden bzw. nicht auf sie bezogen worden, da er im Allgemeinen Geschwister beiderlei Geschlechts meint.

91 Vgl. DWB online, s. v. *Geschwisterkind*.

92 Vgl. dazu Max Leher: Bartholme Hätzler, Notarius, und Clara Hätzlerin, seine Schwester. In: Augsburger Rundschau 1 (1919), H. 43, S. 453, der hier meint, beide Geschwister bezahlten den gleichen Jahresbetrag. Auch Barack meint irrtümlich: „Clara steuert für sich selbst von ihrem eigenen Vermögen und Einkommen“. Karl August Barack: Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen: Laupp 1865, S. 564.

zerin des väterlichen Hauses und deshalb steuerpflichtig. Trotzdem ist ihr Schicksal kein gewöhnliches: Unverheiratete Frauen waren zu dieser Zeit in den Steuerbüchern eher selten anzutreffen, namentliche Erwähnung fanden Frauen – wie oben ausgeführt – höchstens, wenn sie verwitwet waren und nach dem Tod ihres Mannes dessen Gewerbe weiterführten.

2.5. Das städtische Bildungswesen

Wer jemandt hie der gern welt lernen dutsch schriben und lasen.....

(Werbetafel eines Schulmeisters)

Mit dem Aufblühen der Städte im 14. Jahrhundert erwachte auch das Bildungsbedürfnis des Bürgertums, und die Forderung nach einer elementaren Laienbildung, insbesondere für die Kinder der begüterten Kaufleute und vermögenden Patrizier, wurde unüberhörbar. Das Erlernen der Kulturtechniken des Lesens, Schreibens und Rechnens war für eine breitere Bevölkerungsschicht zur Notwendigkeit geworden.

Jedoch war das Verständnis von Bildung im Mittelalter ein gänzlich anderes als heute, diente diese doch weniger der Entwicklung des Geistes, sondern entweder rein religiösen Zwecken zur Ausbildung von Geistlichen oder zur Bewältigung berufspraktischer Anforderungen an das Bürgertum, denn die Schüler sollten hauptsächlich Fertigkeiten erwerben, die sie für die Mitarbeit im eigenen Familienbetrieb benötigten.⁹³

Das Schulwesen war zu dieser Zeit auch nicht einheitlich geregelt, es existierte keine übergeordnete Schulbehörde, die allgemeine Richtlinien für den gesamten deutschsprachigen Raum festlegte, sondern die Zuständigkeiten unterschieden sich je nach Region oder Stadt. Daher ist es schwer, ein allgemeingültiges Bild des Bildungssystems im Mittelalter zu zeichnen.

Im Bereich der höheren Bildung in den Städten besaß die Kirche eine Art Monopolstellung. In den zahlreichen Stiftsanstalten wurden Kenntnisse im Rahmen der sieben freien Künste vermittelt, während die niedrigere Bildung durch städtische Institutionen oder

93 Vgl. Georg Ludwig Kriegk: Das Schulwesen. In: Ders.: Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Bd. 2. Frankfurt/Main: Literarische Anstalt 1871, S. 64, und Martin Kintzinger: Wissen wird Macht. Bildung im Mittelalter. Ostfildern: Thorbecke 2007, S. 125–126.

privat organisiert war.⁹⁴ In den kirchlichen Ausbildungsstätten, die den Kindern aus reichen Patrizierfamilien vorbehalten waren, wurden die Zöglinge mittels Latinisierung auf eine geistliche Bildung oder hohe weltliche Ämter bzw. auf ein Universitätsstudium vorbereitet. Parallel dazu entstand vor allem bei den mittelständischen Kaufmannsfamilien in den größeren Handelsstädten der Bedarf an einer anderen Art von Schule, die Schreib-, Lese- und Rechenfähigkeiten in der Umgangssprache vermittelte, um den eigenen Horizont zu erweitern und die immer komplexer werdenden Geschäftsbeziehungen aufrechterhalten und pflegen zu können.⁹⁵ Die Bedürfnisse der Stadtbürger standen der kirchlichen Wissens-tradition gewissermaßen diametral gegenüber. Daher wurde in der städtischen Gesellschaft der Ruf nach einer Schwerpunktverlagerung weg vom althergebrachten lateinischen Unterricht hin zu einer volkssprachlichen Wissensvermittlung immer lauter.⁹⁶

Seit dem 14. Jahrhundert waren in größeren Städten sogenannte Winkelschulen entstanden, die privat organisiert wurden. Deren Name leitete sich vom Sitz dieser Bildungsstätten abseits der patrizischen Prachtstraßen in abgelegenen Gassen oder versteckten Winkeln ab. Der Unterricht wurde meist von Privatpersonen, die zum Großteil keine didaktische Ausbildung genossen und oft nur ein abgebrochenes Studium vorzuweisen hatten, in deren Wohnungen abgehalten. Als Lehrer arbeiteten hier Buchhalter, Notare, ja sogar Handwerker, die ihren Schüler*innen grundlegende Kenntnisse im Rechnen, Schreiben und Lesen vermittelten. Die Eltern der Kinder bezahlten Schulgeld, das auch in Form von Naturalien wie Lebensmitteln oder Heizmaterial entrichtet werden konnte, womit sich diese Winkelschulmeister – auch *teutsche Schulmeister* genannt – je nach Zahl der Schüler*innen einen kleinen Nebenverdienst erwirtschafteten.⁹⁷

Diese in Eigenregie betriebenen Schulen waren keinem standardisierten Bildungsauftrag verpflichtet und unterstanden keiner

94 Vgl. Wolfgang Klötzer: Schwerpunkte kulturellen Lebens in der mittelalterlichen Stadt, mit besonderer Berücksichtigung von Frankfurt am Main. In: Stadt und Kultur. Hrsg. v. Hans Eugen Specker. Sigmaringen: Thorbecke 1983. (= Stadt in der Geschichte. 11.) S. 48–49.

95 Vgl. ebda, S. 74.

96 Vgl. Kintzinger, Wissen, S. 126.

97 Vgl. Augsburgs Frauenlexikon. Hrsg. v. Edith Findel, Irene Löffler und Anne Schmucker. Augsburg: Achensee 2006, S. 241.

Schulaufsicht, die Lehrer agierten selbstständig und richteten ihren Unterricht allein nach den Bedürfnissen ihrer Kundschaft aus. So berichtet Kiepe über eine Augsburger Fibel, deren Lehrinhalt sich vor allem an der Buchführung orientierte und dem Nachwuchs der Augsburger Kaufmannschaft nützliche berufsbezogene Kenntnisse „unter dem Aspekt der Lektüre und Abfassung von Schreiben in Geldangelegenheiten“⁹⁸ vermittelte. Lesen lernten die Schüler*innen dieser Ausbildungsstätten nicht mehr anhand von religiösen Texten, sondern „handfest-praktisch an *korn* und *gersten*, an *heller* und *pfenning*.“⁹⁹

Im Laufe der Zeit gingen aus diesen Privatschulen die städtisch organisierten Bildungsanstalten hervor. Die Lehrerschaft dieses Schultyps rekrutierte sich aus Schreibern oder Notaren, gelegentlich war das Amt des Stadtschreibers an das des Schulmeisters gekoppelt.¹⁰⁰ In der Zeit vor der Erfindung des Buchdrucks diente der Unterricht primär dem Erlernen der Schreibfertigkeit, parallel dazu wurde das Lesen geübt. Wendehorst schätzt, dass bis zum Beginn der Reformation 10–30 % der urbanen Bevölkerung lesen konnten und der Anteil derjenigen, die auch im Schreiben geübt waren, nicht wesentlich geringer war.¹⁰¹ Bei der Rechenfertigkeit wurde primär kaufmännisches Rechnen unterrichtet, wobei seit dem 14. Jahrhundert die arabischen Zahlen die unpraktischen lateinischen Zahlen ablösten.

Wie sieht nun die spezifische Situation in Augsburg aus? Welches Bildungsangebot hatten die schwäbischen Kinder? Leider fließen die Quellen hierzu relativ spärlich: Kintzinger berichtet, dass neben der Existenz der fünf Stiftsschulen, die gehobenen Unterricht für das städtische Patriziat anboten, seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts ein parallel dazu bestehendes florierendes Privatschul-

98 Hansjürgen Kiepe: Die älteste deutsche Fibel. Leseunterricht und deutsche Grammatik um 1486. In: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hrsg. v. Bernd Moeller, Hans Patze und Karl Stackmann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983. (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse, 3. Folge. 137.) S. 460.

99 Ebda, S. 461.

100 Vgl. Kriegk, Schulwesen, S. 80.

101 Vgl. Alfred Wendehorst: Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben? In: Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters. Hrsg. v. Johannes Fried. Sigmaringen: Thorbecke 1986. (= Vorträge und Forschungen. 30.) S. 32.

wesen in der Stadt bezeugt ist.¹⁰² In den Augsburger Baumeisterbüchern, in denen städtische Ausgaben dokumentiert wurden, finden sich Hinweise auf die Existenz zahlreicher Privatschulen, denen entscheidende Bedeutung im Hinblick auf die Alphabetisierung der Handwerker und Kaufleute im 14. und 15. Jahrhundert zukommt.¹⁰³ Allerdings ist wenig mehr als deren Existenz bekannt, sodass sie heute nur noch schwer zu lokalisieren sind, da der Unterricht, wie bereits erwähnt, ausschließlich in Privathäusern abgehalten wurde. Was die Qualifikation der privaten Schulmeister anbelangte, war diese vermutlich je nach der individuellen Kompetenz der einzelnen Lehrkräfte unterschiedlich. Kintzinger hält generalisierend fest: „Eine über das Elementarwissen hinausgehende Bildung ist für die privaten Schulen auszuschließen.“¹⁰⁴

2.6. Clara als Schülerin

*Bi den alten zîten was
Daz ein ieglich kint las...*

(Thomasin von Zerclaere: *Der wälsche Gast*, V. 9197–9198)

Der Großteil der Schulen war zunächst für die Ausbildung von männlichen Schülern vorgesehen, der Zugang zu den Lateinschulen war grundsätzlich nur Knaben vorbehalten. Dennoch blieb auch die Mädchenerziehung nicht gänzlich unberücksichtigt. Mädchen wurden im Mittelalter teils in städtisch organisierten Schulen, teils in privaten Schulen unterrichtet, jedoch „die Mehrzahl der Mädchen scheint, außer einiger Unterweisung in der Religion, gar keinen Unterricht erhalten zu haben.“¹⁰⁵

In den Mädchenschulen, die in mehreren deutschen Städten wie Mainz, Speyer und Frankfurt bezeugt sind,¹⁰⁶ erteilten neben Männern auch Schulmeisterinnen Unterricht im Lesen, Schreiben und

102 Vgl. Martin Kintzinger: „ich was auch ain schueler“. Die Schulen im spätmittelalterlichen Augsburg. In: *Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts*. Hrsg. v. Johannes Janota und Werner Williams-Krapp. Tübingen: Niemeyer 1995. (= *Studia Augustana*. 7.) S. 64 und 74.

103 Vgl. ebda, S. 74.

104 Ebda.

105 Kriegk, *Schulwesen*, S. 77.

106 Vgl. Julius Hans: Beiträge zur Geschichte des Augsburger Schulwesens. In: *Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg* 2 (1875), S. 84.

Rechnen. Jedoch waren die Lehrer an reinen Knabenschulen angesehenere und hatten einen wesentlich besseren Ruf als die Schulmeister an Mädchenbildungsstätten. In den Quellen wurden die Lehrer, die an speziellen Mädchenschulen unterrichteten, als „*unbedeutende teutsche Schreiber*“¹⁰⁷ bezeichnet, die in Konkurrenz zu ihren angeseheneren Kollegen standen, die nur Knaben ausbildeten. Kammeier-Nebel berichtet, dass die Dauer des Schulbesuchs geschlechtsspezifisch unterschiedlich war; während Knaben bis zum 14. Lebensjahr unterrichtet wurden, verließen Mädchen die Schulen meist schon im Alter von 10 Jahren.¹⁰⁸

Interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass man das Lesen schon im Mittelalter als ‚typisch weibliche‘ Tätigkeit betrachtet hat. Darauf weist die Bemerkung *de vrouwen pleget to lesene* im Sachsenspiegel hin, mit der erklärt wird, warum „Bücher in der Gerade, also in weiblicher Linie, weitervererbt werden.“¹⁰⁹

Mädchen, die für eine geistliche Laufbahn vorgesehen waren, schickte man zum Unterricht in Nonnenklöster, da sie für das Leben als Ordensfrauen zunächst ebenfalls grundlegende Schreib- und Lesekenntnisse erwerben sollten. Somit waren zumindest im Spätmittelalter auch für Mädchen bereits Bildungschancen gegeben, die zunehmend genutzt wurden.¹¹⁰

In Augsburg sind in der städtischen Rechnungslegung der Steuerbücher des 15. Jahrhunderts neben Schulmeistern auch Schulmeisterinnen bezeugt, die für den volkssprachlichen Unterricht an Privatschulen, zu denen sowohl Mädchen als auch Jungen Zugang hatten, bezahlt wurden. Kintzinger weiß überdies von einem Schul-

107 Rudolf Endres: Das Schulwesen in Franken im ausgehenden Mittelalter. In: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hrsg. v. Bernd Moeller, Hans Patze und Karl Stackmann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983. (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse, 3. Folge. 137.) S. 200.

108 Vgl. Andrea Kammeier-Nebel: Frauenbildung im Kaufmannsmilieu spätmittelalterlicher Städte. In: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zur Aufklärung. Hrsg. v. Elke Kleinau und Claudia Opitz. Frankfurt/New York: Campus 1996, S. 82.

109 Dagmar Thoss: Frauenerziehung im späten Mittelalter. In: Frau und spätmittelalterlicher Alltag. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1986. (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs. 9.) S. 305.

110 Vgl. Kammeier-Nebel, Frauenbildung, S. 87.

meisterehepaar zu berichten, das in den 90er Jahren des 15. Jahrhunderts in Augsburg tätig war und sowohl Jungen als auch Mädchen an die notwendigen Kenntnisse im Schreiben, Lesen und Rechnen heranführte, die sie zur Ausübung ihres künftigen Berufes benötigten.¹¹¹

Clara hat als Spross einer Schreiberfamilie wohl schon früh bei ihrem Vater diese Kulturtechnik erlernt, vielleicht erteilte er in seinem Haus sogar selbst als Winkelschulmeister den Kindern reicher Bürger, die sich das Schulgeld leisten konnten, Unterricht und erwirtschaftete sich dadurch einen Nebenverdienst.¹¹² Der alte Bartholomäus Hätzler gehörte als Schreiber in jedem Fall zur gehobenen Bildungsschicht Augsburgs und wäre mit Sicherheit dafür qualifiziert gewesen, seine Tochter selbst zu unterrichten.

Möglicherweise besuchte Clara aber auch eine der nahegelegenen Schulen, die Mädchen ebenso wie Jungen eine elementare Bildung ermöglichten. Man kann jedenfalls davon ausgehen, dass die Hätzlerin nicht in den Genuss einer lateinischen Ausbildung gekommen ist, da es zu dieser Zeit kaum Hinweise auf Lateinschulen gab, die auch Mädchen offenstanden.¹¹³ Aus den Quellen weiß man, dass studierte Kaufmannsöhne, die ihren Vätern lateinische Briefe schrieben, immer auf die Volkssprache zurückgriffen, wenn sie ihren Müttern und Schwestern über ihre Fortschritte im Studium berichteten.¹¹⁴

2.7. Berufsschreiber*innen in Augsburg

*...von mengerley unkunnenden schribern und schriberin
ungantzlich abgeschriben...*

(Heinrich Seuse im Prolog zum *Exemplar*)

Im 14. und 15. Jahrhundert war es zu weitreichenden Veränderungen und bahnbrechenden Innovationen in der Buchherstellung gekommen: Der teure Beschreibstoff Pergament wurde allmählich durch Papier abgelöst, das leichter zu beschaffen war und deutlich geringere Herstellungskosten verursachte. Im 15. Jahrhundert wur-

111 Vgl. Kintzinger, Schulen in Augsburg, S. 74–75.

112 Vgl. ebda, S. 75.

113 Vgl. Kammeier-Nebel, Frauenbildung, S. 87.

114 Vgl. ebda.

den bereits rund 70 % der Handschriften auf Papier geschrieben.¹¹⁵ Zudem verdrängten kursive Schriftarten mit Verbindungslinien zwischen den einzelnen Buchstaben, die ein fließendes, schnelleres Schreiben ermöglichten, die alten Buchschriften, bei denen jeder Buchstabe noch einzeln in mehreren Zügen und abgesetzt geschrieben werden musste.¹¹⁶ Die bestimmende Schriftart des 15. Jahrhunderts war die sogenannte Bastarda, die sich aus den Verwaltungs- und Geschäftsschriften entwickelt hatte. Diese Mischschrift vereinte die kalligraphischen Elemente der älteren Textualis und die zügige, schnellere Schreibweise der neuen kursiven Schriftarten und eignete sich daher ausgezeichnet für die enorm wachsende Handschriftenproduktion des 15. Jahrhunderts.¹¹⁷ Schneider bezeichnet die Bastarda als „die häufigst anzutreffende mittelalterliche Schriftart“¹¹⁸, die sich bald „überall als neue Buchschrift verbreitete“.¹¹⁹

Das 15. Jahrhundert brachte aber nicht nur Veränderungen bei den Beschreibstoffen und Schriftarten mit sich, sondern auch in der Art der produzierten Handschriften. Waren es im Hochmittelalter noch die kostbaren, mit kunstvoller Buchmalerei verzierten Prachthandschriften gewesen, die in den Skriptorien der Klöster angefertigt wurden, so entstanden nun vorrangig einfache, relativ schmucklose und billige Gebrauchshandschriften, die es dem laikaln Volk erstmals ermöglichten, ebenfalls in den Besitz eines Buches zu kommen.

In dieser Phase der Emanzipation der Laienschriftlichkeit entstanden in Augsburg zahlreiche Schreibwerkstätten, die deutschsprachige Handschriften in schwäbischer Schreibsprache in großer Zahl produzierten. Im Umfeld der Kanzleien und Notariate entwickelte sich eine stetig wachsende Zahl an Lohn- und Berufsschreiber*innen, die unabhängig von ihrer geschäftlichen Schreibtätigkeit eine rege Buchproduktion als Nebenerwerb betrieben und die Stadt zu einem der Zentren eines florierenden Laienschriftbetriebs machten.

115 Vgl. Karin Schneider: Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung. 3. durchges. Aufl. Berlin, Boston: De Gruyter 2014. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. 8.) S. 110.

116 Vgl. ebda, S. 56.

117 Vgl. ebda, S. 66.

118 Ebda, S. 68.

119 Ebda.

In diesen Schreibwerkstätten erlernten die Schreiber*innen einen „überindividuellen Schreibtyp“¹²⁰, „eine bewusst geformte Bastarda auf höherer kalligraphischer Stilebene“¹²¹, die sich in zahlreichen deutschsprachigen Handschriften dieser Zeit wiederfindet. Durch die stetig steigende Nachfrage nach Gebrauchstexten aller Art explodierte die Buchproduktion im 15. Jahrhundert geradezu, der vorherrschende Buchtyp dieser Zeit war die in Bastarda geschriebene Papierhandschrift. So wurden 70 % der heute noch erhaltenen Handschriften aus dem Mittelalter zu dieser Zeit geschrieben.¹²² Bürger*innen aus allen Schichten der Bevölkerung mit literarischen Interessen gaben Abschriften von Kleinliteratur jeder Art sowie Fachschriften für den Privatgebrauch in Auftrag und ließen sich oft eine Sammlung von verschiedenen Texten zusammenstellen.

Schneider verortet die quantitative Blütezeit des Augsburger Berufsschreibertums in den fünfziger und sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts, also genau zu jener Zeit, als auch Clara Hätzlerin am aktivsten in der Handschriftenproduktion tätig war.¹²³ Sie listet rund 30 Personen auf, die sich als Laien mit dem Schreiben ein Zubrot verdienten, viele von ihnen waren hauptberuflich in Notariaten, Kanzleien oder im öffentlichen oder Verwaltungsdienst tätig, so z. B. auch Claras Berufskollege Konrad Bollstatter, der Kanzlist der Grafen von Oettingen.¹²⁴

Einige von ihnen boten als sogenannte Stuhlschreiber gewerbsmäßig ihre Dienste an und halfen den unkundigen Auftraggebern beim Abfassen und Schreiben von geschäftlichen Dokumenten. Nebenbei fertigten sie auf Bestellung Abschriften von Büchern an. Zu den am häufigsten in Auftrag gegebenen Werken zählten die Legensammlung *Der Heiligen Leben*, Rechtstexte wie der *Schwabenspiegel* oder das *Augsburger Stadtrecht* und medizinische Texte.¹²⁵

Die notwendigen Kenntnisse für den Beruf des Schreibers/der Schreiberin konnte man sich auch im Rahmen einer handwerklichen Ausbildung bei einem Lehrherrn aneignen. Schneider weist

120 Ebda.

121 Ebda.

122 Vgl. Wendehorst: Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben? S. 31.

123 Vgl. Schneider, Berufs- und Amateurschreiber, S. 9.

124 Vgl. ebda, S. 10. Eine ausführliche Liste der Augsburger Berufsschreiber*innen und ihrer Werke findet sich im Anhang (S. 19–26).

125 Vgl. ebda, S. 11.

auf ein Dokument hin, das in der Brief- und Urkundenformelsammlung in der Staatsbibliothek in München aufbewahrt wird, in dem ein junger Mann mit dem Ulmer Schreiber Lienhart Weber einen einjährigen Lehrvertrag abschließt, weil er *die Schreiberey lernen wil*.¹²⁶

2.8. Clara als Schreiberin

Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper leidet.

(Schreiberspruch in einem westgotischen Rechtsbuch aus dem 8. Jh.¹²⁷)

Welche Voraussetzungen mussten im 15. Jahrhundert für eine Frau gegeben sein, um den Beruf einer Lohnschreiberin ergreifen zu können? Dafür ist es zunächst notwendig, einen umfassenden Blick auf Claras familiäres Umfeld zu werfen: Die Schreiberei war der Hätzlerin schon in die Wiege gelegt worden, stammt sie doch aus einer Familie, deren männliche Mitglieder zumindest über zwei Generationen¹²⁸ der schreibenden Zunft angehörten. Claras Vater Bartholomäus Hätzler der Ältere¹²⁹ tritt im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit in den Quellen erstmals im Jahr 1431 in Erscheinung, als in den Ratsbüchern bezugnehmend auf ihn vermerkt wird: „*Von des Hätzlers wegen*“, und daneben von anderer Hand: „*Er was statschreiber*.“

126 Vgl. Schneider, Paläographie und Handschriftenkunde, S. 68.

127 Berlin, PKB, Cod. 270, fol. 10v.

128 Im Matrikelverzeichnis der Uni Heidelberg findet sich am 16. Oktober 1488 ein Vermerk über die Immatrikulation eines Johannes Hetzler, dieser könnte mit Bartholomäus' des Jüngeren Sohn Hans identisch sein, der ab 1493 (vermutlich nach dem Abschluss seiner Studien) wieder in den Augsburger Steuerbüchern auftaucht. Leider gibt es keinerlei Hinweise auf die Studienrichtung, sollte es eine juristische gewesen sein, wäre Claras Neffe dann bereits in der 3. Generation in einem schreibenden/juristischen Beruf tätig gewesen und hätte die Familientradition fortgeführt. Vgl. <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/matrikel1386/0469>, S. 391.

129 In der Sekundärliteratur wird Claras Vater fälschlicherweise gelegentlich als Balthasar Hätzler bezeichnet. So bei Barack (Die Handschriften der Hofbibl. zu Donaueschingen), der sich auf den Augsburger Archivar Herberger beruft, später auch von Classen, der Barack zitiert. Vgl. Albrecht Classen: Spätmittelalterliche Frauen als Schreiberinnen und Sammlerinnen von volkssprachlichen Liedern. Ein Beitrag zur feministischen Mediävistik. In: Daphnis 27 (1998), S. 31–58.

1431 Item an Sant Bricien tag ist durch ainen Raute mit Bartolome Hätzler geredt vnd empfolhen worden, Das er füro kainen brief schryben sölle, weder vmb ewiggelt¹³⁰ noch vmb leibting¹³¹, vßer heußern vnd andern gûten, in der Statt steur gelegen. [...] Des hant er ainen aid gesworn.¹³²

Die spätere Ergänzung einer zweiten, aber offenbar unkundigen Hand¹³³ führt vollkommen in die Irre, denn der ältere Hätzler stand keineswegs in städtischen Diensten. Ganz im Gegenteil liefert dieser Ratsbeschluss den Nachweis dafür, dass Claras Vater nur als externer Urkundenschreiber tätig war. Der Augsburger Rat schränkt nämlich sein Betätigungsfeld mit dieser Erklärung beträchtlich ein: Hätzler muss sich mittels Eid dazu verpflichten, künftig keine Verkäufe von innerstädtischen Immobilien und Renten mehr zu beurkunden.

Mit der Intensivierung der kommunalen Verwaltung im 15. Jahrhundert war es in Augsburg zu einer Ausweitung der obrigkeitlichen Befugnisse des Rates gegenüber den Bürger*innen gekommen. Durch eine Art ‚Kanzleizwang‘, wie er sich im oben zitierten Ratsbeschluss manifestiert, sollte sichergestellt werden, dass der Immobilienbesitz der städtischen Steuer unterworfen blieb, externe ‚Winkelschreiber‘ durften den Stadtschreibern künftig nicht mehr ins Handwerk pfuschen.

Ähnliche Vorschriften wiederholen sich auch in einem weiteren Ratsbeschluss aus dem Jahr 1432, der die Aufgaben und Zuständigkeiten der Stadtschreiber genau festlegt:

130 [= Rente, unablösliche Geldleistung, die auf einer unbeweglichen Sache ruht], vgl. DRW-Online, s. v. *Ewiggeld*.

131 [= Leibesgedinge: durch Gedinge begründetes, beschränktes und in der Regel entgeltliches, auf die Lebenszeit des oder der Berechtigten begrenztes Nutzungsrecht an einer fremden Sache; funktionell im Ehegüterrecht zur Versorgung des überlebenden Ehegatten (in der Regel der Frau), im bäuerlichen Rechtskreis ähnlich wie die Erbleihe (bei Vererbbarkeit) und in der städtischen Verkehrswirtschaft wie die Leibrente] vgl. DRW-Online, s. v. *Leibding*.

132 Stadtarchiv Augsburg: Reichsstadt, Rat, Ratsbücher Nr. 3 (1392–1441/49), fol. 158v.

133 Den Hinweis, dass es sich bei diesem Nachtrag nur um eine Fehlinterpretation handeln kann, verdanke ich Dr. Peter Geffcken. Zudem sind die Namen der damaligen Stadtschreiber aus den Ratsprotokollen bekannt und der alte Hätzler befindet sich nicht darunter.

*nientdert brief vmb ligende gut zeschryben denn by den stattschrybern. Item vnd das ouch uff sölich, ain yeglich zunfftmaister mit seinen zunfftlüten Rede das der Rät mainung sey das man zuo den geswornen zwain Stattschreibern vnd Iren schreibern muglicher gan sölle aller lay brief zeschreiben laußen, Denne zuo anndern schreybern, wann die Stattschreiber die leüt getrűwlich fűrdern vnd gleich Erber löne nemmen wöllen [...]*¹³⁴

Diese Regelungen deuten ganz klar darauf hin, dass der alte Hätzler immer nur privat seinem Schreiberhandwerk nachgegangen war. Doch nicht nur als Schreiber, sondern auch mit seinen zahlreichen anderen Aktivitäten, die auf eine vielseitige Unternehmergestalt hindeuten, wird Claras Vater in den Quellen sichtbar. So lässt das Förderungsschreiben für den Straßburger Rat, das datiert mit 24. Juli 1437 in den Missivbüchern zu finden ist, erkennen, dass er offensichtlich eine kleinere Geschäftseinlage bei dem – nach Burkhard Zink äußerst umtriebigen – Kramer Ulrich Schön hatte.¹³⁵ In dieser Quelle findet man einen weiteren Beleg dafür, dass Bartholomäus Hätzler sen. nur als *briefschreyber*, keinesfalls aber als Stadtschreiber tätig war. Als Überbringer des Schreibens fordert er finanzielle Außenstände bei seinem Schuldner ein:

*Es kompt zu ewer Ersamkait diser gegenwűrtig vnser Burger Bartholome Hűtzler ain briefschreyber, antworter des priefes, als von geltschulde wegen [...]*¹³⁶

Nach dem Tod des alten Hätzler wendet sich am 31. Oktober 1446 *dez schreybers sűligen eliche wittibe* an den Augsburger Rat mit der Bitte um Unterstützung bei der Eintreibung einer alten Schuld.¹³⁷ Jeronimus Marschall von Oberndorf sei vor Jahren eine Zeitlang bei den Hätzlers in Kost gewesen und die Bezahlung von neun Gulden schuldig geblieben. Diese Forderung könnte unter Umständen darauf hindeuten, dass der alte Hätzler als Schulmeister tätig geworden war und seinen Kostgänger während dessen Aufenthalt auch im Schreiben und Lesen unterrichtet hatte. Nun stellt der Rat ein Mahnschreiben an dessen Bruder Ulrich, den Pfleger zu Rain, aus,

134 Stadtarchiv Augsburg: Reichsstadt, Rat, Ratsbücher Nr. 3 (1392–1441/49), fol. 162v.

135 Vgl. Chronik des Burkhard Zink 1368–1468. In: Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert. Bd. 5: Augsburg 2. Leipzig: Hirzel 1866, S. 126, Anm. 3.

136 Stadtarchiv Augsburg, Missivbuch IVa, Brief Nr. 34 vom 24. 7. 1437.

137 Stadtarchiv Augsburg, Missivbuch IV b, Brief Nr. 207 vom 31. 10. 1446.

um die Begleichung dieser Schulden seines mittlerweile verstorbenen Bruders bei ihm einzufordern. Es scheint fast so, als ob die Familie Hätzler nach dem Tod des Vaters vorübergehend in Geldnöte geraten war, jedenfalls war die Steuerleistung, die 1444 noch 2 ½ Pfund betragen hatte,¹³⁸ im darauffolgenden Jahr auf 12 Groschen zurückgegangen.¹³⁹ Der Rat erinnert den Bruder des Schuldners an die noch offenen 9 Gulden, die ohne weiteren Aufschub zu bezahlen seien, damit die Witwe Hätzler das Geld zur Verfügung hätte, *wenn sy und iren kinden zermal notdörftig wär*.

Die Situation entspannt sich allerdings wieder, als der Sohn Bartholomäus Hätzler junior einige Jahre später in die Fußstapfen seines Vaters tritt. Auch er widmet sich dem Schreiberhandwerk und tritt vor allem als Notar in Erscheinung. Seinen ersten Steuerbeitrag leistet er – wie bereits mehrfach erwähnt – im Jahr 1451 und steuert in der Folge ohne Unterbrechung bis 1494.¹⁴⁰ Die Quellen bezeugen ihn bereits als öffentlichen Notar: So weiß der Augsburger Chronist Burkhard Zink am 29. August 1467 von zwei Abgesandten des Augsburger Rates zu berichten, die im Auftrag von Herzog Ludwig IX. von Bayern zum Verhör von aufständischen Söldnern nach Landshut geschickt worden waren. Bei diesen beiden Männern handelte es sich um den Stadtdiener und Ratsboten Jörg Feierabend und Bartholomäus Hätzler, den Zink als *[notarius] publicus* bezeichnet.¹⁴¹ Hätzler wurde dorthin in seiner Funktion als öffentlicher Notar entsandt.

In den Beständen des Stadtarchivs Augsburg findet sich in den Reichsstadt-Akten ein weiterer Hinweis auf Hätzlers juristische Tätigkeit, er tritt 1485 in der Klagsache des Hanns Wilbrecht, Bürgers zu München, *alls ain affter anwallt* gegen Frau Johanna von Weinsperg wegen des Verkaufs liegender Güter auf.¹⁴² Peter-Johannes Schuler listet Bartholomäus Hätzler in seinem Verzeichnis der Notare Südwestdeutschlands als kaiserlichen Notar und Bürger der Stadt Augsburg.¹⁴³

138 Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1444, fol. 24b.

139 Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch 1445, fol. 23d.

140 Vgl. dazu Kapitel 2.2 dieser Arbeit.

141 Vgl. Chronik des Burkhard Zink, S. 321, Anm. 2.

142 Stadtarchiv Augsburg Reichsstadt, Akten II, Serie 1, Nr. 216: 1485-04-20 Stadtvogt „Offen Gericht“.

143 Vgl. Peter-Johannes Schuler: Notare Südwestdeutschlands. Ein prosopographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300 bis ca. 1520. Stuttgart: Kohl-

Clara könnte, wie bereits erwähnt, die Schreiberei von ihrem Vater erlernt haben, vermutlich war sie als Tochter eines ‚Briefschreibers‘ schon früh mit dem Abfassen von Urkunden und Schriftstücken vertraut. Diese Schreibfertigkeit sicherte Clara als erwachsener Frau ihren Lebensunterhalt und damit auch die finanzielle Unabhängigkeit. Zeitlebens ledig geblieben, musste sie ihren Verdienst nicht von einem Ehemann verwalten lassen, sondern bewahrte sich eine gewisse Eigenständigkeit und Selbstbestimmung.

Irgendwann in den 60er Jahren muss Clara ihre Nebentätigkeit begonnen haben, die ihr ein regelmäßiges Zusatzeinkommen sicherte: Sie übernahm gegen Bezahlung das Kopieren von Handschriften. Diese Auftragsarbeiten erledigte sie unabhängig von ihrer Schreibearbeit in der Kanzlei in Eigenregie wohl in ihrer Freizeit. Ihre erste datierte Arbeit, das *Beizbüchlein*, stammt aus dem Jahr 1468, zwei Drittel ihrer Handschriften hat Clara jedoch nicht datiert, diese könnten auch schon früher entstanden sein. Die Tatsache, dass die Hätzlerin mit der Abschrift wichtiger Rechtskodizes wie dem *Schwabenspiegel* und dem *Augsburger Stadtbuch* betraut wurde, lässt vermuten, dass sie sich als Schreiberin einen Namen gemacht hatte und in Augsburg hohes Ansehen genoss.

Von Bartholomäus Hätzler sind keinerlei Abschriften von Texten überliefert, er scheint also wirklich nur seiner Tätigkeit als Notar nachgegangen zu sein, während Clara zwei berufliche Schienen verfolgte. Die Hätzlerin schöpfte damit ihren Bewegungsspielraum als berufstätige Frau im Spätmittelalter in jeder Hinsicht vollständig aus und wird zum augenfälligen lebenden Beweis für den Prozess der beruflichen Verselbstständigung der Frau, der „in seinen ersten Ansätzen bei erwerbstätigen Frauen, bei Unverheirateten wie bei Ehefrauen, in der mittelalterlichen Stadtwirtschaft erkennbar“ wird.¹⁴⁴ Clara ist im Raum Augsburg auch die einzige namentlich bekannte, weibliche Berufsschreiberin unter vielen männlichen Kollegen, die die handschriftliche Schreibkultur kurz vor dem beginnenden Buchdruck entscheidend mitgeprägt hat.

hammer 1987. (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen. 90.) S. 163.

144 Becker-Cantarino, Mündigkeit, S. 28.

2.9. Claras Oeuvre und ihre Auftraggeber

Aus Claras Feder sind bislang neun Handschriften bekannt, dies lässt darauf schließen, dass ihre Dienste als professionelle Kopistin mit Sicherheit häufig in Anspruch genommen worden sind und der tatsächliche Umfang ihrer Arbeiten weitaus größer gewesen sein könnte. Clara war – wie man heute sagen würde – gut im Geschäft. Sie kopierte Texte jeder Art, ihr Spektrum reichte von Rechtstexten über Jagdbücher bis hin zu Erbauungsliteratur. Lindner glaubt eine Vorliebe für Jagdlectüre in ihrem Oeuvre zu erkennen,¹⁴⁵ jedoch ist die Tatsache, dass sie zwei Bücher über Beizvögel kopiert hat, wohl nur dem Zufall geschuldet. Als seriöse Berufsschreiberin war sie kaum in der Lage, ihre Aufträge zu selektieren und nur bestimmte Textarten zur Abschrift zu übernehmen. Sie erledigte, womit man sie beauftragte und schrieb ab, was von ihr gefordert wurde.

Im Folgenden sei eine kurze Übersicht ihrer neun Handschriften gegeben:

Tabelle 1: Handschriften der Clara Hätzlerin

Titel	Ort	Signatur	Entstehungszeit
Augsburger Stadtbuch	Augsburg, SStB.	2° Cod. Aug. 160	undatiert
Schwabenspiegel	Wien, ÖNB	Cod. Ser. Nov. 3614	undatiert
Buch aller verbotenen Kunst	Heidelberg, UB	cpg 478	undatiert
Der Heiligen Leben Winterteil	Salzburg, Stiftsbibl. St. Peter	Cod. b XII 19a	undatiert
Der Heiligen Leben Sommerteil	Salzburg, Stiftsbibl. St. Peter	Cod. b XII 19b	undatiert

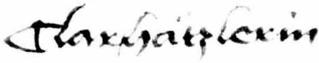
145 Vgl. Kurt Lindner: Von Falken, Hunden und Pferden. Deutsche Albertus-Magnus-Übersetzungen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Bd. 1. Berlin: de Gruyter 1962. (= Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd. 7.) S. 84.

Die bekronung kaiser Fridrichs	Heidelberg, UB	cpg 677	undatiert, ev. um 1467
Beizbüchlein	Karlsruhe, BLB	Cod. Don. 830	1468
Liederbuch	Prag, Nationalmus.	Cod. X A 12	1470/71
Münsingers Falkenbuch	Stuttgart, LB	Cod. HB XI 51	1473

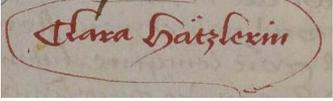
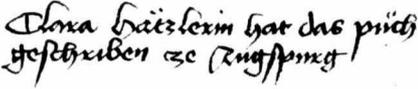
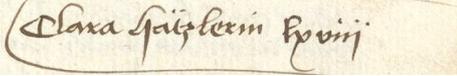
In Bezug auf das Alter der Vorlagentexte markieren die beiden Rechtsbücher und Münsingers *Falkenbuch* die zeitlichen Eckpunkte des Hätzlerschen Werkes. Während die Originale des *Augsburger Stadtbuches* sowie des *Schwabenspiegels* bereits 200 Jahre vor Claras Abschrift entstanden sind und damit die längste Traditionslinie vorzuweisen haben, hat die Berufsschreiberin Münsingers Übersetzung des 22. und 23. Buches von Albertus Magnus' Sammelwerk *De animalibus* relativ zeitnah zur Entstehung des Textes kopiert, vermutlich noch zu Münsingers Lebzeiten.¹⁴⁶

Wer Claras Arbeiten in die Hände bekommt, stößt unweigerlich am Ende auf ihren Namen, der für Qualität, saubere Schreibweise und gute Ausführung bürgt. Damit erreicht sie wahrscheinlich keine große, aber eine elitäre Zielgruppe von Interessierten, die durch diese Eigenwerbung auf die Berufsschreiberin aufmerksam wird. Clara setzt durch diese Signatur als Frau des 15. Jahrhunderts ein sehr selbstbewusstes Zeichen für sich und ihre Arbeit.

Tabelle 2: Signaturen aller Handschriften von Clara Hätzlerin

Titel	Kolophon
Augsburger Stadtbuch (fol. 203v)	
Schwabenspiegel (fol. 62r)	

146 Lindner datiert den Entstehungszeitpunkt von Münsingers Übersetzung auf ca. 1440, dessen Todesjahr vermutet er zwischen 1472 und 1476. Vgl. Lindner, *Von Falken, Hunden und Pferden*, Bd. 1, S. 74 und S. 76.

Buch aller verbotenen Kunst (fol. 78v)	
Der Heiligen Leben Winterteil (fol. 244r)	
Der Heiligen Leben Sommerteil (fol. 239r)	
Die bekronung kaiser Fridrichs (fol. 45r)	
Beizbüchlein (fol. 39r)	
Liederbuch (fol. 359v)	
Münsingers Falkenbuch (pag. 155)	

Das erhaltene Textkorpus der Clara Hätzlerin umfasst ausschließlich deutschsprachige Handschriften, was annehmen lässt, dass ihre Auftraggeber sich aus dem literarisch interessierten Bildungsbürgertum rekrutierten, das im 15. Jahrhundert in den großen Städten in stetig wachsender Zahl anzutreffen war. Anhand der Vermerke in ihren Handschriften lassen sich noch einige der früheren Besitzer identifizieren: Im *Liederbuch* ist dies der bürgerliche Jörg Roggenburg und im *Schwabenspiegel* der Zunftmeister der Kürschner, Cunrat Graff.¹⁴⁷

Über Roggenburg weiß Sheila Edmunds zu berichten, dass er der patrizischen Oberschicht angehörte und vermutlich seit 1470 mit Felizitas Fugger verheiratet war.¹⁴⁸ Die Fugger, eines der mächtigsten und einflussreichsten Kaufmannsgeschlechter der freien Reichsstadt Augsburg, spalteten sich im 15. Jahrhundert in zwei

147 Vgl. Glaser, *Graphiesystem der Clara Hätzlerin*, S. 54.

148 Vgl. Sheila Edmunds: Clara's patron. The identity of Jörg Roggenburg. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 119 (1997), S. 265.

Linien auf: die erfolgreiche Familie der „Fugger von der Lilie“, und die „Fugger vom Reh“, die wegen einer finanziellen Fehlentscheidung Ende des 15. Jahrhunderts zahlungsunfähig wurden. Felizitas war eine der fünf Töchter von Andreas Fugger, dem Stammvater der „Fugger vom Reh“-Linie.

Zum Beruf Roggenburgs gibt es in den Quellen leider keinerlei Hinweise, doch Edmunds vermutet, dass „surrounded as he was by uncles, cousins and others engaged in international trade, it is likely he too was a merchant-trader“.¹⁴⁹ Mit einer Steuerleistung von 18 Gulden pro Jahr gehörte er jedenfalls zu den 2 % der Steuerzahler, die die höchsten Beiträge zu entrichten hatten.¹⁵⁰ Ein interessantes Detail am Rande ist die Tatsache, dass eine seiner beiden Töchter später den Sohn des bekannten Augsburger Kaufmanns und Chronisten Hector Müllich ehelichte, der gemeinsam mit seinem Bruder Georg ebenfalls als Laienschreiber aktiv war.¹⁵¹

Wenn Burghart Wachinger auch über eine mögliche „Aufsteiger-Mentalität“ Roggenburgs spekuliert,¹⁵² bewies dieser jedenfalls „interest in lyric poetry shared with others of his class“,¹⁵³ als er das *Liederbuch*, eine der bedeutendsten spätmittelalterlichen Textsammlungen mit einem Schwerpunkt auf Liebesdichtung, bei der Berufsschreiberin in Auftrag gab. Eine weitere Bestellung orderte Cunrat Graff, der Clara mit der Abschrift eines der bedeutendsten Rechtsbücher für den südwestdeutschen Raum, des *Schwabenspiegels*, betraute. Sein ungelenker Besitzervermerk findet sich gleich nach der Signatur der Hätzlerin am Ende der Handschrift. In den Chroniken der deutschen Städte wird ein Conrad Graf im Jahr 1462 als Zunftmeister der Kürschner erwähnt, dabei dürfte es sich wohl um den Auftraggeber und Kunden der Kopistin handeln.¹⁵⁴

149 Ebda.

150 Vgl. ebda, S. 263.

151 Vgl. Schneider, Berufs- und Amateurschreiber, S. 14.

152 Vgl. Burghart Wachinger: *Lieder und Liederbücher. Gesammelte Aufsätze zur mittelhochdeutschen Lyrik*. Berlin/New York: De Gruyter 2011, S. 413.

153 Edmunds, *Clara's patron*, S. 266.

154 Vgl. *Die Chroniken der schwäbischen Städte*. Augsburg Bd. 3. Hrsg. durch die historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig: Hirzel 1892 (= *Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert*. 22.) S. 354, Anm. 2.

3. Claras Abschrift von Heinrich Münsingers *Buch von den Falken, Habichten, Sperbern, Pferden und Hunden*

*Hie hebt sich an das püoch von den valcken / habichen
Sperbern pfäriden vnd hunden...*

(Cod. HB XI 51, pag. 1, Z. 1-2)

Den Gegenstand dieser Untersuchung bildet die Übersetzung des 22. und 23. Buches von Albertus Magnus' Sammelwerk *De animalibus* durch Heinrich Münsinger in der Abschrift von Clara Hätzlerin aus dem Jahr 1473. Am Beginn dieses Abschnitts stehen einige allgemeine Informationen zum volkssprachlichen Fachschrifttum zur Beizjagd, danach sollen das Werk und sein Übersetzer näher vorgestellt werden. Eine ausführliche Beschreibung der elf Textzeugen bildet den Hauptteil, wobei auch ein Stemma der Überlieferungsträger erstellt wird. Abschließend soll die Edition von Handschrift A durch Conrad Hassler sowie die Edition der Hätzlerschen Abschrift durch Kurt Lindner kurz charakterisiert werden. Eine ausführliche Beschreibung der Beschaffenheit von Claras Abschrift rundet dieses Kapitel ab.

3.1. Besonderheiten des volkssprachlichen Fachschrifttums

Im Umfeld der einzelnen Disziplinen der *artes liberales* und der *artes mechanicae* hatte sich im Mittelalter ein umfangreiches Fachschrifttum entwickelt, das mitunter größere Verbreitung fand und intensiver rezipiert wurde als so manches literarische Werk. So erfreute sich etwa Meister Albrants Rossarzneibuch größerer Beliebtheit als das bedeutendste literarische Werk des Mittelalters, Wolframs *Parzival*, der heute noch in 88 Handschriften und Fragmenten erhalten ist,¹ während der hippiatrische Text aus der Fach-

1 Vgl. <<http://www.handschriftencensus.de/werke/437>> [2022-01-31].

prosa in 218 Handschriften und einer Vielzahl von Drucken vorliegt und in mehrere Sprachen übersetzt wurde.²

In der Fachliteratur entwickelten sich eigene literarische Gattungen wie z. B. der Traktat oder das Rezept, und in diesem Bereich wurde Pionierarbeit bei der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache geleistet, da die deutschsprachige Fachterminologie den Wortschatz enorm erweiterte und Wissen auch für den lateinunkundigen Laien zugänglich machte.³ Die Gebrauchsprosa war weniger auf die Person des Autors fokussiert als die schöne Dichtung, der Verfasser eines Sachtextes sah sich mehr als Vermittler von praktischem Wissen denn als individuellen Schöpfer von etwas Neuem. Man exzerpierte und kompilierte Altbekanntes und ergänzte und erweiterte dieses um eigene Erfahrungen.⁴

Wie Kirchert richtig feststellt, unterscheidet sich ein Gebrauchstext in einem ganz wesentlichen Punkt von einem literarischen Werk, nämlich durch seine Unfertigkeit zum Zeitpunkt der Entstehung. Während für einen poetischen Text ein völlig anderes Werkverständnis gilt – hier muss der Autorwille berücksichtigt und die Originalgestalt des Kunstwerks unbedingt bewahrt werden – zeichnet sich die Gebrauchsprosa durch ihre instabile Gestalt aus, die sich im Laufe der Überlieferungsgeschichte ständig weiterentwickelt. Die Ausgangsfassung werde dabei laufend verändert, umgestaltet, erweitert oder gekürzt, Kirchert spricht vom Text als „dynamischer Größe“.⁵

Auch Münsingers *Falkenbuch* durchlief einen solchen Entwicklungsprozess, so spaltete sich der hippiatrische Part bald vom restlichen Teil ab und fand Aufnahme in diversen Rossarzneibüchern. Ein Grund dafür könnte die unterschiedliche Zielgruppe sein, da am Pferdeteil vor allem Rossärzte und Marstaller interessiert waren, während sie sich vom Falkenteil weniger Nutzen versprachen. Der Abschnitt über die Beizvögel und Hunde sprach

2 Vgl. Bernhard Dietrich Haage / Wolfgang Wegner: Deutsche Fachliteratur der Artes in Mittelalter und Früher Neuzeit. Berlin: Schmidt 2007. (= Grundlagen der Germanistik. 43.) S. 173.

3 Vgl. Peter Assion: Altdeutsche Fachliteratur. Berlin: Schmidt 1937. (= Grundlagen der Germanistik. 13.) S. 19.

4 Vgl. ebda, S. 18.

5 Klaus Kirchert: Text und Textgeschichte. Zu überlieferungsgeschichtlichen Editionen spätmittelalterlicher Gebrauchsprosa. In: Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. Hrsg. v. Georg Stötzel. Berlin, New York: De Gruyter 1985, S. 54.

wiederum Jäger an und wurde daher in manchen Handschriften nur in dieser fragmentierten Form weitergegeben.

Von den heute noch erhaltenen elf Überlieferungszeugen des Münsingertextes tradieren sechs den gesamten Inhalt, drei lediglich den Pferdeteil und zwei nur die Abschnitte über die Beizvögel und Hunde. Zudem wurden einzelne Kapitel im Laufe des Überlieferungsprozesses umgruppiert, neue Passagen hinzugefügt und manches weggelassen.

Kirchert weist außerdem auf die lexikalische Varianz in der Gebrauchsliteratur hin, die den Abschreiber*innen weitaus größere Freiheit zubillige als bei literarischen Texten. In seinen Untersuchungen habe er festgestellt, dass es niemals nur eine Grundbedeutung für lateinische Fachausdrücke gebe, sondern dass die volkssprachlichen Äquivalente sich durch eine große Vielfalt auszeichnen. Das Deutsche habe nur „Verweischarakter“, dadurch könnten sich die Kopisten selbst in die Texte einbringen und seien weniger an eine vorliegende Wissenstradition wie bei lateinischen Texten gebunden.⁶ Diese Unfestigkeit im Wortschatz und die größere Freiheit der Abschreiber*innen mag auch Clara Hätzlerin als Legitimation gesehen haben, ihre Handschriften auf jene kreative Weise zu gestalten, wie sie sich in der Analyse des *Falkenbuches* präsentieren wird.

3.2. Das volkssprachliche Fachschrifttum zur Beizjagd

Die Jagd (*venatio*) war im Mittelalter fester Bestandteil adeliger Lebensformen, sie diente der körperlichen Ertüchtigung und dem Vergnügen, aber auch als Übung für den Krieg. Vor allem die Beizjagd erfreute sich an den großen europäischen Herrscherhöfen enormer Beliebtheit. Schon Karl der Große hielt eine Vielzahl an Beizvögeln und erließ Verordnungen, die das Töten oder Stehlen eines Falken unter schwere Strafe stellten. Weitere bekannte adelige Liebhaber der Vogeljagd waren Kaiser Friedrich I. Barbarossa, und Kaiser Maximilian I., der an seinem Hof 15 Falknermeister beschäftigt haben soll.⁷

6 Vgl. ebda, S. 57.

7 Vgl. Wolfram Martin: *Faszination Beizjagd*. Graz, Stuttgart: Stocker 1998, S. 21–22.

Mit dem Stauferkaiser Friedrich II. erlebte die Falknerei im 13. Jahrhundert ihre Hochblüte, sein bahnbrechendes Werk *De arte venandi cum avibus* war ein Meilenstein für die Kunst der Beizjagd. Friedrich II. gilt als der bedeutendste und bekannteste Falkner der Geschichte, der sich mit seinem Pionierwerk ein literarisches Denkmal setzte und damit zum ersten empirischen Forscher seiner Epoche avancierte.⁸

Mit Ausnahme von Friedrich II. verdanken wir die Aufzeichnungen des jagdkundlichen und veterinärmedizinischen Wissens jedoch hauptsächlich erfahrenen Praktikern wie Falknermeistern und Berufsjägern. Diese beriefen sich einerseits auf antike Autoritäten wie Aristoteles und Plinius als Gewährsleute oder griffen auf die lateinischen zoologischen Schriften von Albertus Magnus zurück, andererseits schöpften sie ihr Wissen aus eigenen Erfahrungen und mündlich tradierten Kenntnissen.⁹

Das Gebrauchsschrifttum zur Beizjagd beschäftigte sich primär mit der Abrichtung, Haltung und medizinischen Behandlung von Greifvögeln. Der Jagdhistoriker Lindner, dem die Forschung die Erfassung und editorische Erschließung mehrerer mittelalterlicher Werke über die Beizjagd in deutscher Sprache verdankt, unterteilt das dazugehörige Fachschrifttum in die *ältere* (Beginn des 14. Jh.) und die *jüngere deutsche Habichtslehre* (Mitte des 14. Jh.).¹⁰

Ältere Zeugnisse deutschsprachiger Fachliteratur über die Beizjagd, die keine reinen Übersetzungen aus dem Lateinischen sind, finden sich nur vereinzelt. Es handelt sich dabei ausnahmslos um anonym überlieferte Werke mit starkem Praxisbezug, die – so vermutet Martina Giese – wohl von erfahrenen Jägern bzw. Falknern verfasst worden waren, um ihr Wissen schriftlich zu fixieren und dadurch an interessierte Fachleute weitergeben zu können.¹¹ Aus heutiger Sicht ist dabei vor allem die darin verwendete Fachterminologie von großem Interesse.

8 Vgl. ebda, S. 28–29.

9 Vgl. Assion, Fachliteratur, S. 122–123.

10 Vgl. Kurt Lindner: Die deutsche Habichtslehre. Das Beizbüchlein und seine Quellen. Berlin: De Gruyter 1964. (= Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd. 2.) S. 9–10.

11 Vgl. Martina Giese: Zu den Anfängen der deutschsprachigen Fachliteratur über die Beizjagd. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 125 (2003), H. 3, S. 495–496.

Aus der *jüngeren deutschen Habichtslehre*, die auf einer umfassenden Überarbeitung und Ausweitung des ursprünglichen Textes der älteren Habichtslehre basiert, entwickelte sich das sogenannte *Beizbüchlein*, das – so Lindner – „zu den besten fachwissenschaftlichen Arbeiten im europäischen Schrifttum gehört“¹² und als das älteste europäische Jagdbuch gilt, das auch gedruckt wurde.¹³ Das kompilatorische Werk basiert auf mehreren lateinischen Quellen und wurde um 1440 verfasst.¹⁴ Eine der sechs (teilweise nicht vollständig erhaltenen) Abschriften dieses Kompendiums stammt aus der geübten Feder von Clara Hätzlerin.¹⁵

Münsingers *Buch von den Falken, Habichten, Sperbern, Hunden und Pferden*, auf das sich der Fokus dieser Untersuchung richtet, reiht sich ebenfalls in die Liste der wichtigen Werke, die im Spätmittelalter im Rahmen des Fachschrifttums zur Beizjagd entstanden sind. Es handelt sich bei diesem Lehrwerk um den ersten Versuch, die für die Jagd relevanten Teile über Beizvögel, Hunde und Pferde des weitverbreiteten Albertus-Magnus-Traktats *Liber de animalibus* ins Deutsche zu übertragen. Im Mittelpunkt stand der Wunsch, lateinische fachkundliche Quellen für ein weniger gelehrtes Publikum aufzubereiten und damit erst zugänglich zu machen.¹⁶

Diese Übertragung lateinischer Texte ins Deutsche sollte den Anschluss der Volkssprache an die gelehrte akademische Tradition gewährleisten.¹⁷ Unter den nicht-gelehrten Praktikern und Laien, die sich beruflich mit der Aufzucht und Abrichtung von Jagdvögeln beschäftigten, herrschte rege Nachfrage, Zugang zu den neuesten Erkenntnissen der veterinärmedizinischen Wissenschaft zu bekommen. Die Entstehung des deutschsprachigen Fachschrifttums

12 Lindner, *Beizbüchlein*, S. 10.

13 Die Editio princeps wurde 1480 in der Augsburger Druckerei Anton Sorg hergestellt.

14 Vgl. Giese, *Beizjagd*, S. 502.

15 Karlsruhe, BLB, Cod. Donaueschingen 830.

16 Vgl. Bernhard Schnell: Varianz oder Stabilität? Zu den Abschriften mittelalterlicher deutscher Medizinliteratur. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 127 (2008), S. 30.

17 Vgl. Jan-Dirk Müller: *Naturkunde für den Hof. Die Albertus-Magnus-Übersetzungen des Werner Ernesti und Heinrich Münsinger*. In: Jan-Dirk Müller (Hrsg.): *Wissen für den Hof. Der spätmittelalterliche Verschriftungsprozeß am Beispiel Heidelberg im 15. Jahrhundert*. München: Fink 1994. (= *Münstersche Mittelalter-Schriften*. 67.) S. 123.

war also einem reinen Sach- und Gebrauchsinteresse geschuldet. Dies spiegelt sich auch in der einfachen sprachlichen Gestaltung und der schmucklosen Ausstattung der jeweiligen Handschriften wider.

Den ersten Auftrag zur Übersetzung erhielt 1404 Wernherus Ernesti vermutlich vom späteren Kurfürsten Ludwig III. von der Pfalz,¹⁸ der den ihm unzugänglichen lateinischen Text näher kennenlernen wollte.¹⁹ Ernesti, der an der juristischen Fakultät der Universität Prag und später in Heidelberg studiert hatte, widmete sich dieser Aufgabe jedoch äußerst unzulänglich, wie Lindner meint: „Die ganze Arbeit läßt erkennen, daß Ernesti keine jagdlichen Kenntnisse hatte und auch nichts von Veterinärmedizin verstand.“²⁰ Seine ungelungenen und nur fragmentarischen Übersetzungsversuche fanden weder sprachwissenschaftliche noch jagdhistorische Erwähnung, bevor Lindner sie erstmals im Rahmen seiner deutschen Albertus-Magnus-Übersetzungen edierte.²¹ Mit der Mangelhaftigkeit und schlechten Qualität von Ernestis Arbeit erklärt Lindner auch die Tatsache, dass das Werk nur in einer einzigen Handschrift vorliegt, bei der es sich seiner Meinung nach sogar um die Originalübersetzung handelt.²²

Schnell weist darauf hin, dass bei der Beurteilung der Qualität von Übersetzungen fachlicher und im Speziellen medizinischer Texte immer zwischen Sprach- und Sachkompetenz differenziert werden müsse. Man könne nicht automatisch von der korrekten Übersetzung medizinischer Fachausdrücke Rückschlüsse auf die Person des Übersetzers ziehen. Wenn also die Fachtermini richtig in die Volkssprache übertragen wurden, muss nicht zwangsläufig ein lateinkundiger studierter Arzt dahinterstehen.²³ Im Umkehrschluss hätte Ernesti seine fachliche Unkenntnis in Bezug auf die Jagd durch Sprachgewandtheit kompensieren können, was ihm offensichtlich nicht recht geglückt ist.

18 Da er sein Werk dem späteren Pfalzgrafen gewidmet hat, wird wohl auch die Anregung und der Auftrag zur Übertragung des Traktats von Ludwig III. gekommen sein.

19 Vgl. Lindner, *Von Falken, Hunden und Pferden*, Bd. 1, S. 56–57.

20 Ebda, S. 57.

21 Vgl. ebda, S. 55–56.

22 Vgl. ebda, S. 57.

23 Vgl. Schnell, *Varianz oder Stabilität*, S. 30.

3.3. Das Werk und sein Übersetzer

Nach diesem wenig erfolgreichen ersten Versuch Ernestis wurde vermutlich nach einem geeigneteren Übersetzer für den Albertus-Magnus-Traktat gesucht. Dieser fand sich – ebenfalls im Umfeld des Kurfürsten Ludwig III. – in der Person des Arztes Heinrich Münsinger. Als Mediziner stellte er das ideale Bindeglied zwischen gelehrtem und praktischem Wissen dar. Was berichten die Quellen über diesen Heinrich Münsinger?

Er stammte aus dem verarmten schwäbischen Adelsgeschlecht Kröwel von Frundeck, das im 14. Jahrhundert nicht nur seine gesamten Besitzungen einschließlich Stammschloss, sondern auch sein Wappen und den Namen verloren hatte. So kam es, dass sich die Familie fortan nur noch nach dem schwäbischen Münsingen, wohin sie gezogen ist, benannte.²⁴ Der junge Münsinger studierte von 1413–1417 in Heidelberg sowie von 1423–1425 an der Universität in Padua, am 27. April 1425 erhielt er den medizinischen Doktorgrad.²⁵ Als Leibarzt mit ausgezeichnetem Ruf stand er in den Diensten des Pfalzgrafen Ludwig III. und lebte, wie es den dortigen Steuerbüchern zu entnehmen ist, in Heidelberg, wo er für 300 Gulden ein Anwesen erworben hatte.²⁶ Seine hervorragenden Lateinkenntnisse und sein medizinisches Fachwissen prädestinierten ihn in besonderem Maße dafür, den mit veterinärmedizinischen Spezialausdrücken gespickten Albertus-Magnus-Traktat zu übersetzen. Mechthild, die Tochter seines Dienstherrn, die in Waiblingen mit Graf Ludwig I. von Württemberg verheiratet war, hatte dort am 3. April 1439 einem Sohn das Leben geschenkt. Die Geburt seines Enkels veranlasste den Pfalzgrafen sicher, seine Tochter und ihre Familie des Öfteren zu besuchen. Bei diesen Anlässen hat Heinrich Münsinger seinen Brotgeber wohl gelegentlich begleitet und bei einem dieser Aufenthalte in Waiblingen hat er von dessen Schwiegersohn offenbar den Auftrag zur Übersetzung des

24 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 66–67.

25 Vgl. ebda, S. 68.

26 Vgl. ebda, S. 69.

Werkes erhalten.²⁷ So äußert sich jedenfalls der Übersetzer im Vorwort zur Genese seines Werkes:

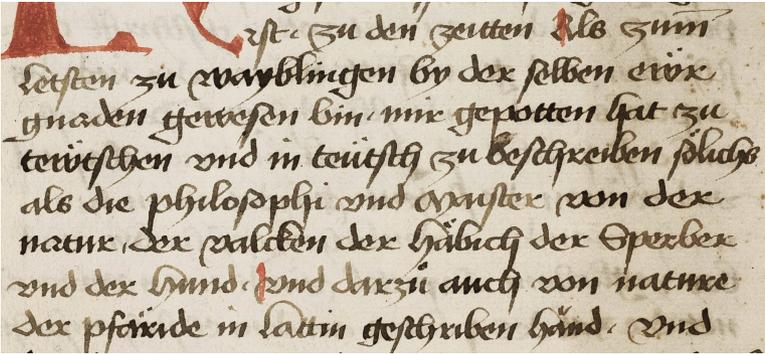


Abbildung 7: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 1, Z. 8–15

Münsinger berichtet, dass er *zumm letzten zu wayblingen* gewesen sei, er muss sich demnach mehrmals dort aufgehalten haben. – Lindner vermutet, dass diese „mögliche Besuchszeit in die Jahre 1434–1442“²⁸ gefallen sei und daher auch die Abfassung des Traktats innerhalb dieses Zeitraums angesetzt werden könne. – Dort sei Münsinger angewiesen worden, *zu teütschen vnd in teütsch zu beschreiben*, was die Philosophen und Meister von der Natur der Falken, Habichte, Sperber, Hunde und Pferde *in Lattin geschriben hānd*.

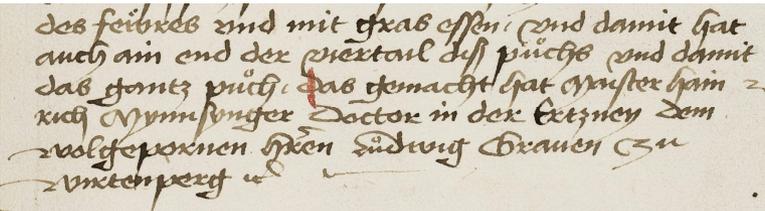


Abbildung 8: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 155, Z. 17–22

Am Ende des Werks gibt sich der Übersetzer mit seinem Namen und der Berufsbezeichnung *Maister hainrich Mynsynger Doctor in der Ertzney* zu erkennen und widmet das Werk seinem Auftraggeber, *dem wolgepornen herren Lüdwig Grauen zu Wirtenperg* (vgl. Abb. 8). Gerhard Eis meint zu wissen, dass Münsinger im Jahr 1472

27 Vgl. ebda, S. 75.

28 Ebda, S. 76.

verstorben ist,²⁹ und beruft sich diesbezüglich auf einen Artikel im Verfasserlexikon, in dem jedoch nur zu lesen ist, dass Münsinger 1472 noch am Leben war.³⁰ Laut der überarbeiteten 2. Auflage des Verfasserlexikons soll Münsinger sogar erst um oder nach 1476 gestorben sein, allerdings werden für diese Annahme keine Quellen genannt.³¹ Wenngleich das Todesjahr nicht gesichert ist, besteht immerhin die Möglichkeit, dass der Übersetzer 1473, im Jahr, auf das Claras Abschrift datiert ist, noch gelebt hat.

Der Leistung Heinrich Münsingers ist unbedingt Respekt zu zollen, wenn man seine Arbeit mit Ernestis holpriger Wort-für-Wort-Übersetzung vergleicht. Dem wortgewandten Leibarzt des Pfalzgrafen Ludwig III. war es gelungen, den Inhalt des Traktats, ohne sklavisch an jedem lateinischen Wort zu hängen, so anschaulich ins Deutsche zu übertragen, dass sich seiner Leserschaft der Sinn der lateinischen Quelle sofort erschließen konnte.

Wie legt Münsinger seine Arbeit an? Seine Übersetzung beschränkt sich auf die Abschnitte aus dem 22. und 23. Buch des Albertus, die sich mit denjenigen Tieren beschäftigen, die für den Hof von besonderem Interesse sind: Beizvögel, Pferde und Hunde. Die Beschreibung der letzteren beiden Gattungen schränkt er auf die edlen Exemplare ein, die sich besonders für Jagd, Turnier und Krieg eignen. Der Umfang der einzelnen thematischen Blöcke wird dabei gegen Ende hin immer geringer. Während der Großteil des Kompendiums (pag. 1–97) den Jagdvögeln gewidmet ist, wird den Pferden weit weniger Raum zugebilligt (pag. 98–146), um die Hunde abschließend überhaupt nur noch kurz zu streifen (pag. 147–155).³²

Insgesamt besteht das Kompendium aus vier Teilen: Der erste Teil liefert Informationen zur Natur der Falken, wie sie sich gegenüber anderen Vögeln abgrenzen lassen, zu den einzelnen Arten (edle, unedle und ‚gemischte‘ Falken), zu deren Abrichtung und Ernährung und schlussendlich zu Krankheiten und Heilmethoden.

29 Vgl. Gerhard Eis: *Forschungen zur Fachprosa. Ausgewählte Beiträge*. Bern und München: Francke 1971, S. 81.

30 Vgl. Karl Sudhoff: *Heinrich Münsinger*. In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. Begr. v. Wolfgang Stammer. Bd. 3. Hrsg. von Karl Langosch. Berlin: De Gruyter 1943, Sp. 453.

31 Vgl. Gundolf Keil: *Heinrich Münsinger*. In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2., völlig neu bearb. Aufl. Hrsg. v. Kurt Ruh u. a. Bd. 6. Berlin, New York: De Gruyter 1987, Sp. 784.

32 Diese Seitenangaben beziehen sich auf die Abschrift von Clara Hätzlerin.

Der zweite Teil des Werkes beschäftigt sich mit Habicht- und Sperbervögeln; der praktische Umgang mit den Tieren sowie Heilmethoden im Fall von Krankheiten werden etwas weniger ausführlich als im *Falkenbuch* erläutert.

Die letzten beiden Teile des Traktats widmet Münsinger den Pferden und Hunden, wobei er das Hauptaugenmerk auf deren Tauglichkeit für die Jagd bzw. bei Pferden auch für Turniere legt. Der hippiatrische Teil des Münsingertextes nimmt nur etwa die Hälfte des Vogelabschnitts ein, wobei ausschließlich Streitrösser, Reit- und Rennpferde vorgestellt werden. Münsinger beschäftigt sich mit deren Eigenschaften und der Fütterung und endet mit Rossarzneimitteln für die gängigsten Erkrankungen. Der Hundetraktat schließlich stellt zunächst die Hunde vor, die *on den menfchen nit gefein mügen* und *fein hus vnd fein wonung behüten*,³³ also edle Tiere wie Windspiele und Jagdhunde. Danach beschäftigt sich Münsinger mit deren Natur und schließt mit typischen Hundekrankheiten und Ratschlägen zu deren Heilung.

Aufgrund seiner humanistischen Ausbildung verfügt Münsinger sowohl über fachliche als auch sprachliche Kompetenz, im fachwissenschaftlichen Diskurs fungiert er als Vermittler zwischen Theorie und Praxis. Müller verortet bei ihm bestimmte Gesten des Schriftgebrauchs, die in einem gelehrten akademischen Umfeld nicht üblich und auch nicht notwendig waren:³⁴ So verbalisiert Münsinger das Inhaltsverzeichnis, indem er auf die einzelnen Kapitelüberschriften und die entsprechenden Seitenzahlen hinweist:

D002a011	[...] <i>Das erfyt</i>
D002a012	<i>tail diß pūchs ift getailt in Newn Capitel</i>
D002a013	<i>vnd wāuon die fagent / Vindet man hie</i>
D002a014	<i>nachinander ordenlichen gefchriben / vnd</i>
D002a015	<i>bey yeglichem Capittel vindt man verzaich-</i>
D002a016	<i>net die zal des plates an dem es ſich anfacht etc.</i>

Des Weiteren werden die Themen der einzelnen Kapitel wie konkrete Handlungsanweisungen formuliert:

D003a004	🔴 <i>Das fechßt Capitel fagt wie man die valcken</i>
D003a005	<i>beraitten vnd zu der paiß zām machen fol etc.</i>

33 Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 144, Z. 35 – pag. 145, Z. 1 und pag. 145, Z. 2.

34 Vgl. Müller, Naturkunde für den Hof, S. 150.

Er gibt dem laikalen Leser, der im Umgang mit Schriftlichkeit nicht geübt ist, Orientierungshilfen, wo im Buch er sich gerade befindet:

D098a008 *In dem erften capitel des dritten tails des*
 D098a009 *püchs ist zu dem erften zu wiffen das [...]*

Durch diese kleinen Hilfestellungen ermöglicht er auch einem Laien die Rezeption von schriftlich fixiertem akademischem Wissen. Lindner weist darauf hin, dass Münsinger kein ausgesprochener Jagd(vogel)experte und mit Sicherheit kein Falkner oder Jäger war, jedoch über das Wissen eines „gebildeten, einem Fürstenhof nahestehenden Mannes seiner Zeit“ verfügte.³⁵ Er habe sich die Freiheit genommen, Wörter wie *lockluder*, *bergfalck*, *hoferfalck*, *lufftfalck*, *steinfalck* und *zwirbelfalck* zu kreieren, die keinesfalls aus der Jägersprache stammten und nirgendwo sonst belegt seien.

Münsinger wendet sich in seiner Übersetzung direkt an die *valckner*³⁶, den *paißman*³⁷ und *ains Herren Marstaller oder hüßschmid oder RoßArtzat*³⁸, seine Adressaten sind Menschen aus der Praxis, die täglich mit diesen Tieren arbeiten. Er versucht lateinische Fachausdrücke nach Möglichkeit zu vermeiden und schreibt fast ausschließlich in der Volkssprache. Bei den Heilmitteln übersetzt er fremdartige Inhaltsstoffe bzw. erklärt ausführlich, worum es sich dabei handelt und wo man diese bekommen kann:

D047a028 [...] *So sol man nemen rott*
 D047a029 *wachs vnd Mufcaten vnd die fruchte*
 D047a030 *die zu Latin haiffet mirabolones cibrini vnd*
 D047a031 *chomt über Mër her / Vnd vindt man es in der*
 D048a001 *Appodeck komt von Arabien vnd haißt zu Latin*
 D048a002 *gummi arabicum / [...]*

Selbst bei der Namensherkunft einer Falkenart holt er geduldig zu langatmigen Erläuterungen aus, damit wirklich jeder Lateinunkundige ihm folgen kann:

D014a029 **D***ie valcken von der andern edeln zuchte*
 D014a030 *haiffent Giro falcken / Vnd das wortt*
 D015a001 *Girofalck ist vermifchet mit der Latine / wann giro*
 D015a002 *ist ain Latinifch wort / Vnd wann es dem wort*
 D015a003 *Namen falck zugefetzt wirt das man spricht giro-*

35 Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 116.

36 Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 33, Z. 2.

37 Ebda, pag. 64, Z. 10.

38 Ebda, pag. 101, Z. 26–27.

D015a004 *falck So ift es nach dem teütfchen alfuil gefproch-*
 D015a005 *en als ain zwirbelfalck / [...]*

Münsinger beschreibt konkrete Situationen, die die Praktiker aus ihrem Arbeitsalltag kennen: Woran erkenne ich, dass ein Pferd krank ist? Welche Symptome zeigt es? Bei einer Pferdekrankheit schreibt Münsinger: *Vnd wann das geschicht fo velt das pferd nyder vf die erden vnd flieffen jm die böß flüß füro zu dem hertzen vnd stirbt das pferd dick dauon in zwain ftunden.*³⁹

Um seine Anweisungen abzusichern, beruft sich Münsinger auf gelehrte Autoritäten: *als die Maifter schreibent*⁴⁰, *als ettlich Maifter gemaint haben*⁴¹, *Als fy Maifter Wilhelm künig Rodigers von Cecilia Falckner vo[r]n zeiten bewärt vnd beschriben hatt.*⁴² Das sind die Experten, die die Regeln für das Handeln der Praktiker vorgeben. Müller konkretisiert dies folgendermaßen: „So steht hinter den einzelnen Lehren durchgängig eine Lehrtradition und ein Handlungsrahmen, in dem die Lehre zur Anwendung kommt.“⁴³

Mitunter fügt Münsinger auch narrative Elemente in seinen Traktat ein, als er zum Beispiel den Nestbau des *pilgrin falcken* beschreibt: *So was zu feinen zeitten ain Ainfidel der Langzeit in dem gepirg gewonet hett.*⁴⁴ Diese Zeilen erinnern fast an den Anfang einer Geschichte, und eine solche erzählt Münsinger hier auch. Dieser Einsiedler hat mit eigenen Augen gesehen, dass die *pilgrin falcken* ihre Nester *an den höchften pergen an den enden da die perg schroffent vnd felfet wärn*⁴⁵ bauen. Die Geschichte wird mit zahlreichen Adjektiven ausgeschmückt, und mit blumigen Worten wird geschildert, wie schwierig es sei, zu diesen Nestern zu gelangen.

Müller verortet im Übersetzungswerk Heinrich Münsingers etwas grundlegend Neues: Das Kompendium dient dem medizinischen Diskurs in der Volkssprache und wurde für den praktischen Gebrauch im Umkreis des Hofes verfasst.⁴⁶ Dies lässt sich in einem neuartigen Aufbau des Werkes, in der Aufnahme von narrativen

39 Ebda, pag. 121, Z. 13–16.

40 Ebda, pag. 149, Z. 30.

41 Ebda, pag. 2, Z. 20.

42 Ebda, pag. 3, Z. 11–13.

43 Müller, Naturkunde für den Hof, S. 162.

44 Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 18, Z. 32 – pag. 19, Z. 2.

45 Ebda, pag. 19, Z. 4–5.

46 Vgl. Müller, Naturkunde für den Hof, S. 167.

Elementen und konkreten Handlungsanweisungen zur Präsentation des Wissens und der Ausrichtung auf einen heterogenen Adressatenkreis von Praktikern erkennen.

3.4. Überlieferung und Textausgaben

Münsingers *Falkenbuch* erfreute sich im späten 15. Jahrhundert großer Beliebtheit und ist heute in 11 Textzeugen überliefert, die das Textkorpus teilweise vollständig, teilweise in Bruchstücken wiedergeben. Bei den späteren Handschriften scheint sich bereits eine Trennung in der Münsinger-Tradition anzukündigen, da sich der Pferdeteil bald abspaltete und gemeinsam mit anderen hippiatrischen Texten Eingang in diverse Rossarzneibücher fand, während die drei Teile über Falken, Habichte und Hunde meist unabhängig vom Pferdeteil fortgeschrieben wurden. Offensichtlich fand dieser vierte Abschnitt des Münsinger-Textes mehr Interesse unter den Rossärzten und Marstallern als die Teile über Beizvögel und Hunde, die hauptsächlich an Jäger adressiert waren.

Große Verdienste um die editorische Erschließung des Münsinger-Textes hat sich 1962 der Jagdvoegelexperte Lindner erworben. Er hat – bis auf eine Ausnahme⁴⁷ – die gesamte Überlieferung gesichtet und in zwei Stränge eingeteilt. In die erste Überlieferungslinie reihte er die Handschriften A, C und D: **Handschrift A** wird unter der Signatur Cod. Pal. germ. 247 in der Universitätsbibliothek Heidelberg aufbewahrt und ist als eine der ältesten erhaltenen Textzeugen in der Münsinger-Tradition um 1460 entstanden. Die Angaben zur Entstehungszeit basieren auf einem Wasserzeichenbefund des verwendeten Papiers.⁴⁸ Lindner bezeichnet diese Handschrift als die beste und vollständigste unter allen Textzeugen, die dem Original sehr nahe steht, und legt sie daher seiner Edition zugrunde. Seine Beurteilung der Qualität von A wird im Analysekapitel 6 der vorliegenden Arbeit noch zu überprüfen sein. Die Initialen in Handschrift A wurden nie ausgeführt und sind nur durch Platzhalter am linken äußeren Rand angedeutet. Diese

47 Hs. L war zum damaligen Zeitpunkt zwar bekannt, galt nach dem Krieg aber als verloren und konnte daher von Lindner nicht eingesehen werden.

48 Vgl. Die Codices Palatini germanici in der Universität Heidelberg (Cod. Pal. germ. 182–303). Bearbeitet von Matthias Miller und Karin Zimmermann. Hrsg. von der Universität Heidelberg. Wiesbaden: Harrassowitz 2005, S. 235; <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/miller2005/0007/text_oc> [2022-01-31].

Tatsache spielt in weiterer Folge für die Textanalyse und das Verwandtschaftsverhältnis zu Handschrift D noch eine entscheidende Rolle und wird in Kapitel 5 dieser Arbeit behandelt werden.

Handschrift C befindet sich in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart, der Heimat des Auftraggebers, Ulrichs V. von Württemberg, und stammt gemäß dem Wasserzeichenbefund aus den Jahren zwischen 1462 und 1465.⁴⁹ Lindner setzt den Entstehungszeitraum etwas später, etwa im siebenten oder achten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts an. In der Literatur wird C auch als **Lobriser Handschrift** betitelt, da sie ursprünglich in die reichsgräfliche Nostitzsche Bibliothek zu Lobris bei Jauer gehörte.⁵⁰

Diesen Textzeugen bezeichnet Lindner als „nicht sonderlich sorgfältige, mitunter sogar gedankenlose Abschrift mit Flüchtigkeitsfehlern“⁵¹, deren Schreiber dem Text durch die persönlichen Bemerkungen am Ende eines jeden Teiles jedoch eine individuelle, humoristische Note zu verleihen wusste. Die Handschrift ist nicht Ludwig I., sondern dessen Bruder, Ulrich V. von Württemberg, gewidmet.

Die letzte Handschrift dieser Überlieferungslinie stammt aus der Feder der Berufsschreiberin Clara Hätzlerin, die ihre in weiterer Folge als **Handschrift D** bezeichnete Auftragsarbeit, wie es ihrem Schreibusus entsprach, signiert und in diesem Fall sogar mit der Jahreszahl 1473 datiert hat. Zur Geschichte der Handschrift, die Lindner als den zweitbesten Text der Münsinger-Überlieferung bezeichnet, ist Folgendes bekannt: Nachdem sie sich längere Zeit im Besitz einer Ulmer Patrizierfamilie befunden hatte, gelangte Claras Werk in die Hände von Konrad Dietrich Hassler. Dieser war in Ulm als Landeskonservator für Denkmalpflege tätig und erkannte bald die Bedeutung der Handschrift. Seinem Engagement ist die erste Edition des Textes im Jahr 1863 zu verdanken.⁵² Eine detaillierte Beschreibung dieser Handschrift wird in Kapitel 3.4.3 erfolgen.

49 Laut Auskunft der Leiterin der Landesbibliothek in Stuttgart gehört die Handschrift zu den Codices, die wissenschaftlich noch nicht tiefer erschlossen sind, die Wasserzeichen wurden jedoch bereits untersucht und deuten auf den genannten Zeitraum hin.

50 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 82.

51 Ebda, S. 83.

52 Vgl. Mynsinger, Heinrich: Von den Falken, Pferden und Hunden. Hrsg. von Konrad Dieterich Hassler. Stuttgart: Litterarischer Verein 1863. (= Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. 71)

An oberster Stelle der zweiten Überlieferungslinie befindet sich **Handschrift E**, die von der Forschung bislang fälschlicherweise auf das Jahr 1466 datiert wurde. Sie wird in der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Darmstadt aufbewahrt und ist bis auf den Pferdeteil vollständig. Der Schreiber nennt am Ende der Abschrift nicht nur seinen Namen, sondern hält auch den exakten Zeitpunkt der Fertigstellung der Handschrift am 6. Tag nach Allerheiligen im Jahr 1460 fest:

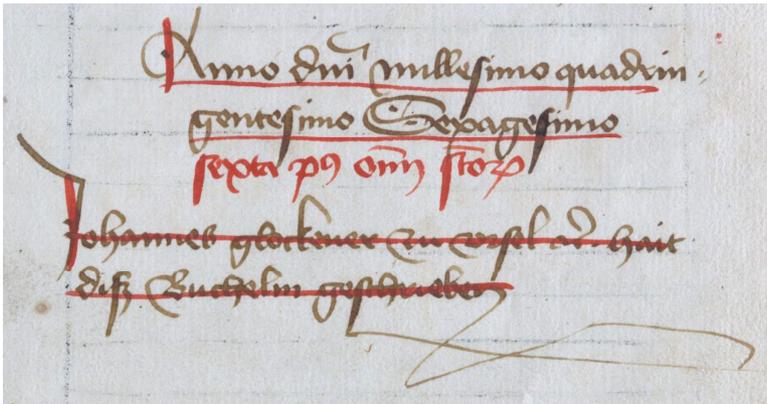


Abbildung 9: Darmstadt, Universitäts- und Landesbibl. Hs. 448, fol. 117r

Die in der Sekundärliteratur und im Handschriftencensus verzeichnete Datierung im Jahr 1466 scheint auf einem Übersetzungsfehler zu beruhen. Der Schreiber Johannes Glockner hat das Jahr *Anno d(omi)ni millesimo quadringentesimo Sexagesimo* in schwarzer Tinte zu Papier gebracht, davon setzt sich der Tag *sexta p(ost) o(mn)i(u)m s(anc)tor(um)* in roter Tinte nicht nur optisch, sondern auch grammatikalisch ab.⁵³ Die waagrechte rote Linie durch die Schreibersignatur ist in diesem Fall nicht als Tilgung, sondern als Hervorhebung zu verstehen.⁵⁴

Handschrift E ist damit wohl der älteste erhaltene Textzeuge in der Münsinger-Tradition. Sie verfügt als einzige über ein umfangreiches Register, das alle Kapitelüberschriften in Form eines Inhaltsverzeichnisses auflistet. Leider ist über Johannes Glockner außer seinem Namen nichts bekannt, aber man kann ihn wohl als kreativen Menschen bezeichnen, hat er mit seinen kleinen Zeichnungen und Spielereien doch zahlreiche Nachweise für seine

53 *Anno domini millesimo quadringentesimo Sexagesimo sexta post omnium sanctorum Johannes glockener zu vrsel etc. hait diß Buchelin geschrieben.*

54 Vgl. Schneider, Paläographie und Handschriftenkunde, S. 155.

Originalität hinterlassen. Dieser Codex zeichnet sich durch besonders kreativ, variantenreich und verspielt gestaltete Initialen mit Profilfratzen, Ornamenten und Schnörkeln aus, auch wenn Lindner sie als „wenig kunstvoll“⁵⁵ einstuft. Die Handschrift wurde von Adolf Schmidt 1896 in der Zeitschrift für deutsche Philologie zum ersten Mal beschrieben.⁵⁶ Lindner meint, dass Schmidt „ihre Qualität überschätzte“⁵⁷, diesbezüglich sei dem Beizvogelexperten ebenfalls widersprochen, denn Handschrift E liefert eine sehr sauber geschriebene, äußerst verlässliche Abschrift, die – wie sich im Analyseteil dieser Arbeit zeigen wird – bei vielen problematischen Textstellen die einzig richtige Lesart (Variante) bietet und für das vergleichende Textstudium unersetzlich ist.

Handschrift H, die in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien aufbewahrt wird, galt lange Zeit als Auftragswerk des Schreibers Sebastian Ranck für Kaiser Maximilian I.⁵⁸ Ranck hatte nämlich die Widmung an den Grafen Ludwig von Württemberg durch ein Vorwort mit einer Würdigung Maximilians ersetzt und den Namen Münsingers am Ende unterschlagen.⁵⁹ Noch heute ist der Codex unter dem Titel *Jagdbuch* mit dem Verfassernamen Sebastian Ranck in der ÖNB katalogisiert,⁶⁰ obwohl Lindner bereits 1962 nachgewiesen hatte, dass es sich dabei um eine Abschrift des Münsinger-Textes handelt. Die Handschrift enthält nicht alle Teile des ursprünglichen Textes, Ranck hat 16 längere Kapitel einfach weggelassen, dies macht sich vor allem im Pferdeteil bemerkbar, der nur etwa 60 % des ursprünglichen Textes umfasst.⁶¹

55 Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 85.

56 Vgl. Adolf Schmidt: Mitteilungen aus deutschen Handschriften der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt. II. Heinrich Münsingers buch von den falken, habichten, sperbern und hunden, In: Zeitschrift für deutsche Philologie 28 (1896), S. 26–31.

57 Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 85.

58 So werden auch im Handschriftencensus nur 10 Textzeugen von Münsingers *Falkenbuch* genannt, die Handschrift H wird unter dem Bearbeiternamen Sebastian Ranck gelistet, was nicht ganz korrekt ist, da der Schreiber die Handschrift nur insofern bearbeitet hat, als er Münsingers Namen unterschlug und eine neue Widmung einfügte.

59 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 95.

60 Vgl. Österreichische Nationalbibliothek, <<http://data.onb.ac.at/rep/1000E4FC>> [2022-01-31].

61 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 97–98.

Handschrift F und G befinden sich heute in der Marienbibliothek in Halle/Saale, wobei F im selben Jahr wie die Abschrift der Hätzlerin angefertigt wurde. In Handschrift F werden sowohl die Widmung an den Grafen Ludwig von Württemberg sowie Münsingers Name am Ende nicht genannt, dafür finden sich der 8. Juli 1473 als exaktes Fertigstellungsdatum und die bislang nicht identifizierten Initialen A.H.D.B. des Schreibers oder der Schreiberin. Handschrift F liefert eine äußerst saubere und verlässliche Abschrift von Münsingers Traktat.

Beide Handschriften befanden sich vormals im Besitz Georgs von Selmnitz, dessen Wappen sich als Supralibros auf dem prunkvollen Einband von Handschrift F sowie als Initiale auf der ersten Seite der schlichter ausgestatteten Handschrift G befindet. Als Selmnitz 1578 starb, vermachte er seinen gesamten Buchbesitz der Marienbibliothek. Bei G handelt es sich um eine wenig sorgfältige Teilabschrift des Münsingertextes aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, die wohl als Handexemplar dienen sollte. Heinz Brachvogel vermutet, dass Georg von Selmnitz selbst Falkner gewesen sei und sich diese Zweitschrift eigenhändig für den täglichen Gebrauch angefertigt habe.⁶² Da Handschrift G aber nur etwa ein Drittel des Gesamttextes umfasst und selbst der erste von vier Teilen nicht vollständig ist, muss diese Aussage aus heutiger Sicht in Zweifel gezogen werden.

In Heidelberg, dem Wohnort Münsingers, wird auch noch eine weitere Handschrift aufbewahrt, die am Ende des zweiten Überlieferungsstranges steht, von Lindner relativ ungenau auf „wohl kaum vor 1480“⁶³ datiert wird und „den unzulänglichsten Text im Rahmen der vollständigen, die Übersetzung ungekürzt überliefernden Handschriften“⁶⁴ biete. Diese **Handschrift B** mit der Sigle Cod. Pal. germ. 281 leide „unter häufigen Auslassungen“⁶⁵ und weise „die üblichen Abweichungen einer über Jahrzehnte gehenden Schreibertradition auf.“⁶⁶ Wie im Zuge der Fehleranalyse zu zeigen sein wird, existiert eine bisher nicht entdeckte interessante Ver-

62 Vgl. Heinz Brachvogel: Aus einer alten Handschrift über Falknerei. In: Deutscher Falkenorden (1940), H. 3/4, S. 100-102.

63 Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 80.

64 Ebda, S. 80.

65 Ebda, S. 81.

66 Ebda.

bindung zwischen Handschrift B und der Abschrift der Hätzlerin, die noch näher erläutert werden wird.⁶⁷

Ein Merkmal von B ist die interne Umstellung der Reihenfolge der einzelnen Teile, da der Pferdeteil, der sonst den dritten Abschnitt besetzt, hier ans Ende des Textes gerückt wurde. Während Lindner die Handschrift beinahe 40 Jahre früher ansetzt, datiert Karin Zimmermann diese nach einer Neubefundung auf die Zeit nach 1508, wofür sie inhaltliche Kriterien geltend macht. Des Weiteren kann auch die Schriftart, eine deutsche Kursive des 16. Jahrhunderts, als Datierungskriterium herangezogen werden.⁶⁸ Die Handschrift befand sich im Besitz des Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz, dessen Regierungszeit im Jahr 1508 begann, somit ist dieser Datierung gegenüber jener von Lindner eindeutig der Vorzug zu geben. Gemäß dem Wasserzeichenbefund entstand die Handschrift sogar noch später, in den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts.⁶⁹

Bei den **Handschriften J** und **K** handelt es sich um Fragmente, die ausschließlich den Pferdeteil aus dem Münsingertext tradieren und ebenfalls in der Universitätsbibliothek Heidelberg aufbewahrt werden.

Eine Besonderheit stellt die **Handschrift L** dar, die zur Zeit von Lindners kritischer Edition als verschollen galt, weshalb er sie auch als einzige nicht einsehen konnte. Sie stammt aus der Bibliothek der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz und ging offenbar in den Kriegswirren des Zweiten Weltkrieges verloren. Heute kann sie als Digitalisat der Universität Wrocław/Breslau online abgerufen werden. Sie bietet eine schöne, in einer sehr sorgfältigen Bastarda geschriebene Abschrift des Pferdeteils, die zudem ohne nennenswerte Korrekturen auskommt. Auch dieser Textzeuge stammt wie D und F aus dem Jahr 1473 und nennt als Schreiber Wolfgang Aschel aus Neumarkt.

Im Anschluss seien nun die 11 Textzeugen in chronologischer Reihenfolge aufgelistet:

67 Vgl. dazu Kapitel 6.3.1.1 dieser Arbeit und im Besonderen Abbildung 68.

68 Vgl. Die Codices Palatini germanici, S. 383.

69 Schriftliche Auskunft von Dr. Karin Zimmermann (UB Heidelberg) vom 8.11.2017.

Tabelle 3: Chronologische Auflistung der Abschriften von Münsingers *Falkenbuch*

Hs.	Entstehungszeit	Codex	Beschreibung	VT	PT	HT
E	1460	Darmstadt, UB und LB, Hs. 448	Papier, fol. 1–117	✓		✓
A	um 1460	Heidelberg, UB, Cpg 247	Papier, fol. 1r–86r	✓	✓	✓
C	1462–1465	Stuttgart, LB, Cod. cam. et oec. 4° 52	Papier, fol. 1r–116r	✓	✓	✓
D	1473	Stuttgart, LB, Cod. HB XI 51	Papier, pag. 1–155	✓	✓	✓
F	1473	Halle, Marienbibl., Ms 73	Papier, fol. 1r–70r	✓		✓
L	1473	Breslau/Wroclaw, UB, Akc 1949/57	Papier, fol. 1r–40r		✓	
B	nach 1508	Heidelberg, UB, Cpg 281	Papier, fol. 1r–110v	✓		✓
H	um 1500	Wien, NB, Cod. Vindob. 5213	Papier, fol. 1r–84v	✓	✓	✓
J	15 Jh.	Heidelberg, UB, Cpg 406	Papier, fol. 2r–44r		✓	
K	15 Jh.	Heidelberg, UB, Cpg 408	Papier, fol. 1v–46v		✓	
G	2. Hälfte 16. Jh.	Halle, Marienbibl., Ms 74	Papier, fol. 1r–44r	✓		

VT= Vogelteil, PT = Pferdeteil, HT= Hundeteil

Anhand der Entstehungsorte und -zeitpunkte bestätigt sich, dass die Münsinger-Tradition im Raum Stuttgart und Heidelberg, wo der Übersetzer des Albertus-Magnus-Textes und sein Auftraggeber lebten, am intensivsten fortgeschrieben wurde. Es ist nicht bekannt, wie groß die Zahl der im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangenen Textzeugen ist, doch im Jahr 1473 scheint die Münsinger-Rezeption am stärksten gewesen zu sein, da bis heute drei Abschriften existieren, die zu diesem Zeitpunkt entstanden sind, ein Zeugnis für die Popularität des Textes unmittelbar nach seiner Entstehung.

Lindner, dem die editorische Erschließung des Münsinger-Textes zu verdanken ist, bezeichnet A als die einzige Handschrift, die „für eine kritische Edition in Betracht“⁷⁰ kam. Einen vollständigen Textvergleich aller vorhandenen Textzeugen hatte er als „wissenschaftliche Wertlosigkeit“⁷¹ abgetan. Er begründet seine Vorgehensweise damit, dass sich nach dem Erstellen eines kritischen Apparates für die ersten 14 Blätter der Handschrift bereits die „überragende Qualität von Handschrift A“⁷² gezeigt habe. Eine Weiterführung dieser Arbeit sei ihm aus diesem Grunde „sinnlos“⁷³ erschienen. Die Abweichungen von A ließen sich nur „als ein Verzeichnis nachgewiesener Textverschlechterungen, hervorgerufen durch mangelnde Sorgfalt zahlloser Abschreiber“⁷⁴ auffassen. Er habe lediglich zu Beginn des hippiatrischen Teils das vergleichende Textstudium noch einmal aufgenommen, um auch die drei Handschriften, die nur den Pferdeteil tradieren, in das Stemma einordnen zu können.

Der Jagdvoegelexperte unterscheidet die Texte der x¹- und der x²-Gruppe aufgrund eines entscheidenden Trennfehlers, der sich in Handschrift A gleich auf fol. 2v, Zeile 1–4 findet. In dieser Passage werden die verschiedenen Habichtarten folgendermaßen beschrieben:

A002v001	[...]	<i>Wann fie</i>
A002v002	<i>sprechen das das geflecht der hebich viererley</i>	
A002v003	<i>fÿ / Das erfte heiffent fie den groffen habich / Das</i>	
A002v004	<i>ander / das dar nach gröffer ift / heiffent fie Tritzlin</i>	
A002v005	<i>Das Tryt heiffent fie muftet Aber also wil ich [...]</i>	

Es fällt auf, dass das vierte *geflecht* in der Aufzählung nicht genannt wird – im Laufe der Überlieferungsgeschichte muss einem der Schreiber eines früheren Textzeugen ein klassischer Abschreibfehler unterlaufen sein. Die dritte Habichtart, die eigentlich der Sperber ist, wurde übersprungen und die vierte, die übrigens auf einem fachlichen Irrtum beruht,⁷⁵ als dritte angefügt, während Art Nummer vier wie gesagt fehlt. Die Abschreiber*innen der Handschriften dieser Gruppe (Handschrift A, C und D) mögen den Fehler

70 Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 80.

71 Ebda. S. 101.

72 Ebda.

73 Ebda.

74 Ebda.

75 Siehe dazu Kapitel 4.4.

zwar bemerkt haben, konnten aber mangels weiterer Informationen zur vierten Habichtart den Text nur in dieser lückenhaften Form übernehmen. Den Schreiber*innen der x^2 -Gruppe hingegen lag der vollständige Text mit allen vier Arten vor, sodass sie den ursprünglichen Wortlaut korrekt bewahren konnten.

Im untenstehenden Stemma der Münsinger-Textzeugen lässt sich sehr gut erkennen, wie dieser markante Trennfehler sowie einige kleinere Fehler (u. a. werden in der Inhaltsangabe des Falckenteils nur acht von neun Kapiteln aufgezählt), die den Abschriften C, A und D gemeinsam sind, die Handschriften der x^1 -Gruppe von jenen der x^2 -Gruppe scheidet.

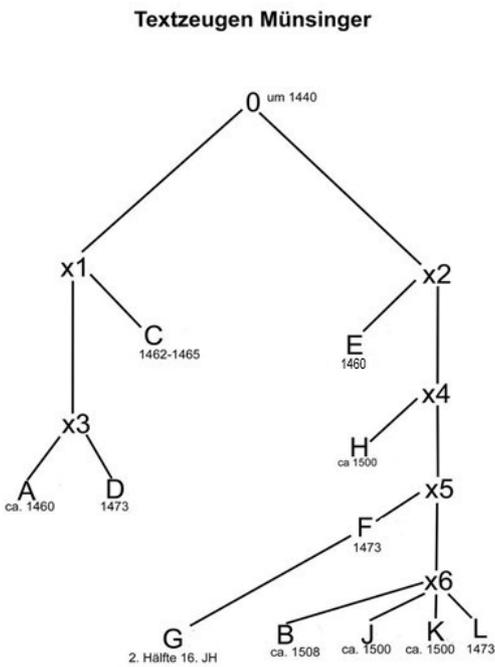


Abbildung 10: Stemma der Münsinger-Textzeugen nach Lindner, eigene Darstellung

3.4.1. Editionslage

Dem Philologen und Denkmalpfleger Conrad Dietrich Hassler ist die erste Edition von Claras Abschrift des Münsingertextes aus dem Jahr 1863 zu verdanken. Hassler wirkte in Ulm als württembergischer Landeskonservator für Denkmalpflege und Leiter der Staatssammlung für vaterländische Kunst und Altertumsdenkmale. Er veröffentlichte zahlreiche historische Schriften und gab in der Reihe *Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart* mehrere Editionen älterer Literatur heraus.⁷⁶

Die Handschrift aus dem Besitz einer Ulmer Patrizierfamilie gelangte über diverse Zwischenstationen in Hasslers Hände und er war der Erste, der sich an die Erschließung dieser wichtigen jagdkundlichen Quelle heranwagte. Zu diesem Zeitpunkt ging Hassler noch davon aus, dass er den einzigen Textzeugen des *Falkenbuches* in Händen hielt, denn er schreibt im Schlusswort seiner Edition: „das original des werkchens scheint verloren gegangen zu sein und eine andere abschrift auch nicht zu existiren.“⁷⁷ Hassler überreichte die Handschrift sowie seine Edition 1863 dem König von Württemberg als Geschenk. Von der Königlichen Hofbibliothek gelangte sie 1919 schließlich in die Württembergische Landesbibliothek, wo sie heute noch aufbewahrt wird.⁷⁸

Hassler beschränkt sich in seiner Edition auf die reine Wiedergabe des Textes, wobei ihm selbst gelegentlich Fehler in der Transkription unterlaufen. So schreibt er u. a. *bysüß* statt *byfüß* (S. 55), *gundelres* statt *gundelreb* (S. 56) und *vernyschen* statt *vermyschen* (S. 28). Er fügt seinem Werk keinerlei einleitende Worte und auch kein Glossar bei und beschränkt sich auf ein knappes Schlusswort, in dem er nur die Herkunft der Handschrift und ihre Entstehung in wenigen Sätzen erläutert. Lediglich an vier Stellen unternimmt der Herausgeber der ersten Münsinger-Edition den Versuch, die lateinischen Bezeichnungen von Heilpflanzen ‚richtigzustellen‘ und trägt damit seinerseits zur Verwirrung bei, denn den lateinischen Namen des Stephanskrauts (*Staphisagria*) erklärt er mit „*Saxifragia*“ (S. 23 und 26), womit aber der Steinbrech und damit eine völlig andere Pflanze bezeichnet wird. Die gemahlene Bertramwurzel identifi-

76 Vgl. Max Huber: Haßler, Konrad Dieterich. In: Neue Deutsche Biographie (NDB). Bd. 8. Berlin: Duncker & Humblot 1969, S. 51–52.

77 Hassler, Mynsinger, S. 97.

78 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 85.

ziert er korrekt als „Piretrum“ (S. 32) und Münsingers *mirabolones kebull*, womit die ausgereiften Früchte eines immergrünen in Süd-asien beheimateten Baumes mit dem botanischen Namen *Terminalia chebula* gemeint sind, die auch als chebulische Myrobalanen bezeichnet werden,⁷⁹ korrigiert er in „Mirabolanum chebotis“ (S. 24).

Die Abschreibfehler der Hätzlerin mögen ihm bei der Transkription wohl aufgefallen sein, allerdings ignoriert er die augenscheinlichen Missgriffe der Schreiberin in so mancher sinnentstellten Textpassage völlig und widmet sich recht halbherzig nur drei kleineren Schreibversehen, die keinerlei Auswirkung auf die Verständlichkeit des Textes haben. So vermerkt er einmal die Auslassung eines Wortes und ergänzt dieses in der Fußnote mit einem Fragezeichen (S. 93) und an zwei Stellen erkennt er eine Verschreibung der Hätzlerin, die er ebenfalls in einer Fußnote richtigstellt (S. 48 und 70), nicht ohne auch hier seine Zweifel durch ein Fragezeichen kundzutun.

Ein weiteres Manko in Hasslers Edition stellen die fehlenden Orientierungshilfen dar, denn in seiner Transkription ist die originale Seitenzählung nicht vermerkt, daher kann man sich im Text nur mühsam anhand der Kapitelüberschriften zurechtfinden, was den Abgleich mit den entsprechenden Passagen der Handschrift äußerst zeitaufwendig gestaltet. Schlussendlich ist die Wiedergabe von *ǎ* als *au* in einigen Textstellen kritisch zu hinterfragen, wenn Hassler den Adler, der *vich vacht* (pag. 60, Z. 1) als *vich vaucht* (S. 34) transkribiert (das fehlende *f* ist ihm nicht aufgefallen),⁸⁰ *ift es on zweifel wǎr* (pag. 82, Z. 25) als *ist es on zweifel waur*, *hǎrwachs*⁸¹ als *haurwachs* (pag. 109, Z. 21) und *anderfwǎ* als *anderswau* (pag. 151, Z. 33) wiedergibt. Bei aller Wertschätzung entspricht Hasslers Pionierleistung nicht den heutigen Ansprüchen an eine wissenschaftliche Edition, sodass seine Transkription für einen kritischen Textvergleich nicht herangezogen werden kann.

Nachdem die Wissenschaft ein Jahrhundert lang auf die Hasslersche Edition angewiesen gewesen war, stellte Lindners Neuedition

79 Vgl. Martin Dietrich Glessgen: Die Falkenheilkunde des ‚Moamin‘ im Spiegel ihrer volgarizzamenti. Studien zur Romania Arabica. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer 1996. (= Zeitschrift für romanische Philologie. Beihefte. 269.) S. 780. Die Frucht wird heute noch in der ayurvedischen Medizin als mildes Abführmittel verwendet und gilt als ‚Königin der Heilpflanzen‘.

80 Hier handelt es sich um einen Abschreibfehler Claras, korrekt müsste die Stelle *vifch vacht* lauten, vgl. dazu Kapitel 6.3.1.1.

81 Vgl. Lexer online, s. v. *hǎr-wahs*.

im Jahr 1962 einen wichtigen Meilenstein in der Münsinger-Forschung dar. Der Jagdhistoriker Kurt Lindner hatte sich in der von ihm herausgegebenen Reihe *Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd* um die Erschließung von bisher unaufgearbeiteten Quellen aus der Antike und dem Mittelalter verdient gemacht und veröffentlichte zahlreiche Standardwerke zur Jagdliteratur.⁸²

Die Edition von Münsingers *Falkenbuch* legt er zweiteilig an, wobei sich der erste Teil zunächst dem Leben und Wirken Heinrich Münsingers, dessen Bedeutung für die deutsche Jagdliteratur sowie der Quelle für seine Übersetzung, dem *Liber de animalibus* des Albertus Magnus widmet. Lindner beschreibt die Qualität der elf Textzeugen und erstellt ein Stemma, um das Verwandtschaftsverhältnis der Handschriften zu klären. Des Weiteren ediert Lindner in diesem Teil auch erstmalig Wernherus Ernestis ersten Übersetzungsversuch des *Falkenbuches* von 1404, das *buchelin von den suchten der fogel, hunde und pferde*, und fügt am Ende auch ein kurzes Glossar an. Im zweiten Teil, der zweibändig angelegt ist, ediert er Münsingers *Falkenbuch* in der Überlieferung von Handschrift A, die er als die beste und verlässlichste Quelle deklariert, und widmet sich in einem umfangreichen Glossar der Erläuterung zahlreicher jagdkundlicher und anderer Fachausdrücke. Lindner richtet dabei als Jagdhistoriker sein Hauptaugenmerk vor allem auf die Beschreibung der einzelnen Falkenarten. Auf über 20 Seiten beschäftigt er sich ausschließlich mit dem *blawfuß* und seiner Verbreitung, überhaupt interessieren ihn vornehmlich die Bezeichnungen für die Falken, die bei Münsinger als eigene Wortschöpfungen erstmalig belegt sind.

Lindner legt für die ersten vierzehn Seiten der Handschrift einen Variantenapparat an, dessen Fortführung er dann allerdings, nachdem sich für ihn die „überragende Qualität“ von Handschrift A bestätigt hatte, als nicht mehr notwendig erachtet. Mit dieser Entscheidung verzichtet er also auf die Herstellung einer historisch-kritischen Edition. Die Orientierung in seiner Edition fällt leicht, da Lindner die Transkription nicht nur mit einer Seiten- und Zeilenzählung gemäß der Handschrift versehen hat, sondern zusätzlich

82 Vgl. Wikipedia <[https://de.wikipedia.org/wiki/Kurt_Lindner_\(Jagdwissenschaftler\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Kurt_Lindner_(Jagdwissenschaftler))> [2022-01-31].

auf die entsprechende Parallelstelle in Albertus Magnus' Traktat *Liber de animalibus* in der Edition von Stadler verweist.⁸³

Hinsichtlich seiner Editionsrichtlinien versucht Lindner, „dem Original so treu wie möglich zu folgen“⁸⁴, er verbessert jedoch die offensichtlichen Schreibversehen von A stillschweigend – soweit er sie bemerkt – und weist nur auf den ersten vierzehn Seiten im Variantenapparat auf die in der Überlieferung abweichende Schreibweise hin. Den zahlreichen Revisionshandlungen in dieser Handschrift misst Lindner keine Bedeutung bei, diese werden in seiner Edition weder erfasst noch erwähnt.

Den Leistungen Hasslers und Lindners ist unbedingt Respekt zu zollen, richteten die beiden doch den Fokus auf andere Schwerpunkte als die vorliegende Arbeit. Die weiter oben erläuterten Schwachstellen und Mängel hinsichtlich der Erfassung der Textabweichungen und Revisionshandlungen in den Editionen von A und D machten für die Anliegen dieser Untersuchung eine vollständige Neuerfassung und Kollationierung der beiden Handschriften notwendig, wobei das Hauptaugenmerk auf die umfassende Kennzeichnung aller abweichenden Schreibungen und sämtlicher Revisionshandlungen gelegt wurde, womit sich Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit beschäftigen wird.

3.4.2. Detaillierte Beschreibung der Hätzlerschen Abschrift (Handschrift D)

Die im Zentrum dieser Untersuchung stehende Abschrift aus der Feder der Clara Hätzlerin ist eine 78 Blätter zählende Papierhandschrift mit bescheidener Ausstattung in einem braunen Halbledereinband. Das benutzte Papier weist als Wasserzeichen Ochsenkopf und Krone auf, die Blätter wurden zu einem späteren Zeitpunkt paginiert. Das auf den letzten Seiten angefügte Inhaltsverzeichnis sowie eine Anweisung zum Gebrauch der *dollwurz* und einige Rezepte zur Herstellung von Heilmitteln für Pferdekrankheiten stammen von anderer Hand aus einer viel späteren Zeit.

Clara führte alle ihre Abschriften in der sogenannten Kanzleibastarda aus, die sie wohl schon in der Werkstatt ihres Vaters

83 Albertus Magnus: *De animalibus libri XXVI*. Nach der Cölner Urschrift. Hrsg. von Hermann Stadler. Bd. 2. Münster: Aschendorff 1920 (= Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. 16.)

84 Lindner, *Von Falken, Hunden und Pferden*, Bd. 2, S. 109.

erlernt hatte. Diese Schriftart, die sich aus einem in den Schreibwerkstätten und Kanzleien häufig verwendeten überindividuellen Schrifttyp entwickelt hatte, war im 15. Jahrhundert nicht nur im Verwaltungsbereich verbreitet, sondern fand generell in der Handschriftenproduktion, die so manche Kanzleiangestellte im Nebenberuf als Berufsschreiber*innen betrieben, Verwendung. Typische Kennzeichen dieser Schriftart sind die Neigung nach rechts und die ausgeprägten Schleifen an den Oberschäften der Graphen.⁸⁵ Ein weiteres markantes Merkmal stellt die x-förmige Schreibweise des *r* dar, das aus „einem geraden Schaft und einem gleich großen, separat angesetzten c-förmigen Teil besteht“⁸⁶ und laut Schneider in dieser Form „vor allem in Bastarden auf höherem kalligraphischem Niveau“⁸⁷ und hauptsächlich im oberdeutschen Raum verbreitet war.

Die Überschriften und Lombarden, die zur Gliederung des Textes dienen, sind mit roter Tinte geschrieben (vgl. Abb. 11), die Majuskeln am Beginn von Sätzen sowie die Paragraphenzeichen zur Kennzeichnung der einzelnen Textabschnitte wurden rot gestrichelt. Die Virgeln, die Clara setzt, sind eher klein und teilweise schwer zu erkennen.

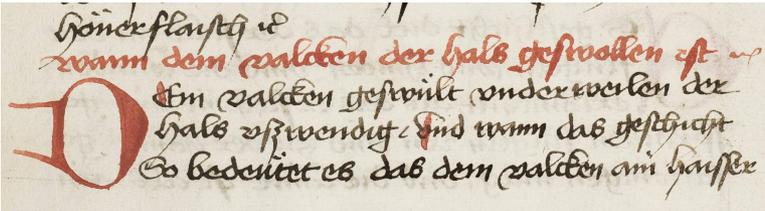


Abbildung 11: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 41, Z. 28–31

Die Hätzlerin verwendet auch bei Aufzählungen gerne eine Art Kapitelzeichen (●), indem sie ein rot gestricheltes, bogenförmiges Zeichen in den Text einfügt (vgl. Abb. 12).



Abbildung 12: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 133, Z. 26

85 Vgl. Schneider, Paläographie und Handschriftenkunde, S.79.

86 Ebda, S. 76.

87 Ebda.

Alle Eigennamen im Text sind mit roter Farbe unterstrichen, die seltenen Streichungen im Text wurden gleichfalls zum größten Teil in Rot vorgenommen. Sämtliche Rubrizierungen wurden, wie es in spätmittelalterlichen Gebrauchshandschriften üblich war, wohl von der Schreiberin selbst ausgeführt. Die Initialen sind relativ einfach und schmucklos gehalten und reichen über 3–7 Zeilen. Es handelt sich um eine Gebrauchshandschrift ohne jeglichen repräsentativen Anspruch.

Als Zeilenfüller (Terminatoren) bei Überschriften benutzt Clara oft entweder das Morphogramm für *et cetera* oder eine daraus abzuleitende Schnörkelkombination (vgl. Abb. 13).

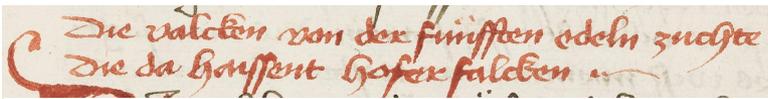


Abbildung 13: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 20. Z. 15–16

Die Abtrennungszeichen, die die Hätzlerin verwendet, haben Ähnlichkeit mit der Ziffer zwei und sind als ligierte Form der heute noch handschriftlich gebräuchlichen doppelten Trennstriche zu identifizieren (vgl. Abb. 14).

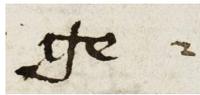


Abbildung 14: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 11, Z. 24

Pro Seite schreibt die Hätzlerin 30–35 Zeilen, ihr Schriftbild ist sehr sauber und regelmäßig, es existieren keinerlei Zeichnungen oder Ornamente in dieser Handschrift.

Clara verwendet wenige Abbrüviaturen, in ihrer Abschrift findet sich nur gelegentlich eine Kürzung bei *vnd* in Form einer Suspension, bei der das *d* weggelassen und die Auslassung durch einen Haken gekennzeichnet wird (vgl. Abb. 15).

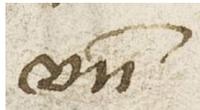


Abbildung 15: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 27, Z. 29

Des Weiteren sind vor allem am Zeilenende vereinzelt Kürzungen in Form von Kontraktionen anzutreffen, wie in den folgenden Beispielen, die ebenfalls durch einen Haken markiert wurden:

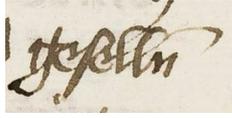


Abbildung 16: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 27, Z. 17



Abbildung 17: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 31, Z. 7

Als letzte Abbriviaturform, die Clara in ihren Texten nutzt, ist noch der Verdoppelungsstrich zu erwähnen, den sie gelegentlich über Nasalen einsetzt:



Abbildung 18: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 33, Z. 17

Claras Abschrift weist Merkmale der schwäbischen Mundart auf, was sich vor allem bei der Schreibung des mhd. Langvokals *ā* niederschlägt, der aufgrund der schwäbischen Diphthongierung gerne durch *au* realisiert wird, wie z. B. in *schlauffen* (für schlafen) oder *aubent* (für Abend),⁸⁸ aber auch als *ā* wie etwa in *fāmen*, *ātem* oder *einplāfen*.

Ein weiteres Kennzeichen des Schwäbischen ist der Umgang mit dem mhd. Diphthong *iu* /*ü*:/, dieser Laut wird in Claras Handschrift gelegentlich mit *ui* wiedergegeben, Belege dafür sind *zucht*, *fluiffet*, *fluigt*, *dru* und *ftuib*.⁸⁹ Clara kennzeichnet die Diphthongierung mit verschiedenen Superskripten wie Doppelpunkten, Strichen und Haken z. B. in *zúigen*, *driü* oder *stiübt*, wobei die genaue Anordnung und Position derselben nicht immer mit Sicherheit zu bestimmen ist, da sie in der Eile des Schreibprozesses gelegentlich auch verwechselt sein könnten. Glaser, die sich intensiv mit dem Graphiesystem der Clara Hätzlerin auseinandergesetzt hat, weist darauf

88 Vgl. Glaser, Graphiesystem der Clara Hätzlerin, S. 62.

89 Vgl. ebda, S. 63.

hin, dass die Professionistin „durchweg *ui* oder *iu* mit verschiedenen Kombinationen superskribierter Häkchen und Pünktchen [schreibt], die die Unterscheidung zwischen *ui* und *iu* im einzelnen verwischen können“.⁹⁰ Häufig nutzt die Schreiberin auch ein hakenförmiges Superskript, wie in Abb. 19 zu sehen ist.



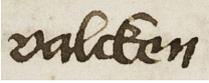
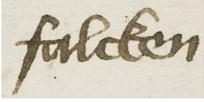
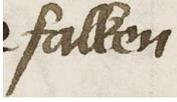
Abbildung 19: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 7, Z. 24

Für mhd. /ei/ verwendet die Hätzlerin nahezu durchgehend *ai* bzw. im Auslaut *ay* wie in *ain zaichen* oder *manigerlay*. Den mhd. Diphthong /uo/ gibt Clara normalerweise mithilfe eines Superskripts wieder wie z. B. in *fûß*, *darzû*, *gût* usw., wobei die Form des Superskripts variieren kann.

In Bezug auf die Schreibweise der Hätzlerin ist festzuhalten, dass klassische Rechtschreibfehler in dieser Untersuchung keinerlei Rolle zu spielen haben, da die Graphie bis ins 18. Jahrhundert weitgehend ungerregelt blieb. Die einzelnen Schreiber*innen hatten aber sehr wohl individuelle Gewohnheiten und Vorlieben, und so verfügt auch Clara Hätzlerin aufgrund ihrer berufsmäßigen Tätigkeit über ein persönliches, relativ stabiles Schreibsystem, das eine erkennbare Konsequenz bei der Schreibweise von bestimmten Wörtern aufweist. So tritt *ertzney* in allen 63 Belegen in Handschrift D ausnahmslos in dieser Graphie auf und auch bei *appodeck* kennt Clara nur eine Variante.

Stärkere graphische Varianz kann bei fachsprachlichem Wortschatz auftreten: Die Befunderhebung des hochfrequenten Wortes ‚Falken‘ ergibt z. B. folgendes Bild:

Tabelle 4: Varianten des Wortes „Falken“ in Hs. D

Variante 1:	Variante 2	Variante 3:
		
pag. 2, Z. 22	pag. 2, Z. 1	pag. 23, Z. 8

Insgesamt wird der Wortstamm (-)f/val(c)k- in 484 Belegstellen verwendet, wobei für diese Statistik auch zusammengesetzte Wörter wie „*Pilgrimfalke*“ oder Ableitungen wie „*Falkner*“ herangezogen wurden. Daraus ergibt sich nachfolgende Auswertung:

Tabelle 5: Schreibweisen des Wortes „Falke“ in Handschrift D

Schreibweise	Übereinstimmungen	in %
-falk-	10	2 %
-falck-	177	36,6 %
-valck-	297	61,4 %
-valk-	-	0
Gesamtverwendung des Wortes im Text	484	100 %

Clara bevorzugt demnach die Schreibweise mit *ck* gegenüber *k* (nur 2 %) und im Anlaut dieses Wortes *v* (61,4 %) gegenüber *f* (36,6 %). Bei der Schreiberin lässt sich in jedem Fall eine Tendenz in Richtung stabiler Wortbilder feststellen, die Verwendung von Varianten kann man trotz aller Routine als zeittypisches Phänomen erklären.

Im Vergleich mit Handschrift A fällt auf, dass der unbekannte Schreiber⁹¹ dieser Abschrift ganz andere individuelle Gewohnheiten hatte:

91 Da die Mehrheit der Schreiber*innen männlich war und Clara Hätzlerin wohl eine der wenigen Ausnahmen darstellte, soll der Kopist von Handschrift A in weiterer Folge als Schreiber bezeichnet werden.

Tabelle 6: Schreibweisen des Wortes "Falke" in Hs. A

Schreibweise	Übereinstimmungen	in %
-falk-	1 (aber korrigiert)	0
-falck-	422	87,6 %
-valck/valk	0	0
-fack (Fehlschreibung)	(3)	(0)
felck- ⁹²	58	12 %
fälck	2	0,4 %
Gesamtverwendung des Wortes im Text	482	100 %

Die bevorzugte Variante der Hätzlerin, die Schreibweise mit *v* (*valck*), ist für ihn keine Option, dafür wählt er gelegentlich die Variante mit *e* (*felck*), welche wiederum die Hätzlerin nicht kennt.

Ein weiteres hochfrequentes Wort in den beiden Handschriften ist ‚Pferd‘, in Bezug auf die Häufigkeit der Verwendung der verschiedenen Schreibvarianten ergibt sich bei der Schreiberin Clara Hätzlerin nachstehende statistische Auswertung:

Tabelle 7: Schreibweise des Wortes "Pferd" in Hs. D

Schreibweise	Übereinstimmungen	in %
pferd	244	85,9 %
pfärd	29	10,2 %
pfärid	10	3,5 %
pferid	1	0,4 %
Gesamtverwendung des Wortes im Text	284	100 %

Auch aus diesem Befund lässt sich klar ableiten, dass die Hätzlerin über eine sehr konsequente Graphie verfügt, zu 85,9 % greift sie auf die Schreibweise „*pferd*“ zurück.

Im Vergleich dazu wieder Handschrift A, wo deutlich wird, dass der Schreiber die Variante „*pferd*“ nur in 44,6 % der Fälle benutzt, während die Schreibweise „*pfert*“ der Favorit ist:

92 Ausschließlich im abgeleiteten Wort *felckner*.

Tabelle 8: Schreibweise des Wortes „Pferd“ in Hs. A

Schreibweise	Übereinstimmungen	in %
pferd	129	44,6 %
pfärd/pfärid/pfärid	0	0
pfertd	1	0,4 %
pfert	159	55 %
Gesamtverwendung des Wortes im Text	289	100 %

Bis zum Ende des 15. bzw. Beginn des 16. Jahrhunderts herrschte ein gleichberechtigtes Nebeneinander der einzelnen regionalen Schreibvarianten vor.⁹³ Für Schreiber*innen war es üblich, ihre Abschrift der jeweiligen regionalen Varietät anzupassen, so können auch die Schreibprodukte der Lohnschreiberin ihre geografische Herkunft nicht leugnen. Die relativ geringe Varianz in der Graphie der Hätzlerin, die durch die obige Befunderhebung nachgewiesen werden konnte, zeugt für ihre Sicherheit und Professionalität als Schreiberin und ist laut Wolf ein eindeutiger Indikator für Schreibroutine.⁹⁴

93 Robert Möller: Regionale Schreibsprachen im überregionalen Schriftverkehr. Empfängerorientierung in den Briefen des Kölner Rates im 15. Jahrhundert. Köln, Wien [u. a.]: Böhlau 1998, S. 11.

94 Vgl. Norbert Richard Wolf: Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Frühneuhochdeutschen. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. Werner Besch / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger. Halbbd. 2. Berlin/New York: De Gruyter 1985 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.2) S. 1306.

4. Schreiben im Mittelalter

Schreiben ist leicht. Man muss nur die falschen Wörter weglassen.

(Mark Twain)

Viel ist geschrieben worden über die Zunft der Schreiber*innen des Mittelalters. Manch üble Nachrede mussten sie sich gefallen lassen, der gesamte Berufsstand wurde mitunter als ‚Problem‘ betrachtet,¹ man unterstellte ihnen Nachlässigkeit, Interesselosigkeit und sogar Dummheit² und sagte ihnen nach, dass sie dazu neigten, Unsinn zu schreiben.³ Lange Zeit wurden sie auch als Hindernis auf dem Weg zum Urtext gesehen, den sie durch ihre Fehler entstellt hätten und der deshalb mühsam wieder rekonstruiert werden müsse. Aus dieser Sicht heraus bezeichnete Lachmann die Textkritik als die „Lehre von den Fehlern“ und die Abschriften der Schreiber*innen als generell fehlerhafte Kopien.⁴

Doch bei aller Kritik darf nicht vergessen werden, dass es einzig und allein der herausfordernden und manchmal sehr harten Arbeit der unzähligen Kopist*innen zu verdanken ist, dass wir heute noch Kenntnis über die Literatur des Mittelalters haben, dass uns juristische und medizinische Werke dieser Zeit vertraut sind und dass wir Einblicke in das naturwissenschaftliche, politische und religiöse Weltbild der Menschen jener Zeit gewinnen konnten. Sie schrieben vor der Erfindung des Buchdrucks – manchmal unter widrigsten Bedingungen – unablässig gegen das Vergessen an und wurden damit zu einer wichtigen Schnittstelle der schriftlichen Wissensvermittlung. Hätte sich die schreibende Zunft nicht unermüdlich um die Erhaltung unserer unschätzbar wertvollen Kulturdokumente

- 1 Vgl. Paul Gerhard Schmidt: Probleme der Schreiber – Der Schreiber als Problem. Stuttgart: Steiner 1994. (= Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. 31, 5.) S. 175–176.
- 2 Vgl. Gerhard Schmitz: Intelligente Schreiber. Beobachtungen aus Ansegis- und Kapitularienhandschriften. In: Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Hubert Mordek. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 80–81.
- 3 Vgl. Petrus W. Tax: Nochmals zu Hartmanns „Gregorius“, Vers 108 sowie zur Darstellung der Gregorius-Gestalt. In: Amsterdamer Beiträge für ältere Germanistik 51 (1999), S. 144, Anm. 23.
- 4 Vgl. dazu Karl Stackmann: Mittelalterliche Texte als Aufgabe. Kleine Schriften 1. Hrsg. v. Jens Haustein. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997, S. 15.

bemüht, so wären diese im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit geraten und die neuzeitliche Leserschaft wüsste heute so gut wie gar nichts mehr über diese Schätze der mittelalterlichen Dichtkunst und Gelehrsamkeit. Die Schreiberin bzw. der Schreiber waren gleichsam die Schlüsselinstanz zur Bewahrung, Erschließung und Tradierung eines Textes.

In unserem heutigen Verständnis stehen einander die Aufgaben der Berufsgruppen der Autor*innen und Schreiber*innen als zwei vollkommen unterschiedliche Arbeitsfelder diametral gegenüber. Während die Autorschaft das kreative Element im Gestalten eines eigenen Textes als ureigensten Wesenszug beansprucht, beschränkt sich der Prozess des Abschreibens darauf, das Werk einer anderen Person möglichst exakt zu überliefern. In unserer neuzeitlichen Terminologie ist die Schreiberin/der Schreiber folglich jene Instanz, die einen Text kopiert, der nicht ihr eigener ist. Für das Mittelalter ergeben sich jedoch einige Überschneidungen und Unschärfen in der Abgrenzung der beiden Tätigkeitsbereiche, so haben im Mittelhochdeutschen die Begriffe *schriben* und *tihthen* nahezu die gleiche Bedeutung.⁵

Schubert definiert den Schreiber⁶ als denjenigen, „der einen Text in der Absicht wiedergibt, diesen Text zu tradieren, und nicht eine Überarbeitung anstrebt, die ihm eine anteilige Autorschaft zusprechen würde.“⁷ Jedoch weist er darauf hin, dass die Übergänge zwischen den verschiedenen Betätigungsfeldern des Schreibens, Kopierens und Kompilierens fließend seien und dass es schwierig sei, eine klare Trennlinie zu ziehen.⁸ Schon Bonaventura hatte es 1250 folgendermaßen formuliert:

Ein Buch kann auf vierfache Weise geschrieben werden. Einer schreibt Fremdes, ohne etwas hinzuzufügen oder zu verändern; er wird nur Schreiber genannt. Einer schreibt Fremdes, wobei er etwas hinzufügt, aber nichts Eigenes; der wird Kompilator genannt. Einer schreibt sowohl Fremdes als auch Eigenes, aber das Fremde ist die Hauptsache, und das Eigene wird gleichsam zur Verdeutlichung beigelegt; der wird Kommentator und nicht Autor genannt. Einer

5 Vgl. Claudia Brinker-von der Heyde: Die literarische Welt des Mittelalters. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007, S. 49.

6 Leider wird in der Sekundärliteratur grundsätzlich nur von dem Schreiber gesprochen und die Existenz einer Schreiberin vollkommen ausgeklammert.

7 Martin J. Schubert: Versuch einer Typologie von Schreibereingriffen. In: Das Mittelalter 7 (2002), H. 2, S. 127.

8 Vgl. ebda.

schreibt sowohl Eigenes als auch Fremdes, aber das Eigene ist die Hauptsache, und das Fremde wird gleichsam zur Bestätigung beigefügt: er soll Autor genannt werden.⁹

Clara Hätzlerin als Vertreterin des Laienschreibbetriebes im 15. Jahrhundert war vermutlich Schreiberin und Korrektorin in Personalunion. Anders als in einem Skriptorium konnte sie auf keine Kolleg*innen zurückgreifen, die ihre Texte korrigiert, illuminiert oder rubriziert hätten, sondern sie erledigte alle diese Aufgaben allein. Umso schwieriger muss für sie der Umgang mit unverständlichen Stellen in der Vorlage gewesen sein, die nicht eindeutig zu klären waren. Denn anders als die geistlichen Schreiber*innen in den Klöstern hatte sie wohl kaum mehrere Vorlagen zur Verfügung, die sie vergleichen konnte, um durch die Gegenüberstellung derselben die beste Lesart zu finden. Sie erhielt von ihrem Auftraggeber vermutlich ein einziges Exemplar des zu kopierenden Buches und musste dann das Beste daraus machen. War die Qualität der Vorlage gut, gab es wahrscheinlich wenige Probleme, bekam sie allerdings ein verderbtes oder schwer leserliches Manuskript, so war sie wohl auch als Interpretin gefordert.

Otto Ludwig formuliert den Unterschied zwischen Autor und Schreiber sehr deutlich: „Das eine war Kopfarbeit, das andere Handarbeit“¹⁰ Doch lässt sich die Tätigkeit der Berufskopist*innen tatsächlich auf eine rein handwerklich-mechanische Tätigkeit reduzieren, die den Intellekt nicht fordert? Gertz et al. setzen die Arbeit des Schreibers „im Grenzbereich zwischen körperlicher und intellektueller Arbeit“¹¹ an, da in ‚nontypographischen‘ Kulturen jedes Schriftstück, sei es nun Original oder Kopie, per se ein schöpferisches Werk darstellte.¹² Keine Abschrift glich der anderen, weder hinsichtlich der Gestaltung noch bezüglich des Inhalts.

9 Joachim Bumke: Die vier Fassungen der „Nibelungenklage“. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Berlin und New York: De Gruyter 1996, S. 77.

10 Otto Ludwig: Geschichte des Schreibens. Bd. 1: Von der Antike bis zum Buchdruck. Berlin, New York: De Gruyter 2005, S. 125.

11 Jan Christian Gertz / Sandra Schultz / Jakub Šimek / Kirsten Wallenwein: Abschreiben und Kopieren: In: *Materialie Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 933. Hrsg. v. Thomas Meier / Michael R. Ott / Rebecca Sauer. Berlin [u. a.]: De Gruyter 2015. (= *Materialie Textkulturen*. 1.) S. 585.

12 Vgl. ebda.

Man muss sich den Akt des (Ab-)Schreibens im Mittelalter und alle damit verbundenen Voraussetzungen im Detail vor Augen führen, um die Anforderungen an diese komplexe, mehrschichtige Tätigkeit besser beurteilen zu können: Grundsätzlich zählte das Schreiben im Mittelalter zu den *artes mechanicae* und war damit keine wissenschaftliche Disziplin, sondern ein einfaches Gewerbe.¹³ Die Kopistin/der Kopist muss zunächst die Kulturtechnik des Lesens beherrschen, um die Vorlage perzipieren und rezipieren zu können.¹⁴ Dieser Vorgang beginnt mit den Augen. Sind diese nicht fokussiert bzw. durch schlechte Beleuchtung oder Erkrankungen wie den Grauen Star beeinträchtigt, so muss das Lesen zwangsläufig behindert sein bzw. gänzlich misslingen. Das Auge ist also zunächst das wichtigste Werkzeug des Schreibers: Schon Cicero bezeichnet den Sehsinn als den schärfsten aller Sinne, während Thomas von Aquin von jenem Sinn spricht, „durch den wir Wissen erlangen“.¹⁵

Die Neurolinguistik, die sich mit dem Zusammenhang von Sprache und Gehirn beschäftigt, fand heraus, dass die Sprachverarbeitungsareale bei den meisten Menschen in der linken Gehirnhälfte angelegt sind. Damit das Gehirn die Sprachfunktion voll entwickelt, „müssen wir auch ein konventionelles System visueller Zeichen erlernen. Mit anderen Worten: Wir müssen lesen lernen.“¹⁶

Der Prozess des Lesens läuft dabei in zwei Phasen ab: Zunächst nimmt das Auge die Informationen aus dem Buch auf, anschließend verarbeitet das Gehirn diese Zeichen anhand erlernter Regeln. Dabei kommt es zu einer Decodierung der Botschaft mittels eines Systems, das alle Leser*innen, die im selben Kulturkreis und derselben Zeit leben, erlernt haben.¹⁷ Das Lesen ist keinesfalls ein automatischer Prozess, bei dem ein Text wie bei einem Scansvorgang erfasst wird, sondern ein äußerst komplizierter, komplexer Vorgang. Die Leserin/der Leser hat dabei eine aktive Rolle und

13 Vgl. Ludwig, Geschichte des Schreibens, S. 81.

14 Vgl. Irene Berti / Christian D. Haß / Kristina Krüger und Michael R. Ott: Lesen als zentrale Praxis des Umgangs mit Geschriebenem. In: Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 933. Hrsg. v. Thomas Meier / Michael R. Ott / Rebecca Sauer. Berlin [u. a.]: De Gruyter 2015. (= Materiale Textkulturen. 1.) S. 639.

15 Alberto Manguel: Eine Geschichte des Lesens. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999, S. 40.

16 Ebda, S. 48.

17 Vgl. ebda, S. 49.

kreiert Bilder und verbale Umwandlungen, indem die Buchstaben und Sätze auf dem Papier zum eigenen Wissen und Erfahrungsschatz in Beziehung gesetzt werden. Man könnte das Lesen folglich als einen schöpferischen Akt beschreiben, denn ein Text kann von verschiedenen Leser*innen unterschiedlich interpretiert werden, jeder Leser/jede Leserin konstruiert seine/ihre individuelle Bedeutung.¹⁸

Lange Zeit nahm man an, dass das Auge beim Lesen von abendländischen Texten kontinuierlich in Schreibrichtung von links nach rechts wandert, bis der französische Augenarzt Émile Javal vor rund 100 Jahren herausfand, dass der Blick in Sekundenbruchteilen mehrmals auf dem Blatt hin und herspringt. Der eigentliche Lesevorgang findet nur in den kurzen Pausen zwischen diesen wilden Augensprüngen, die als Sakkaden bezeichnet werden, statt.¹⁹

In der Zeit der handgeschriebenen Aufzeichnungen konnte man keinesfalls von einer störungsfreien Übermittlung der Botschaft, also des Inhalts des Textes an die Leser*innen ausgehen, da die „spezifische materielle Erscheinungsform eine semantische Verarbeitung des Geschriebenen durch die Lesenden erschwert oder verunmöglicht“²⁰ hat. Es galt Hürden wie zu komplizierte oder veraltete Formulierungen, unbekannte Wörter oder unklare, mitunter sogar fehlerhafte Ausdrücke zu überwinden. Dem Lesevorgang lag somit immer „ein dem Übersetzungsakt ähnelnder Akt der Übertragung“²¹ zugrunde, da Leseversehen und Mehrdeutigkeiten zu differierenden Interpretationen und abweichenden Lesarten führen konnten. Zudem war der Text gelegentlich durch äußere Einflüsse wie Fehler im Papier, Tintenflecke oder andere Verschmutzungen nur schwer zu entziffern.

Das Lesen im Zuge des Abschreibeprozesses wurde dadurch erschwert, dass man den Text nicht in einem Stück lesen konnte, sondern nur in kleinen Teilabschnitten. Das Auge musste die Vorlage ständig verlassen und danach an die zuletzt gelesene Stelle zurückkehren, um dort weiterzulesen. Dabei wurde es durch gleiche oder ähnliche Wörter irritiert, die dann zu den Abirrungen führten, die sich in Form von Zeilensprüngen in den Abschriften manifestierten.

18 Vgl. ebda, S. 52.

19 Vgl. <<https://eyetracking.ch/glossar-sakkade/>> [2022-01-31].

20 Berti et al., Lesen als zentrale Praxis, S. 640.

21 Ebda.

Dann musste aus dem, was auf diese komplexe Weise erfasst worden war, ein neuer Text produziert werden, indem dieser in die eigene regionale Varietät und den individuellen Schreibusus übertragen und für die zeitgenössische Situation adaptiert wurde. Dafür musste die Schreiberin/der Schreiber die Kulturtechnik des Schreibens beherrschen; zur Schreibkompetenz gehörten die Kenntnis der Schrift, also eines konventionalisierten Zeicheninventars und aller damit verbundenen Praktiken.²² Im Akt des (Ab-)Schreibens hinterließ der Schreibende seine „individuelle Spur auf dem Trägermaterial“,²³ bei Clara Hätzlerin war dies ein sauberes, klares, gut leserliches Schriftbild, das für Gebele „aus einer guten Schule kommt“.²⁴

Kam es beim Lesen zu Unklarheiten durch schwer zu verstehende Textstellen, neigten Abschreiber*innen gelegentlich dazu, der einfacheren Lesart den Vorzug zu geben, der *lectio facillior*.²⁵ Neben der manuellen Tätigkeit des Schreibens ist also der kognitive Aspekt nicht zu vernachlässigen, denn Schreiber*innen kopierten keineswegs nur mechanisch, sondern waren mitunter recht kreativ tätig.

Natürlich galt Vorlagentreue immer als oberste Maxime, denn der zu reproduzierende Text sollte möglichst exakt tradiert werden, um ihn für nachfolgende Generationen zu bewahren. Dennoch glich keine Abschrift der anderen, es war schon ungewöhnlich, eine Zeile mit exakt demselben Wortlaut wie in der Vorlage zu finden, de facto schuf jede/r Abschreiber*in ein im Wortlaut, im Schreibstil und in der Form einzigartiges Produkt, das sich je nach Qualität, Genauigkeit und Fehleranzahl wiederum als Mustertext für nachfolgende Kopist*innen eignete.²⁶

22 Vgl. Michael R. Ott / Sarah Kiyarad: Geschriebenes. In: Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 933. Hrsg. v. Thomas Meier / Michael R. Ott / Rebecca Sauer. Berlin [u. a.]: De Gruyter 2015. (= Materiale Textkulturen. 1.) S. 160.

23 Ebda.

24 Gebele, Clara Hätzlerin, S. 29.

25 Vgl. Gertz et al.: Abschreiben und Kopieren, S. 587.

26 Vgl. ebda, S. 585.

4.1. Anforderungen an eine spätmittelalterliche Lohnschreiberin

Führt man sich die soeben erörterten Schwierigkeiten und Hindernisse beim (Ab-)Schreibakt vor Augen, wird erst klar, vor welchen großen Herausforderungen Lohnschreiber*innen täglich standen. Übertragen auf die Gegenwart kann folgendes Gedankenexperiment durchgespielt werden: Wäre die Stelle einer spätmittelalterlichen Lohnschreiberin vakant und würde sie entsprechend den heutigen Gepflogenheiten in einem einschlägigen Medium zur Ausschreibung kommen, wie müsste die Stellenbeschreibung lauten? Über welche Fertigkeiten sollte die Bewerberin verfügen? Welche Erwartungen hatten Claras Auftraggeber an die Augsburger Professionistin?

4.1.1. Sorgfalt

Die wohl wichtigste Befähigung und Grundvoraussetzung für eine Lohnschreiberin war zweifellos die Sorgfalt, mit der sie ihre Auftragsarbeiten ausführte. Ein schlampig geschriebenes Manuskript mit Tintenflecken und voller Fehler wäre für jeden Kunden ein Reklamationsgrund, und die Kopistin würde mit keinen Folgeaufträgen mehr rechnen können. Die Auftraggeber der Lohnschreiberin kamen – soweit sie eruierbar sind – aus dem gehobenen Augsburger Bürgertum.²⁷ Jörg Roggenburg, der das *Liederbuch* bei der Hätzlerin in Auftrag gegeben hatte, gehörte spätestens seit seiner Heirat mit einer Tochter aus dem Hause Fugger dem städtischen Patriziat an und ist wohl als Vertreter des Bildungsbürgertums anzusehen. Die Stadtbürger hatten sich im 15. Jahrhundert neben den Klerikern und noch vor dem Adel zu wesentlichen Trägern der Wissenskultur entwickelt und bildeten das dynamische Potential zur Weitergabe dieser Gelehrsamkeit.²⁸ Ihre Kenntnisse erwarben sie nicht nur in den Schulen, sondern auch aus den Büchern, die sie in Auftrag gaben, sammelten und in wachsender Zahl in ihren privaten Bibliotheken aufbewahrten.

Die Produkte, die diese neue Schicht von literarisch interessierten Bürger*innen erwarb, unterschieden sich grundlegend von den illuminierten Prachthandschriften, die in den klösterlichen Skrip-

27 Vgl. dazu Kapitel 2.9.

28 Vgl. Kintzinger, Wissen wird Macht. S. 125–126.

torien hergestellt wurden. Die neuen Auftraggeber hatten wenig Interesse an einer kostenintensiven Bearbeitung, sondern forderten eine sorgfältig geschriebene und bezahlbare Kopie. Wolf ortet einhergehend mit der wachsenden Bedeutung des Berufs- und Amateurschreibertums im Spätmittelalter „Normierungs- und Entindividualisierungstendenzen, die nicht selten in eine Simplifizierung der Buchkunst münden.“²⁹ Diese Rationalisierung der Buchherstellung führt für ihn zu einem „mechanisch-identisch kopierte[n] Text“, der das Buch schließlich zur „entpersonalisierten Ware“³⁰ werden lasse.

Doch auch wenn die Abfassung eines Manuskripts nun vereinfacht und automatisiert wurde, erwarteten sich Claras Auftraggeber ein repräsentatives Ergebnis. Diese Bücher sollten sowohl im Äußeren, hinsichtlich des Schriftbildes, der Seiteneinrichtung und der Ausstattung, sowie im Inneren, das heißt in Bezug auf inhaltliche Aspekte wie Verständlichkeit und Korrektheit, von guter Qualität sein, aber eben nicht mehr so kostspielig produziert werden.

4.1.2. Intelligenz

Eine weitere essenzielle Anforderung an eine Kopistin ist die Intelligenz, die sie befähigt, Fehler der Vorlage zu erkennen und nach Möglichkeit zu korrigieren. Als Bindeglied zwischen Autor*in und Leser*in ist die Schreiberin quasi „für den Transport der Texte“³¹ verantwortlich, spielt also eine ganz wesentliche Rolle bei der reibungslosen Übermittlung der Botschaft. Arbeitet sie gedankenlos und übersieht Fehler oder fügt vielleicht sogar noch neue hinzu, kommt der Inhalt der Texte bei der Leserschaft entstellt an. Gerade bei Gebrauchshandschriften wie Münsingers *Falkenbuch* leuchtet ein, dass eine verderbte, mit inhaltlichen Unklarheiten gespickte Kopie für den Auftraggeber vollkommen nutzlos war.

Die ideale Schreiberin zeichnet sich aber nicht nur durch Intelligenz aus, sondern setzt diese auch gezielt ein, sie denkt mit und verfügt optimalerweise noch über ein ganz persönliches literarisches Interesse, das sie motiviert, eine qualitativ hochwertige Abschrift herzustellen.

29 Wolf, Das „fürsorgliche“ Skriptorium, S. 100.

30 Ebda.

31 Ebda, S. 98.

Schmidt weist darauf hin, dass in Bezug auf Intelligenz, literarisches Interesse und Bildungsgrad in den Laienschreibbetrieben mit einer großen Bandbreite zu rechnen ist.³² Wie Herkenrath in seiner Untersuchung nachweisen konnte, sind gelegentlich sogar Legastheniker in den Schreibwerkstätten anzutreffen, denen es zwar nicht an Intelligenz mangelt, die aber jedenfalls einen Sonderfall in dieser Zunft darstellen.³³ Auf der anderen Seite begegnet man auch umsichtigen, verständigen Schreiber*innenpersönlichkeiten, die Schreibversehen in der jeweiligen Vorlage stillschweigend ausgebessert haben.³⁴ Diese Texteingriffe konnten von einfachen Korrekturen von Haplographien oder Dittographien über Berichtigungen von falschen Satzstellungen bis zur teilweisen Rekonstruktion des Textes bei schadhafte[n] Vorlagen reichen.

4.1.3. Individualität und Selbstständigkeit

Zunächst stellt sich die Frage, ob bzw. inwieweit Individualität und Selbstständigkeit für eine Berufsschreiberin überhaupt erwünscht und notwendig waren. Es darf nicht außer Acht gelassen werden, dass es sich bei der Kopistin nicht um eine Maschine, sondern um ein Individuum handelt, das entsprechend seinen jeweiligen Charaktereigenschaften ganz unterschiedlich mit Texten umging. Kantorowicz spricht in diesem Zusammenhang nicht nur von den notwendigen sprachlichen und paläographischen Fähigkeiten der Schreiberpersönlichkeit, sondern auch von deren individuellem Charakter, der sich zuweilen in einer ungewollten und mitunter ausufernden Selbstständigkeit äußert.³⁵ Diese manifestiert sich in dem Willen, sich in der Abschrift zu verewigen und gleichsam zum Co-Autor zu werden, anstatt sich nur der ureigensten Aufgabe, dem Abschreiben, zu widmen.

Kantorowicz definiert die ideale Schreiberpersönlichkeit folgendermaßen: Je geringer die Selbstständigkeit des Schreibers sei,

32 Vgl. Schmidt, *Der Schreiber als Problem*, S. 177.

33 Vgl. Rainer Maria Herkenrath: Ein Legastheniker in der Kanzlei Barbarossas. Studien zum kaiserlichen Notar Arnold II. D (1152–1155). In: *Archiv für Diplomatik* 33 (1987), S. 269–291.

34 Vgl. Schmitz, *Intelligente Schreiber*, S. 83.

35 Vgl. Hermann Kantorowicz: *Einführung in die Textkritik. Systematische Darstellung der textkritischen Grundsätze für Philologen und Juristen. Mit 3 Stammtafeln*. Leipzig: Dietrich 1921, S. 13–14.

desto größer sei die Wahrscheinlichkeit, einen Text in der richtigen Lesart zu erhalten.³⁶ Er postuliert also einen nicht mitdenkenden (Ab-)Schreiber, der nur seine ureigenste Aufgabe als Schreiber wahrnimmt. „Wissen und Können sind zweischneidige Werkzeuge, weil sie einerseits die Entzifferung der Vorlage erleichtern, andererseits aber auch zu (falschen oder richtigen) Vermutungen über den Text mehrdeutiger, auffälliger, unverständlicher, verschieden überlieferter, unleserlicher und ausgelassener Stellen ermutigen.“³⁷

Grubmüller wiederum ist der Meinung, dass die sogenannte ‚Willkür‘ der Schreiber „keine Frage der Berufsmoral [sei], sondern eine der Einstellung zur Vorlage.“³⁸ Im Mittelalter habe man es immer mit einem ‚offenen Text‘ zu tun, und die Klagen der Autoren, dass die Schreiber *anders scriben denne sie solten*,³⁹ seien zwar ein Nachweis dafür, dass Sorgfalt und Genauigkeit eingefordert wurden, aber es stehe nicht genau fest, ob es tatsächlich um die Bewahrung des exakten Wortlauts gehe oder nur die bewusste, willkürliche Textveränderung beanstandet werde. Grundsätzlich sei richtiges Abschreiben aber immer auch „ein Akt des Respekts vor Autor und Werk“.⁴⁰

Gertz et al. sprechen in diesem Zusammenhang von einer allgemeinen Vorlagentreue, die man nach herkömmlicher Vorstellung mit Kopier- und Abschreibvorgängen verbindet.⁴¹ In „fürsorglichen“ Skriptorien wurde diese durch akkurate Korrekturen sichergestellt.⁴² Die Frage bleibt freilich, inwieweit dieses Diktum für eine spätmittelalterliche Lohnschreiberin noch gültig war, da sie als Einzelperson ja bereits unter gänzlich anderen Voraussetzungen gearbeitet hat.

36 Vgl. ebda, S. 14.

37 Ebda.

38 Klaus Grubmüller: Verändern und Bewahren. Zum Bewusstsein vom Text im deutschen Mittelalter. In: Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450. Hrsg. v. Ursula Peters. Stuttgart, Weimar: Metzler 2001. (= Germanistische Symposien-Berichtsbände. 23.) S. 12.

39 Hugo von Trimberg: Der Renner, Vers 24523. Zitiert nach Grubmüller, Verändern und Bewahren, S. 13.

40 Grubmüller, Verändern und Bewahren, S. 14.

41 Vgl. Gertz et al., Abschreiben und Kopieren, S. 588.

42 Vgl. Wolf, Das „fürsorgliche“ Skriptorium, S. 92.

4.2. Der Fehlerbegriff in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen

Errare humanum est, sed in errore perseverare diabolicum.

(Hieronymus)

Zahlreiche wissenschaftliche Disziplinen haben sich in den letzten hundert Jahren mit dem Fehlerbegriff auseinandergesetzt und ihre spezifische Terminologie dazu entwickelt, ausgehend von Freud, der sprachliche Fehlleistungen mittels tiefenpsychologischer Erklärungsmodelle zu deuten versuchte, über die Sprachwissenschaft, die Fehler normativ bearbeitet und in Kategorien eingeteilt hat, sowie die Sprachdidaktik, die den Ursachen von Rechtschreibfehlern auf den Grund gegangen ist, bis hin zur Kognitionspsychologie, die Fehler als verstandesmäßige Muster untersucht und vor allem klassische Versprecher analysiert, um daraus Aufschlüsse über die menschliche Informationsverarbeitung zu bekommen.

Für die Editionswissenschaft stellt das Erkennen und Bereinigen von Textfehlern im Rahmen der Textkritik eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Textkonstitution dar. Beginnend mit Karl Lachmann, der im 19. Jahrhundert über die Methode der Fehlerausmerzung den jeweiligen ‚Urtext‘ einer Handschrift zu rekonstruieren versuchte, bis hin zur vorurteilslosen Anerkennung jeder noch so fehlerbehafteten Variante, wie sie die Anhänger der New Philology vertreten, stand immer die Auseinandersetzung mit Text- und Abschreibfehlern im Fokus des Interesses.⁴³

Eine kurze historische Rückschau soll die wichtigsten Stationen der Entwicklung des Fehlerbegriffs in Erinnerung rufen: Hermann Paul setzt sich 1901 in seiner *Methodenlehre* als einer der Ersten mit den verschiedenen Fehlerarten in älteren Literaturwerken auseinander, wobei er zwischen unabsichtlichen Textveränderungen wie Verlesen oder Verschreiben und absichtlichen wie Besserungs- und Ergänzungsversuchen unterscheidet.⁴⁴ Ähnlich differenziert 20 Jahre später Hermann Kantorowicz bewusste und unbewusste

43 Vgl. Thomas Bein: Textkritik. Eine Einführung in Grundlagen germanistisch-medievalistischer Editionswissenschaft. 2. überarb. u. erw. Aufl. Frankfurt/Main u. a.: Lang 2011, S. 73–97.

44 Vgl. Hermann Paul: Methodenlehre. In: Grundriss der germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von K. von Amira [u. a.]. Hrsg. von Hermann Paul. Bd. 1. Straßburg: Trübner 1901, S. 187–188.

Abweichungen,⁴⁵ wobei er als Ursache für Letztere „die Psychologie der Aufmerksamkeit“⁴⁶ verantwortlich macht. In diese Kategorie gehören für ihn alle Fälle von Schreib- und Lesefehlern. Eine besondere Herausforderung stellen seiner Meinung nach die Heilungsversuche unbewusster Fehler mittels Vermutungen dar, die in weiterer Folge zu noch größeren Unsicherheiten weitab der ursprünglichen Lesart führen.⁴⁷

In den 60er Jahren erörtert Hans Werner Seiffert in seinen *Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte* die speziellen Herausforderungen von mittelalterlichen Handschriften und operiert bereits mit dem Begriff der Varianten, die entweder auf Veranlassung des Schreibers respektive seiner Auftraggeber oder durch Be- und Überarbeitungen entstehen können.⁴⁸ Er setzt sich zudem mit der Frage auseinander, in welcher Überarbeitungsphase die Textveränderungen vorgenommen werden, und unterscheidet zwischen Sofortkorrekturen und Spätkorrekturen, die von der „innerhandschriftlichen Chronologie“⁴⁹ abhängig seien. Aufschlussreich sind für ihn ferner Sofort- und Spätvarianten, die Indikatoren für eine Weiterentwicklung des Textes seien.

Polheim wiederum schlägt vor, den Oberbegriff Textfehler in Autor- und Fremdfehler, also Fehler, „die nachweisbar von außen in den Text hineingenommen sind“,⁵⁰ zu untergliedern. Diese Fremdfehler müssten mithilfe zweier Kriterien beschrieben werden, einerseits mit dem sinnverändernden Aspekt und andererseits überlieferungstechnisch, indem man zu erklären versucht, wie ein Fehler entstanden ist. Ein Textfehler lasse sich immer aus dem Kontext erkennen, jedoch müsse bei mehreren möglichen Text-

45 Vgl. Kantorowicz, *Textkritik*, S. 29. Kantorowicz befasste sich zwar in erster Linie mit Rechtshandschriften, doch lassen sich viele seiner Erkenntnisse auch auf den allgemeinen Umgang mit Handschriften übertragen.

46 Ebda, S. 32.

47 Vgl. ebda, S. 31.

48 Vgl. Hans Werner Seiffert: *Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte*. Berlin: Akademie Verlag 1963. (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur. 28.) S. 43.

49 Ebda, S. 45.

50 Karl Konrad Polheim: *Der Textfehler. Begriff und Problem*. In: *Editio* 1 (1987), S. 48.

varianten in jedem Fall mittels Interpretation überprüft werden, welche die im Sinne des Autors sinnvollste Lesart darstelle.⁵¹

Woesler listet in seiner Abhandlung über den Textfehler auch die verschiedenen Ursachen für die Entstehung von Textfehlern auf:⁵² So nennt er neben Schreibversehen und Flüchtighkeitsfehlern des Autors/der Autorin oder des Schreibers/der Schreiberin auch Hörfehler, die sich beim Diktat von Texten einschleichen, und Fehler, die beim Versuch, Lücken im Text zu schließen, auftreten. Kritisch geht er mit Abschreiber*innen ins Gericht, deren „Unfähigkeit“⁵³ des Öfteren zu Textverderbnissen führe, weil Abbriviaturen falsch aufgelöst und graphematisch ähnliche Buchstaben fehlgedeutet werden. Zudem würden Texte an neue Gebrauchsbedingungen angepasst, indem veraltete Wörter durch gebräuchlichere ersetzt werden.⁵⁴ Eine weitere Ursache für die Entstehung von Textfehlern stellen missglückte Heilungsversuche von Kopist*innen dar, die zwar nach bestem Wissen versucht hätten, einen Text zu reparieren, jedoch aufgrund fehlenden Fachwissens gelegentlich das Gegenteil bewirkt hätten.⁵⁵

4.3. Von der Fehlerlehre zum Variantenbegriff

Eine Erkenntnis von heute kann die Tochter eines Irrtums von gestern sein.

(Marie von Ebner-Eschenbach)

In der Philologie ist der Fehlerbegriff untrennbar mit dem Namen Karl Lachmanns verbunden, der mit seiner negativen Einstellung gegenüber dem Schreiber als „Hindernis auf dem Weg zu diesem durch ihn entstellten Urtext“⁵⁶ ein von Grund auf negatives Bild der Berufsgruppe gezeichnet hat, die alle Überlieferungen immer nur verschlechtert hätte. Ein Wandel dieser Einstellung setzte erst in den letzten Jahren ein, als der veraltete und negativ konnotierte

51 Vgl. ebda, S. 53–54.

52 Vgl. Winfried Woesler: Entstehung und Emendation von Textfehlern. In: *Editio* 5 (1991), S. 59.

53 Ebda, S. 62.

54 Vgl. ebda, S. 64.

55 Vgl. ebda, S. 65.

56 Schubert, Schreibereingriffe, S. 126.

Fehlerbegriff durch den neutraleren Terminus ‚Variante‘ ersetzt wurde. Mit der Anerkennung der Varianz und ihrer Bedeutung für die Überlieferungssituation eines Textes erfuhr die Beurteilung der Schreiberleistung eine neue Bewertung. So wurde eine alternative Schreibweise nicht mehr von vornherein als Unzulänglichkeit der Kopistin/des Kopisten abgetan, sondern man schenkte der Auswirkung dieser Variante auf die Weiterentwicklung des Textes größere Beachtung.

Martin Schubert nennt den intentionalen Aspekt als entscheidendes Kriterium für eine Unterscheidung von *Fehlern* und *Varianten*. Fehler seien unbeabsichtigte Verschreibungen, die im Zuge des Abschreibprozesses entstünden, während Varianten vorsätzlich durch korrigierende Texteingriffe der Schreiberin/des Schreibers verursacht würden.⁵⁷ Andrea Hofmeister-Winter spricht in diesem Zusammenhang von „Revisionshandlungen“, die oftmals dazu dienen, den Text „an neue Gebrauchsbedingungen anzupassen“.⁵⁸

Gebrauchshandschriften waren – wie schon ihr Name sagt – für den alltäglichen Gebrauch bestimmt. Der Schreiber/die Schreiberin hatte daher naturgemäß ein Interesse daran, dass der Text dem Sprachgebrauch der jeweiligen Zeit angepasst wurde, damit die Leserschaft bzw. der Auftraggeber in vollem Umfang Nutzen daraus ziehen konnte und sich des Textes dem jeweiligen Verwendungszweck entsprechend bedienen konnte. Daher war jeder Kopist/jede Kopistin darum bemüht, veraltete Formulierungen durch zeitgemäße zu ersetzen. Ebenso selbstverständlich wurde der Dialekt der Vorlage dem Dialekt angepasst, der im Umkreis des Schreibers/der Schreiberin gesprochen wurde. Auch dies diente der leichteren Verständlichkeit der Abschrift. Da Münsingers Text vermutlich im Jahr 1440 entstanden ist,⁵⁹ also relativ zeitnah zu Claras Abschrift im Jahr 1473, scheint der zeitliche Aspekt keine nennenswerte Rolle zu spielen.

Wolf bringt den mittelhochdeutschen Begriff des *wandels* ins Spiel, dem alle mittelalterlichen Handschriften permanent ausgesetzt seien, da ein hundertprozentig übereinstimmendes Ko-

57 Vgl. ebda, S. 127.

58 Andrea Hofmeister-Winter: Beredete Verbesserungen. Überlieferungsphilologische Betrachtungen zu Phänomenologie und Sinnproduktion von Textrevisionen in mittelalterlichen Handschriften. In: *Editio* 30 (2016), S. 4.

59 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 76.

pieren selbst bei allergrößter Umsicht gar nicht möglich sei, selbst wenn die Autoren Vorlagentreue und Textidentität einforderten.⁶⁰ Der Ausdruck *wandel* verfügt laut Lexer über eine sehr vielfältige Bedeutungspalette, die von ‚Änderung, Tausch, Wechsel‘ bis hin zu ‚Gebrechen, Makel, Fehler‘ reicht, also die Gesamtheit der Textabweichungen viel treffender charakterisiert als der stets negativ konnotierte Fehlerbegriff.⁶¹

Schubert erscheint es wesentlich, nicht nur die einzelnen Revisionshandlungen aufzulisten, sondern die Gründe für die Abweichung von der Vorlage systematisch zu erfassen. Diese reichen vom Überführen des Textes in die jeweilige regionale Varietät über eine Wiederherstellung des Textes, wenn Lücken rekonstruiert werden müssen, bis hin zum Öffnen des Textes, indem schwierige Passagen durch erklärende Glossen und Umformulierungen für eine weniger gebildete Leserschaft leichter zugänglich gemacht werden.⁶² Freilich wird hier mitunter auch der gegenteilige Effekt erzielt, wenn es dabei zu einer Entstellung von anspruchsvollen Passagen kommt. Aus textkritischer Sicht wäre gemäß Lachmann in solchen Fällen generell die *lectio difficilior* zu präferieren, also die schwierigere Lesart zu wählen.⁶³

Weingardt, der sich mittels eines transdisziplinären Zugangs mit Fehlern in Schule und Arbeitswelt auseinandergesetzt hat, bemängelt den bislang unzureichend reflektierten Fehlerbegriff in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und ortet methodische Schwierigkeiten bei der exakten Eingrenzung des Gegenstandsbereiches, da das Phänomen des Fehlers nur schwer greifbar sei. Der Fehler erscheine ihm stets „als ein letztlich subjektiv gefälltes Urteil“,⁶⁴ bei dem die Sicht des Bewertenden und die Sicht des Bewerteten in starkem Gegensatz zueinander stünden. Diese subjektiven Aspekte würden eine konkrete Beschreibung von Fehlern und eindeutige Abgrenzung der verschiedenen Fehlerkategorien erheblich erschweren.⁶⁵

60 Vgl. Wolf, Das „fürsorgliche“ Skriptorium, S. 92.

61 Vgl. Lexer online, s. v. *wandel*.

62 Vgl. Schubert, Schreibereingriffe, S. 131–132.

63 Vgl. ebda, S. 136.

64 Martin Weingardt: Fehler zeichnen uns aus. Transdisziplinäre Grundlagen zur Theorie und Produktivität des Fehlers in Schule und Arbeitswelt. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2004, S. 22.

65 Vgl. ebda.

Eine weitere Herausforderung für eine methodisch saubere Fehlerforschung sieht Weingardt in der Tatsache, dass ein Fehler ein ungewolltes Handlungselement darstelle, das kaum isoliert, sondern nur im Kontext untersucht werden könne. Zudem könnten immer nur die Resultate eines komplexen Vorgangs registriert werden, man wüsste aber wenig über die gedanklichen Prozesse, die dahintersteckten. Die eigentlichen Fehlleistungen blieben also weitestgehend verborgen, ihre wahre Ursache könne in der Retrospektive nur teilweise rekonstruiert werden, wobei immer eine gewisse Ungenauigkeit und Schwammigkeit bleibe.⁶⁶ Dieser Thematik wird sich die vorliegende Arbeit in Kapitel 6.4 widmen, das sich mit den verschiedenen Ursachen von Textabweichungen und Schreibversehen auseinandersetzt.

Grundsätzlich gilt es aber zu klären, wie man Textfehler überhaupt feststellen kann. In der Forschung werden dazu verschiedene Definitionsansätze diskutiert: So hält etwa Scheibe fest, dass man fehlerhafte Stellen daran erkennt, dass sie „für sich oder im engeren Kontext keinen Sinn zulassen“,⁶⁷ womit „die Anzahl der als fehlerhaft anzusehenden Stellen auf eine kleine, meist genau zu übersehende Zahl von Fehlern eingeschränkt“⁶⁸ wäre. Diesen Ansatz nimmt Zeller auf, indem er nahezu gleichlautend formuliert, dass der Textfehler „im Zusammenhang seines Kontextes keinen Sinn zulässt“,⁶⁹ damit wären also sinnlose Textstellen per se fehlerhaft. Obigen Aussagen widerspricht Woesler wiederum vehement, indem er meint, dass durchaus auch Texte existieren, die einen Sinn ergeben und gleichwohl fehlerhaft sein können.⁷⁰ Es gelte deshalb abzuwägen, welche Interpretation im Sinne des Autors die beste sei, denn der Textfehler sei immer „eine vom Autor nicht gewollte Entstellung seiner Botschaft“.⁷¹ Hagen hingegen weist darauf hin,

66 Vgl. ebda, S. 23.

67 Siegfried Scheibe: Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe. In: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation.* Hrsg. v. Gunter Martens und Hans Zeller. München: Beck 1971, S. 43.

68 Ebda.

69 Hans Zeller: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition. In: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation.* Hrsg. v. Gunter Martens und Hans Zeller. München: Beck 1971, S. 70.

70 Vgl. Woesler, *Textfehler*, S. 58.

71 Ebda, S. 55.

dass zwischen Textfehlern und Sachirrtümern zu differenzieren sei: Erstere seien Wörter oder Sätze, die „so entstellt sind, dass ein Sinn nicht mehr erkennbar und die Struktur des Textes zerstört ist“.⁷² In diesem Fall sei ein berichtigendes Eingreifen des Editors zur Heilung des Textes berechtigt. Im Gegensatz dazu würden bei Sachirrtümern geographische Namen, historische Personen oder andere Daten vom Autor falsch wiedergegeben,⁷³ hier dürfe der Herausgeber nur in den Erläuterungen auf den Fehler hinweisen. Mit den spezifischen Herausforderungen beim Erkennen von Sachfehlern in der spätmittelalterlichen Gebrauchsliteratur wird sich Kapitel 6.3.2 genauer auseinandersetzen.

4.4. Grenzen bei der Feststellbarkeit von Textfehlern

*Mir tut jeder Mensch leid, der nicht genug Phantasie hat,
um ein Wort mal so und mal so zu schreiben.*

(Mark Twain)

Abgesehen von der oben erörterten Problematik können aber auch noch andere Herausforderungen beim Erkennen von Textfehlern auftauchen, denn in manchen Fällen erweist es sich als schwierig oder gar unmöglich, diese in Handschriften als solche zu identifizieren. Aufgrund des graphischen Formeninventars der gotischen Kursivschriften kann z. B. oft keine klare formale Unterscheidung zwischen *c* und *t* getroffen werden, da die beiden Buchstaben einander zum Verwechseln ähnlich sehen: Minuskel *t* ragt kaum über das Mittelband auf und konvergiert so formal mit *c*.

Speziell im 14. Jahrhundert verlor das *c* in manchen Handschriften seine Rundung, indem sein Hauptstrich nahezu gerade nach unten geführt wurde. Das bereitet vor allem bei Ligaturen Probleme. So konnte insbesondere bei der Schreibung von „*t*“ in Verbindung mit Schaft-*s* (*ft*) keine eindeutige Abgrenzung zu „*fc*“ getroffen werden. In den folgenden Schriftproben der Berufsschreiberin erkennt man die de facto identische Schreibweise von „*ft*“ und „*fc*“ in den beiden Wörtern *ift* und *mufcaten*, die auf der graphischen Ebene konvergieren:

72 Waltraud Hagen: Textfehler oder Sachirrtum? Textkritische Entscheidungen im Verhältnis zu Textverständnis und Autorisation. In: *Editio* 5 (1991), S. 76.

73 Vgl. ebda.

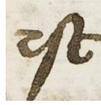


Abbildung 20: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 4, Z. 10

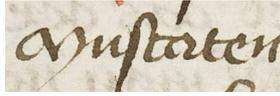


Abbildung 21: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 47, Z. 29

Durch diesen formalen Zusammenfall ist es besonders bei Fremdwörtern oft schwierig bzw. unmöglich zu erkennen, ob es sich um ein *c* oder ein *t* und damit um die richtige oder die falsche Schreibweise handelt, was in einigen Fällen von mutmaßlichen Textfehlern der Hätzlerin zum Problem wird.

Bereits in Kapitel 3.4 wurde in einem anderen Zusammenhang jene markante Textstelle erwähnt, die die beiden Gruppen x^1 und x^2 der Münsinger-Tradition voneinander scheidet, weil bei Ersterer das vierte *geflecht* der Habichte fehlt. In der Hätzlerschen Abschrift wird eines dieser Habichtgeschlechter als *mustet* bezeichnet, so transkribiert es Hassler unhinterfragt in seiner Edition von 1863,⁷⁴ und auch in Lindners Erstedition der Handschrift A findet sich diese Version.⁷⁵ Im Glossar zu seiner Veröffentlichung erläutert der Beizvogelexperte dann noch, dass es sich beim *mustet* [sic!] um ein Sperbermännchen handelt.⁷⁶ Nimmt man die besagte Textstelle aber unter Erwägung der obigen Ausführungen zur graphischen Konvergenz von „ft“ und „fc“ in der gotischen Kursive etwas genauer unter die Lupe, wird klar, dass auch die Lesart *mufcet* möglich wäre:

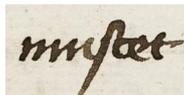


Abbildung 22: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 4, Z. 1

Tatsächlich nennt Albertus Magnus, Münsingers Quelle, dieses Habichtgeschlecht im lateinischen Original „*muscetus*“. Diese mittellateinische Bezeichnung rekurriert auf eine Sperberart, die ihren Namen aufgrund ihrer gesprenkelten Brust (vgl. franz. *mouche* für

74 Vgl. Hassler, Münsinger, S. 2.

75 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 2, S. 13.

76 Vgl. ebda, S. 191.

Flecken) bekommen hat.⁷⁷ Auch im heutigen Französisch wird der Sperber noch als *mouchet* bezeichnet, im Italienischen war er als *moschetto* bekannt, und die Engländer nannten den Sperber *musket*.⁷⁸ Aus diesem Namen leitete sich in weiterer Folge übrigens auch die Muskete ab.⁷⁹

Schmidt, der sich bereits 1896 mit der Darmstädter Abschrift des Münsingertextes (Hs. E) beschäftigt hatte,⁸⁰ weist darauf hin, dass der Abschreiberin von D (also Clara Hätzlerin), die die Stelle – wie er schreibt – mit *muftet* wiedergebe, ein Schreibfehler unterlaufen sein müsse. Da sich Schmidt aber auf die Edition von Hassler beruft, ist es fraglich, ob er das Original überhaupt selbst eingesehen hat. Er merkt zudem an, dass das Wort *muftet* ausschließlich bei Münsinger belegt sei und dass Lexer nicht überzeugend versucht habe, es von dem Wort *mûf-tæt*, also Mäusetöter, herzuleiten.⁸¹

Grundsätzlich ist in beiden Handschriften sowohl die Lesart *muftet* als auch *mufcet* möglich (Abb. 23), man vergleiche hierzu die Schreibweise des Gewürzes *mufcat* in Handschrift A (Abb. 24):

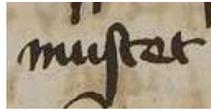


Abbildung 23: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 2v, Z. 5

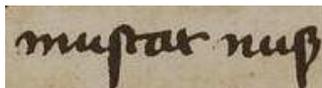


Abbildung 24: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 22r, Z. 22

77 Vgl. Konrad Schwenck: Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Frankfurt am Main: Sauerländer 1834, S. 433.

78 Vgl. ebda.

79 Die Übertragung von Raubvogelnamen auf Schusswaffen erfreute sich im Mittelalter großer Beliebtheit, so lässt sich der Name Falkonett als Bezeichnung für ein leichtes Geschütz auf den Falken zurückführen und das Terzerol auf den Terzel, einen kleinen männlichen Habicht, vgl. Friedrich L. Weigand: Deutsches Wörterbuch. 5. Aufl. von Herman Hirt. Bd. 1. Berlin: De Gruyter 1968, S. 242.

80 Vgl. Schmidt, Mitteilungen aus deutschen Handschriften, S. 17–31.

81 Vgl. Lexer online, s. v. *mustet*.

Ein paar Zeilen weiter wird noch einmal genauer expliziert, worum es sich bei dem vermeintlichen *mustet* handelt:

- D004a012 [...] *will ich kain andern vnderfchaid*
 D004a013 *setzen vnder dem groffen Sperber vnd*
 D004a014 *vnder dem clainen den fy **Mufet** [oder Mufcet]*
haiffen
 D004a015 *Vnd wie die Sprintzen haiffen / [...]*

Eine klare Trennlinie zwischen *t* und *c* ist also in beiden Handschriften nicht zu ziehen und es kann daher in diesem Fall nicht entschieden werden, ob es sich überhaupt um eine Fehlschreibung handelt oder nicht.

In Handschrift C, die eine frühere Stufe des Münsingertextes repräsentiert und somit näher am Original liegt, steht an dieser Stelle für die Bezeichnung der Vogelart *muser*:



Abbildung 25: Stuttgart, Landesbibl. Cod. cam. et oec. 4° 52, fol. 3r, Z. 6

Zwar existiert auch eine Vogelart dieses Namens und diese wird im *Falkenbuch* an späterer Stelle bei der fünften edlen Zucht der Falken erwähnt, allerdings nicht im Zusammenhang mit den vier *geflechtern* der Habichte. Es handelt sich also um einen Fehler, der in der Überlieferungsgruppe x^1 singulär ist, denn die beiden späteren Handschriften A und D haben *mustet* bzw. *mufcet*. Wie im Analyse- teil dieser Arbeit noch zu zeigen sein wird, erweist sich Hs. C im vergleichenden Textstudium in den meisten Fällen als relativ unzuverlässige, fehlerhafte Abschrift.

Eine eindeutige Abgrenzung zwischen „ft“ und „fc“ ist in Handschrift F zu treffen, die sich durch ein makellofes und sehr einheitliches Schriftbild auszeichnet. Hier scheint die fragliche Vogelart de facto in der korrekten Schreibweise als *mufcet* wiedergegeben zu sein, wenn man die Ligatur mit derjenigen in *meister* vergleicht, da das *c* hier nicht unmittelbar mit dem Schaft-*s* verbunden ist:

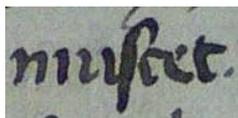


Abbildung 26: Halle, Marienbibl., Ms 73, fol. 2r, Z. 15

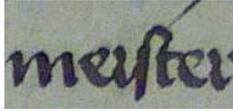


Abbildung 27: Halle, Marienbibl., Ms 73, fol. 2r, Z. 5

Als letzte mögliche Vergleichsstelle konnte schließlich Handschrift E aus der x²-Gruppe herangezogen werden, hier findet man folgende Variante vor:

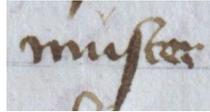


Abbildung 28: Darmstadt, Universitäts- und Landesbibl., Hs. 448, fol. 10v, Z. 4

Dieser Schreiber scheint sich am weitesten vom lateinischen Original „*muscetus*“ entfernt zu haben, da er sich für die abweichende Lesart *mufter* bzw. vielleicht auch *mufter* entschieden hat.

In diesem Kontext sei auch noch auf die Schreibung des Wortes ‚Bastard‘ verwiesen, das ebenfalls zu einigen Fehlesungen geführt und für Unsicherheiten bei der Transkription gesorgt hat. In der Hätzlerschen Abschrift als *paſthart* wiedergegeben (vgl. Abb. 29), transkribierte Hassler den Begriff fälschlicherweise als *paschart*⁸² und Lexer nahm die Fehlesung mit Verweis auf den Münsingertext als eigenes Lemma in sein Wörterbuch auf.⁸³

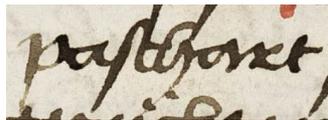


Abbildung 29: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 25, Z. 30

In Hinblick auf die oben erörterte Problematik muss somit abschließend festgehalten werden, dass es durchaus Fälle gibt, in denen Textfehler nicht eindeutig und mit Sicherheit als solche identifiziert werden können.

82 Vgl. Hassler, Mynsinger, S. 14.

83 Vgl. Lexer online, s. v. *paschart*.

5. Analyse I: Ist Handschrift A die Vorlage von D?

In dem nun folgenden ersten Analyseteil der vorliegenden Arbeit soll das von Lindner erstellte Stemma der Textzeugen (vgl. dazu Abb. 10) insbesondere in Hinblick auf das Verwandtschaftsverhältnis der Handschriften der x^1 -Linie überprüft und gegebenenfalls adaptiert werden. In weiterer Folge wird ausgehend von Lindners Theorie der verlorenen „Mariahandschrift“¹ nachzuprüfen sein, ob ein solches Zwischenglied tatsächlich als gemeinsame Vorlage von Handschrift A und D fungiert hat oder ob die beiden Textzeugen nicht unmittelbar im Verhältnis von Vorlage und Abschrift stehen. Dabei sollen unterschiedlichste Parallelstellen analysiert werden, um Indizien oder gar plausible Beweise für die Beziehung der beiden Handschriften zueinander zu sammeln. Zunächst werden individuelle Schreibversehen des Kopisten von A, die in einigen Fällen unmittelbare Reaktionen von Clara in Handschrift D ausgelöst haben, als Belege für die Vorlagentheorie untersucht. Sodann wird sich die Analyse der Besonderheit widmen, dass in Handschrift A die Initialen nicht ausgeführt wurden, was mitunter zu einer missglückten Kommunikation zwischen den beiden Schreiber*innen geführt hat. Abschließend muss die Herkunft eines Plustextes, also eines Textzusatzes in der Hätzlerschen Abschrift, den Handschrift A nicht hat, abgeklärt werden. Die Erstellung eines neuen Stemmas basierend auf den Erkenntnissen dieser ersten Analyse wird das Kapitel abrunden.

5.1. Die „Mariahandschrift“

Das von Lindner erstellte Stemma der Münsinger-Textzeugen² legt nahe, dass ein besonderes Verwandtschaftsverhältnis zwischen Handschrift A und Handschrift D existiert. Deshalb galt es zu Beginn der Untersuchung Beweise für diese These zu finden bzw. womöglich sogar nachweisen zu können, dass A und D im Verhältnis von Vorlage und Kopie stehen.

Lindner hatte in seiner Untersuchung bereits auf ein Zwischenglied (x^3) hingewiesen, das eine ungewöhnliche Verbindung

1 Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 104.

2 Vgl. Kapitel 3.4, Abbildung 10.

zwischen den beiden Codices begründet und von ihm als „Mariahandschrift“ bezeichnet wurde.³

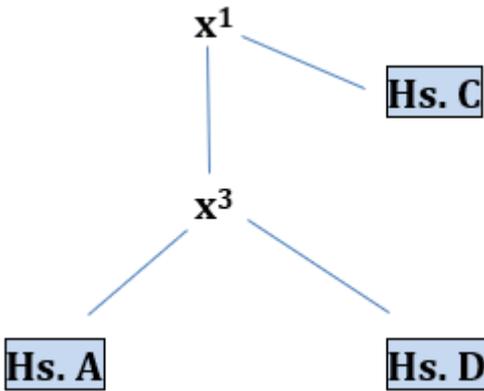


Abbildung 30: Verkürztes Stemma der x^1 -Linie nach Lindner, eigene Darstellung

In beiden Handschriften taucht im zweiten Kapitel ein scheinbar nicht in den Zusammenhang passendes Wort auf, das nach Lindners Meinung nur auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen könne. Beide Schreiber*innen wussten mit dieser Eigentümlichkeit offensichtlich nichts anzufangen, sind aber unterschiedlich damit umgegangen. In der Handschrift der Hätzlerin findet sich folgender Wortlaut:

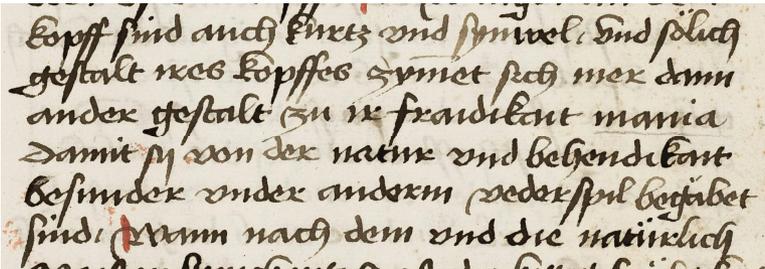


Abbildung 31: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 5, Z. 15–20

- | | | |
|----------|---|--------------|
| D005a015 | [...] | / vnd fölich |
| D005a016 | gestalt ires kopffes zymmet sich mer dann | |
| D005a017 | ander gestalt zu ir fraidikait mania | |
| D005a018 | damit sy von der natur vnd behendikait | |
| D005a019 | besunder vnder anderm veder spil begäbet | |
| D005a020 | sind / [...] | |

3 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 1, S. 104.

In diesem Kapitel des Traktats werden das Aussehen und die Eigenheiten der Falken beschrieben und Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderen Beizvögeln aufgelistet. Münsinger wollte wohl ausdrücken, dass sich die Kühnheit des Falken in der Form seines Kopfes widerspiegelt. Doch nach *freidickait* folgt in Handschrift D vollkommen unmotiviert das Wort *mania* und der Relativsatz *damit sy von der natur vnd behendikait befunder vnder anderm vederfpil begäbet find* schließt sich unmittelbar an. Handschrift A bietet folgende Version:

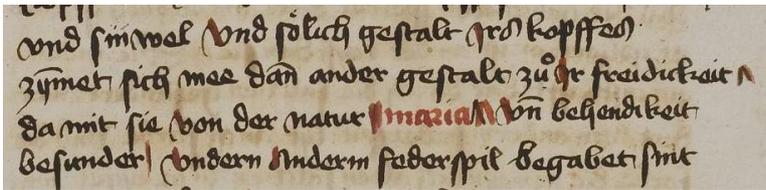


Abbildung 32: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 3r, Z. 20–23

A003r020 [...] Vnd fölich gestalt jrs kopffes
 A003r021 zymmet sich mee dann ander gestalt zû jr freidickait **^**
 A003r022 da mit sie von der natur / **maria** **^** / vnd behendikeit
 A003r023 befunder / vndern anderm vederfpil begabet fint

Während der Wortlaut des Satzes jenem in Handschrift D insgesamt sehr ähnlich ist, wird das unverständliche Wort – hier allerdings als *maria* tradiert – an anderer Stelle, nämlich zwischen *natur* und *behendikeit*, eingefügt. Zudem erkennt das paläographisch geschulte Auge nach *freidickait* eine Art Einfügungszeichen, das sich nach dem in Rot ausgeführten *maria* wiederholt. Überdies scheint das runde bzw. Ligatur-*r* in *maria* nicht der üblichen Schreibweise des Schreibers von A zu entsprechen, auch gibt es keine Verbindungslinien zwischen *i* und *a*, wie sie ansonsten vorhanden sind (vgl. dazu die Schreibung dieser Buchstabenkombination von Schreiber A in anderen Wörtern in Abb. 33 und 34). Das Wort wurde also offensichtlich nachträglich von einer anderen Hand in eine zunächst freigelassene Lücke eingefügt.

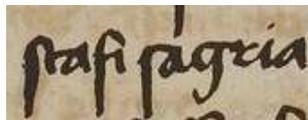


Abbildung 33: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 21v, Z. 23

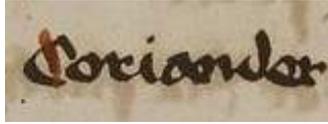


Abbildung 34: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 43v, Z. 17

Da die Schrift bei den beiden Wörtern *vnd behendikeit* zudem etwas kleiner und gedrungener wirkt, gewinnt man den Eindruck, dass der Schreiber durch das Einfügungszeichen die (vielleicht) ebenfalls ausgelassenen Wörter nachträglich in den Text flicken wollte.⁴ Der von Münsinger intendierte Satz müsste dann lauten: *Vnd fölich gestalt jrs kopffes zymet sich mee dann ander gestalt zů jr freidickait vnd behendikeit*. Damit würden die beiden Eigenschaften des Falken, die Kühnheit und die Schnelligkeit, auch thematisch eine Einheit bilden. Die fremde Hand, die das Wort *maria* nachträglich in die Lakune eintrug, verstärkte die beiden schwarzen Einfügungszeichen zusätzlich durch eine Rubrizierung, wohl um die richtige Position der am Zeilenende hinzugefügten Wörter zu markieren.

Unklar bleibt freilich der Grund für die Einfügung des Wortes *maria*. Leider führt auch ein Vergleich mit dem lateinischen Original zu keinem Ergebnis, da Münsinger, wie bereits in Kapitel 3.3 ausgeführt, nicht Wort für Wort, sondern sinngemäß übersetzt hat und in Albertus Magnus' Traktat keine Textentsprechung zu finden ist, die das mutmaßliche Missverständnis, das in den Schreibungen *maria/mania* vorliegt, aufklären könnte. Zudem pflegte Heinrich Münsinger – ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger Wernherus Ernesti – niemals lateinische Wörter aus der Vorlage neben die deutsche Übersetzung zu schreiben, deshalb fragt sich, warum dies an jener Stelle der Fall sein sollte.

Zahlreiche Fragen wirft die Lakune in A auf. Was war in der Vorlage gestanden, mit dem der Schreiber nichts anzufangen wusste, und warum wurde dort nachträglich das Wort *maria* eingefügt? Lindner vermutet, dass der verloren gegangenen Vorlage x³ „glossenartig ein schlecht leserliches *maria* eingefügt [war], das die Abschreiber nicht recht unterzubringen wußten“.⁵ Möglicherweise

4 Den Gepflogenheiten des Schreibers entspricht zudem, dass er das letzte Wort, das nicht mehr in die Zeile passt, direkt darunter schreibt, um keine neue Zeile beginnen zu müssen, vgl. dazu fol. 32v, Z. 21; fol. 34v, Z. 24; fol. 35v, Z. 9 etc. Diese Methode wird des Öfteren vor einer neuen Kapitelüberschrift angewendet, um Platz zu sparen.

5 Lindner, *Von Falken, Hunden und Pferden*, Bd. 1, S. 105.

hatte sich der Sinn dieser Marginalie bereits früheren Kopisten nicht erschlossen, sodass sie diese lokal nicht eindeutig zuordnen konnten. Spätere Abschreiber haben danach vielleicht weiterhin versucht, die Anmerkung in den Text zu integrieren, obwohl ihre ursprüngliche Bedeutung längst verlorengegangen war bzw. die Marginalie im Laufe des Überlieferungsprozesses vermutlich nur noch sinnentstellt wiedergegeben worden ist. Dies lässt sich auch an der Version der Hätzlerin beobachten, die das Wort fälschlicherweise als *mania* tradiert und an einer anderen Stelle als A in den Text einfügt. Sollte Handschrift A ihre Vorlage gewesen sein, wäre es möglich, dass sie das zweite Einfügungszeichen fehlerinterpretiert hat und anstelle der beiden Wörter *vnd behendikeit* irrtümlicherweise das unverständliche Wort *maria* hinter *freidickait* positioniert hat.

Zum Vergleich und zur Klärung dieser so schwierigen Textpassage sollen nun auch die übrigen Textzeugen herangezogen werden. Interessanterweise musste der Schreiber von Handschrift F, die im selben Jahr wie Claras Abschrift entstanden ist, just bei jener Stelle zu Revisionsmaßnahmen greifen, die auch in A und D zu Unsicherheiten geführt hatten. Die Wortfolge *zu yr freydikeit damyt sy* wurde durch eine rote Streichung getilgt, offensichtlich war es hier aber nur zu einem einfachen Schreibversehen in Form eines Zeilensprungs gekommen, denn die gestrichenen Wörter wurden eine Zeile tiefer wieder an der korrekten Stelle in den Text eingefügt. Die ungewöhnliche *maria/mania* Einfügung wie auch die zweite Eigenschaft des Falken, die *behendikeit*, fehlt allerdings in Handschrift F.

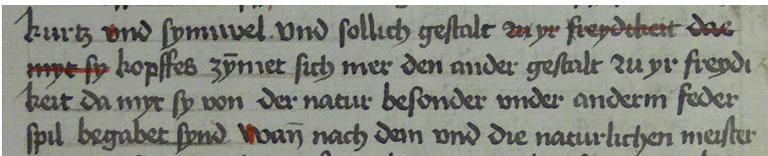


Abbildung 35: Halle, Marienbibl., Ms 73, fol. 2v, Z. 18–21

In Handschrift E, die am Beginn der x²-Gruppe steht, findet man eine stimmige Satzaussage, denn in dieser Variante sind die beiden Nomina *freydikeit* und *behendikeit* durch die Konjunktion *vnd* miteinander verbunden. Diese Variante ergibt in Bezug auf die Eigenschaften des Falken weitaus mehr Sinn als die Kombination

von *natur* und Geschicklichkeit, die sowohl Handschrift D als auch C tradieren.

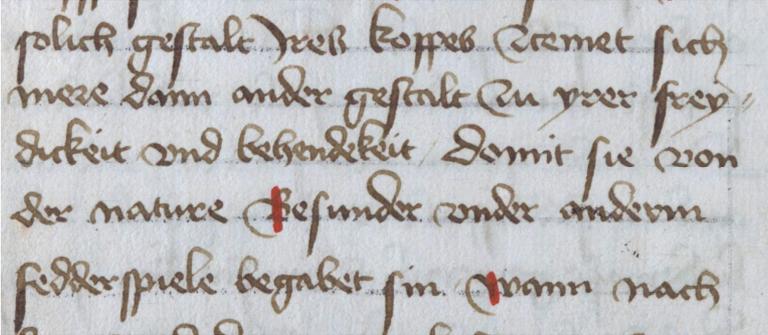


Abbildung 36: Darmstadt, Universitäts- und Landesbibl. Hs. 448, fol. 11v, Z. 16–20

Die nachstehende Synopse soll einen optischen Überblick verschaffen, wie die einzelnen Textbausteine dieser so fehleranfälligen und rätselhaften Passage in den verschiedenen Handschriften angeordnet sind, um das Erkennen von Textübereinstimmungen und -abweichungen zu erleichtern:

Tabelle 9: Synopse

Hs. A x¹- Linie	<i>Vnd fölich gestalt jrs kopffes zymet sich mee dann ander gestalt</i> <i>zū jr freidickait Λ da mit sie von der natur maria Λ vnd behendikeit befunder vnder andern fedderspil begabet fint</i>
Hs. C x¹- Linie	<i>Vnd fölich gestalt ires kopff zymet sich me an ander gestalt</i> <i>zū ir fraydigkait da mit sie von der natur vnd behendikait damit sy befunder vnder andern fedderspil begabet find</i>
Hs. D x¹- Linie	<i>vnd fölich gestalt ires kopffes zymmet sich mer dann ander gestalt</i> <i>zu ir fraidikait mania damit sy von der natur vnd behendikait befunder vnder andern vederSpiel begäbet find</i>
Hs. E x²- Linie	<i>vnd folich gestalt Ires kopfes ziemet sich mere dann ander gestalt</i> <i>zu yrer freydickeit vnd behendikeit, damit sie von der nature Befunder vnder andern fedderspiele begabet fin</i>

Hs. F x²- Linie	<i>Vnd follich gestalt zu yr freydikeit da myt fy [es fehlt: ired] kopffes zymmet sich mer den ander gestalt zu yr freydikeit [es fehlt: vnd behendikeit] da myt fy von der natur befonder vnder anderm federfpil begabet synd</i>
---	--

Es sieht so aus, als ob im Laufe des Überlieferungsprozesses einem Schreiber der x¹-Linie durch eine Unaufmerksamkeit ein Zeilensprung unterlaufen ist. Das Wort *behendikeit* ist dadurch eine Zeile zu weit nach unten gerutscht und an der falschen Position (nämlich neben *natur*) zu stehen gekommen. Das hatte zur Folge, dass die beiden Nomina *natur* und *behendikeit*, die thematisch nicht zusammengehören, irrtümlich miteinander verbunden wurden. Unter Umständen hat der Verursacher des Fehlers oder ein späterer Bearbeiter des Textes durch ein glossenartig eingefügtes lateinisches Wort auf das Versehen aufmerksam gemacht, welches dann wiederum für einen späteren Kopisten unverständlich geworden ist, aber dennoch gewissenhaft abgeschrieben wurde. Dies führte in weiterer Folge zu den zahlreichen Verderbnissen und Irritationen, die sich heute in den Handschriften widerspiegeln.⁶

5.2. Erste Indizien für das enge Verwandtschaftsverhältnis zwischen Handschrift A und D

Das enge Verhältnis zwischen Handschrift A und D wird durch einen sehr markanten Bindefehler gestützt, der sich im 7. Kapitel des Falkenteils befindet, das der Abrichtung und Haltung des Jagdvogels gewidmet ist:

A020v020	<i>[...] Vnd dar vmb so ift es güt das er die</i>
A020v021	<i>federn balde / allerwege an dem tritten tag / mit</i>
A020v022	<i>einem warmem waffer / vff das sie fücht bliben</i>

6 Einen weiteren markanten Trennfehler der beiden Überlieferungsstränge findet man in Hs. D auf pag. 48, Z. 1: Einer der Schreiber der x¹-Linie hat hier mehrere Zutaten für ein Heilmittel gegen Schaben durch Zeilensprung verloren, in den Handschriften der x²-Linie sind diese beiden Zeilen durchwegs tradiert.

Es fällt auf, dass im Nebensatz das Prädikat fehlt. Um die Federn des Falken feucht zu halten, soll er alle drei Tage in warmem Wasser gebadet werden, der Schreiber von Handschrift A setzt aber anstelle des Verbs *baden* das Temporaladverb *balde*. Bei der Hätzlerin sieht die gleiche Textstelle folgendermaßen aus:

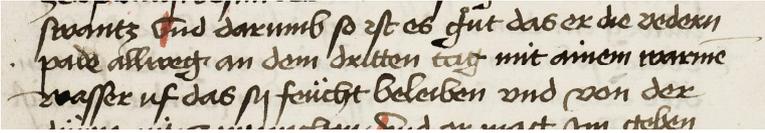


Abbildung 37: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 39, Z. 24–26

- D039a024 [...] Vnd darumb so ist es güt das er die vedern
 D039a025 **pade** allweg an dem dritten tag mit ainem warmen
 D039a026 wasser uf das sy feücht beleiben [...]

Das paläographisch geschulte Auge erkennt zweierlei Auffälligkeiten in Claras Version: den zarten Punkt links außen in Zeile 25 und den Versuch der Tilgung eines Buchstabens. Die Schreiberin hatte sich am linken Seitenrand mit diesem unauffälligen Korrekturvermerk eine Art Erinnerungszeichen gesetzt, dass es in dieser Zeile zu einem Schreibversehen gekommen war.⁷ Offensichtlich war ihr bereits während des Kopiervorgangs aufgefallen, dass die Vorlage fehlerhaft war und keinen Sinn ergab. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie allerdings das überzählige *l* in *palde* schon geschrieben, jedoch noch nicht zum Schreiben des *d* angesetzt. Um ein optisch akzeptables Korrekturergebnis zu erzielen, konnte sie die Tinte nicht unmittelbar vom Papier schaben, da diese erst völlig trocken musste. Daher beließ sie den falschen Buchstaben einstweilen und fuhr mit der Abschrift fort, nicht ohne sich am Rand ihre individuelle Markierung zu setzen. Später radierte sie die Schleife des *l* und ergänzte den verbleibenden Rest des Schriftsymbols zu einem unzialen *d*. Die Fehlschreibung ist damit zwar nicht gänzlich beseitigt,

7 Diese Revisionspunkte sind eine Besonderheit der Berufsschreiberin Clara Hätzlerin, die erstmals von Andrea Hofmeister-Winter beschrieben wurden: Vgl. Hofmeister-Winter, *Beredete Verbesserungen*, S. 11 und Anm. 41, sowie <<http://www.edlex.de/index.php?title=Revisionspunkt>> [2022-01-31]. Dieses Phänomen wird in Kapitel 6.3.4.2 noch ausführlich behandelt.

aber das Wort kann nun doch deutlich genug als *pade* identifiziert werden:

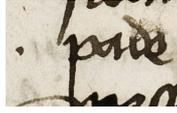


Abbildung 38: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 39, Z. 25

Untersucht man die entsprechende Textstelle in den anderen Überlieferungszeugen, so zeigt sich, dass C die Version *balde* (fol. 28r, Z. 12) in unkorrigierter Form aufweist, während alle übrigen Handschriften die korrekte Variante *bade* tradieren. Das enge Verwandtschaftsverhältnis zwischen den Abschriften der x¹-Linie ist also evident, doch während A und C ihren Fehler nicht bemerken, hat die Hätzlerin die unrichtige Stelle bereinigt. Dies allein reicht freilich als Beweis für die oben erörterte Vorlagentheorie noch nicht aus, daher sollen noch weitere Argumente vorgebracht werden:

Eine zweite ungewöhnliche Textpassage, in der sich die Indizien, dass A die Vorlage von D war, verdichten, findet man in der Kapitelüberschrift jenes Abschnitts, der sich mit den Habichten und Sperbern beschäftigt:

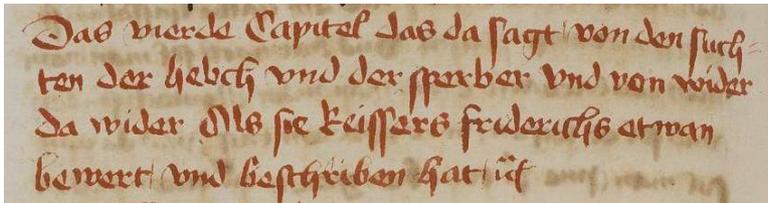


Abbildung 39: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 39v, Z. 7–10

- A039v007 *Das vierde Capitel das da sagt von den fuch-*
 A039v008 *ten der hebch vnd der sperber vnd von wider*
 A039v009 *da wider Als sie Keiffers friderichs etwan*
 A039v010 *bewert vnd beschriben hat etc.*

In dieser rätselhaften Textstelle kündigt der Schreiber von Handschrift A an, dass sich das nächste Kapitel mit den Krankheiten der Habichte und Sperber beschäftigen wird und mit etwas, das Kaiser Friedrichs [hier fehlt: Falkner] einst erprobt und beschrieben hat. Es fehlt nicht nur das Bezugswort, auf welches das Genitivattribut verweist – wobei fälschlicherweise auch der Kaiser in den Genitiv gesetzt wurde –, sondern es ist auch völlig unklar, was mit *wider da*

wider gemeint ist. Deshalb gilt es vergleichend die Abschrift der Hätzlerin zu Rate zu ziehen:

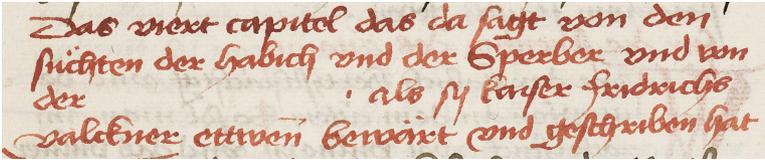


Abbildung 40: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 75, Z. 19–22

D075a019 *Das viert capitel das da sagt von den*
 D075a020 *süchten der habich vnd der Sperber vnd von*
 D075a021 *der als sy kayser fridrichs*
 D075a022 **valckner** *ettwenn bewürt vnd geschriben hat*

Offenbar hatte die Berufsschreiberin mit der rätselhaften Formulierung *wider da wider* nichts anzufangen gewusst, etwas ratlos nur den männlichen Artikel *der* geschrieben und dann vorsorglich eine Lücke zur späteren Ergänzung des Begriffs freigelassen. Gewissenhafte Schreiber hätten bei Unsicherheiten über den korrekten Wortlaut der Vorlage auf „eigenmächtige Konjekturen“⁸ verzichtet, so Hofmeister-Winter. Genauso verhält sich Clara Hätzlerin, indem sie nicht versucht, den unverständlichen Wortlaut zu verbessern. Allerdings ergänzt sie den in A fehlenden Falkner, was freilich nicht allzu schwierig war, da sich Münsinger wiederholt auf den Falkner Kaiser Friedrichs beruft und der Schreiberin diese feste Wendung von vorangehenden Kapiteln in Erinnerung geblieben sein musste.

Zur Lösung des Rätsels müssen weitere Textzeugen herangezogen werden:

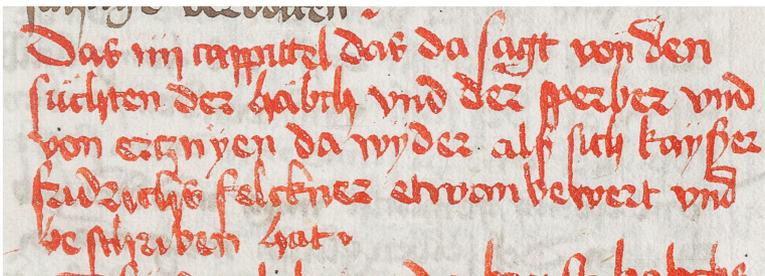


Abbildung 41: Stuttgart, LB, Cod. cam. et oec. 4° 52, fol. 55r, Z. 14–18

Handschrift C liefert einen sinnvollen Text, denn hier liest man von Arzneimitteln gegen die Erkrankungen der Habichte und Sperber.

8 Hofmeister-Winter, *Beredete Verbesserungen*, S. 10.

In Handschrift E wurde die gesamte Überschrift ausgelassen, daher kann dieser Text nicht zum Vergleich herangezogen werden. Alle weiteren Textzeugen tradieren ebenfalls die korrekte Version mit den Arzneimitteln.

Clara als fürsorgliche Schreiberin wollte den offensichtlich sinnlosen Satz aus Handschrift A nicht kopieren und hatte auch kein weiteres Vergleichsexemplar des Münsinger-Textes zur Verfügung. Die freigelassene Stelle in ihrer Abschrift liefert ein erstes Indiz dafür, dass Handschrift A ihre Vorlage gewesen sein könnte.

5.3. Bindefehler in Form von identischen Buchstabendrehern und Ersatzwörtern

Eine weitere Gemeinsamkeit stellen die folgenden Textpassagen mit markanten Buchstabendrehern dar, die sowohl in Handschrift A als auch in Handschrift D vorzufinden sind. Im 5. Kapitel des Falkenteils beschreibt Münsinger das Aussehen der Mischfalken:

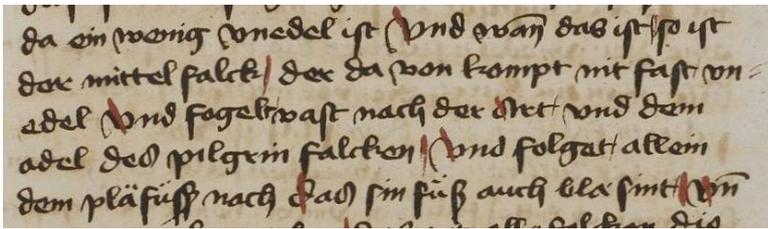


Abbildung 42: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 16r, Z. 9–13

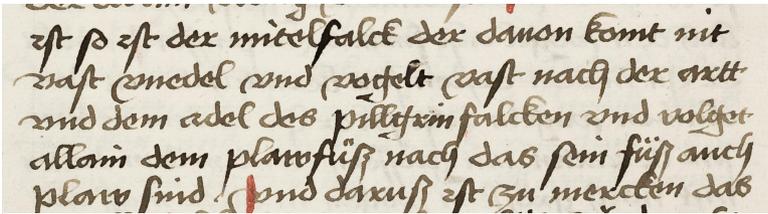


Abbildung 43: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 30, Z. 25–29

In beiden Handschriften steht in zwei aufeinanderfolgenden Zeilen das Verb ‚folgen‘, wobei es sowohl in Handschrift A als auch in Handschrift D beim ersten Beleg zu einer Buchstabenverdrehung gekommen ist, sodass in A *fogelt* bzw. in D *vogelt* zu Papier gelangte. Eine derartige Verwechslung kommt bei einer kurzen Unkonzentriertheit im Schreibprozess häufig vor. In Handschrift A stand vermutlich zuerst nur *fogel*, darauf deutet der geringe Abstand zum nachfolgenden Adverb *vast* hin. Das *t* wurde vom Schreiber also erst

nachträglich eingeflickt, nachdem ihm aufgefallen war, dass er diese Buchstaben ausgelassen hatte.

In der Handschrift der Hätzlerin findet man die beiden Wörter in identischer Schreibweise (einmal verdreht und einmal korrekt) vor, sie bevorzugt allerdings die Variante mit *v*. Wie bereits in Kapitel 3.4.2 nachgewiesen wurde,⁹ favorisiert die Professionistin in Initialstellung diese Schreibweise generell gegenüber der Schreibung mit *f*. Ungewöhnlich erscheint allerdings die Tatsache, dass die Hätzlerin diese Buchstabenverdrehung ohne zu zögern abgeschrieben hat, besonders angesichts des Umstands, dass eine Zeile darunter das Wort in der richtigen Schreibweise folgt, und ihr dies beim Korrekturlesen auffallen hätte müssen. (Die leichte Farbunregelmäßigkeit in der Schlinge des *l* stellt übrigens keine Revisionshandlung dar.) Da alle übrigen Textzeugen (einschließlich Hs. C, die ebenfalls zur x¹-Linie gehört) die korrekte Schreibweise *folget* bzw. *volget* verwenden, erhärtet dieser Bindefehler den Verdacht einer Vorlagenbeziehung.

Auf eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Handschrift A und D stößt man im medizinischen Teil des *Falkenbuches*, in dem beschrieben wird, welche Heilmittel hilfreich sind, wenn der Falke geschwollene Beine hat:

- | | |
|----------|---|
| A030r003 | [...] <i>Man mag auch dem falcken</i> |
| A030r004 | <i>geben vff feinem aße / diese kruter gepuluert</i> |
| A030r005 | <i>mit nammen graben vnd stainbrech Vnd yfenkrut</i> |
| A030r006 | <i>vnd wegrich Vnd fol man von einem als vil nemmen</i> |
| A030r007 | <i>als von dem andern [...]</i> |
| D057a006 | [...] / <i>Man mag auch dem valcken geben</i> |
| D057a007 | <i>vff feinem affe dife kreüter gepuluert mit</i> |
| D057a008 | <i>namen graben vnd stain prech vnd eyfen</i> |
| D057a009 | <i>krautt vnd wägrich vnd fol man von ainem</i> |
| D057a010 | <i>alfuil nemen als von dem andern / [...]</i> |

Bei den Kräutern, die hier als Zutaten zur Herstellung einer Tinktur aufgezählt werden, gibt die Heilpflanze *graben* Rätsel auf, lässt sie sich doch in keinem einschlägigen Lexikon oder Wörterbuch nachweisen. Nach dem Abgleich mit weiteren Parallelstellen stellt sich bald heraus, dass es sich um ein Schreibversehen handelt, das nur Handschrift A und D teilen. Alle anderen Textzeugen verwenden die Schreibweise *garben*, damit könnte die gewöhnliche Schafgarbe gemeint sein. Die Hätzlerin benutzt zudem an anderer Stelle in einer

9 Vgl. dazu Tabelle 5.

weiteren Zutatenliste zur Herstellung eines Heilmittels die Bezeichnung *garbenkrautt* (pag. 67, Z. 22), weshalb man wohl davon ausgehen kann, dass es sich auch bei der oben erörterten Fehlschreibung ursprünglich um eine Pflanze der gleichen Gattung gehandelt haben muss.¹⁰ Die Schafgarbe ist unter dem Beinamen ‚Kamille des armen Mannes‘ aufgrund ihrer entzündungshemmenden und antibakteriellen Wirkung als vielseitig verwendbare Heilpflanze bekannt¹¹ und wird seit dem Mittelalter als Arzneimittel eingesetzt.

Ein letztes Beispiel für einen markanten Bindefehler in Form einer Buchstabenersetzung findet sich im hippiatrischen Teil des Münsingertextes. Dieses Kapitel beschäftigt sich mit den verschiedenen Einsatzmöglichkeiten von Pferden: Zunächst werden die Schlacht- oder Streitrosser vorgestellt, die bei Turnieren eingesetzt werden, die zweite Art bezeichnet Münsinger als *Raisige*, die aufgrund ihrer Ausdauer für Kriegszüge verwendet werden; außerdem gibt es spezielle Rosse für Pferderennen, die Münsinger *Wettläufer* nennt, und schlussendlich listet er noch die einfachen Lastpferde auf.

Beim erstgenannten Pferdetyp ist sowohl dem Schreiber von Handschrift A als auch Clara Hätzlerin ein Versehen unterlaufen:

- A053v008 [...] / Die erften find groß ftech Roß /
 A053v009 Vnd **fchrÿt pferd** die heiffent zû latin dextrarÿ
 D100a006 [...] / Die erften find groffe ftechroß
 D100a007 vnd **schreytppferd** die haiffent zu latin dextrary

Aus dem ‚Streitpferd‘ wurde hier beide Male ein *fchrÿt pferd* bzw. (mit vollzogener frühneuhochdeutscher Diphthongierung) *schreytppferd*, und damit hat sich wiederum ein nahezu identischer Fehler eingeschlichen, denn die Pferde sollen nicht schreiten, sondern wurden im Kampf eingesetzt. Handschrift C und alle übrigen Textzeugen überliefern die richtige Version: *streytppferd* bzw. *streitpferd*.

10 In Handschrift E ist auf fol. 69v, Z. 20 von fremder Hand der erläuternde Vermerk *mille feuille* am linken Rand hinzugefügt worden. Da die Schafgarbe mit dem wissenschaftlichen Namen als *Achillea millefolium* bezeichnet wird, kann dies somit als richtige Lesart gewertet werden.

11 Vgl. Heilpflanzenwissen, <<http://heilpflanzenwissen.at/pflanzen/schafgarbe/>> [2022-01-31].

Einige Zeilen weiter stößt man auf eine Textstelle, die unter Umständen auch als Gegenargument zur Vorlagentheorie interpretiert werden könnte:

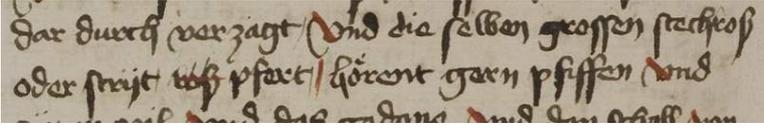


Abbildung 44: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 53v, Z. 11–12

A053v011 [...] Vnd die selben groffen stechroß
 A053v012 oder **stryt roß pfert** / hörent gern pffiffen [...]

Die soeben vorgestellten Streitpferde werden nun näher beschrieben, allerdings unterläuft dem Schreiber von A neuerlich ein Versehen und er schreibt zunächst *stryt roß* statt *pfert*, wie es vermutlich in seiner Vorlage stand, wohl weil er zuvor schon das Wort *ftechroß* verwendet hatte und dieses vermutlich noch nachklang.¹² Er bemerkt diesen Lapsus aber unmittelbar im Schreibprozess und streicht das falsche Wort – wie es seine übliche Vorgehensweise bei Korrekturen ist – mit zwei senkrechten zarten Strichen aus, um es ‚calamo currente‘ durch das richtige Wort *pfert* zu ersetzen. Zudem erkennt man auch noch eine waagrechte Streichung in Rot, mit der die Fehlschreibung nachträglich ein zweites Mal getilgt wurde:



Abbildung 45: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 53v, Z. 12

Bei der Hätzlerin sieht diese Textstelle folgendermaßen aus:

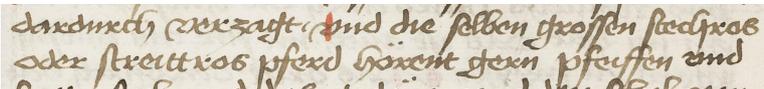


Abbildung 46: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 100, Z. 9–10.

D100a009 [...] /. Vnd die selben groffen stechros
 D100a010 oder **streitros pferd** hörent gern pffiffen [...]

12 Zu den Ursachen für klassische Schreibfehler wie Nachklänge, Vorklänge etc. vgl. Kapitel 6.4.1.

Nun kennt das Mittelhochdeutsche tatsächlich auch den Begriff ‚Rosspferd‘, was laut Grimm der mhd. Bedeutung von ‚Ross‘ entspricht und mit ‚Streitross‘ übersetzt wird.¹³ Lexer listet sogar das *strîtros-phert* als eigenes Lemma auf¹⁴ und bezieht sich dabei auf die Belegstelle im Münsingertraktat aus Claras Abschrift. Jedenfalls sind Handschrift A und D die einzigen Textzeugen mit dieser Variante, während man in allen übrigen Handschriften durchwegs ‚Streitpferd‘ liest. Aus heutiger Sicht erscheint es schwierig zu beurteilen, ob es sich bei der Variante der Hätzlerin um einen Pleonasmus handelte oder nicht. In jedem Fall ist es aber denkbar, dass Clara die primäre Tilgung in A übersehen hat, weil sie zu wenig ausgeprägt war. Selbst wenn es sich bei der sekundären Streichung in A um eine spätere Fremdkorrektur handeln sollte, vorgenommen zu einem Zeitpunkt, als Clara den Text bereits kopiert hatte, wäre dieses Beispiel dennoch als Bestätigung der Vorlagentheorie zu werten.

5.4. Fehlende Initialen in Handschrift A als Auslöser von Fehlschreibungen der Hätzlerin

Wie schon in Kapitel 3.4 erwähnt, weist Handschrift A eine Besonderheit auf, die in diesem Fall auch unmittelbare Auswirkungen auf die Abschrift der Hätzlerin hat: Die Initialen wurden im gesamten Text nicht ausgeführt, gleichwohl sind die Anfangsbuchstaben mitunter durch sog. Platzhalter in kleiner Schrift am linken Rand außerhalb des Schriftfeldes vorgegeben. Der zweite Buchstabe des ersten Wortes ist in der Regel als rot verzierte Majuskel ausgeführt. Aufgrund der fehlenden Initialen bereitet Clara das Entziffern des ersten Wortes eines neuen Kapitels gelegentlich Schwierigkeiten.

Im jenem Teil des Münsingertextes, der sich der Haltung von Beizvögeln widmet, findet man diverse Unterweisungen für den Umgang mit den Tieren, die stets formelhaft, mit immer nach dem gleichen Schema konstruierten Wendungen formuliert werden. In der Überschrift ist zu lesen: *wie man* [einen bestimmten Zustand des Beizvogels erreichen] *fol*, danach folgt in der ersten Zeile die

13 Vgl. DWB online, s. v. *Rosspferd*.

14 Vgl. Lexer online, s. v. *strîtros-phert*.

konkrete Handlungsanweisung: *wil man* [Zustand X erreichen], *fo sol man* [...].

Eine dieser Passagen hatte eine Fehllesung der Hätzlerin ausgelöst, wo A in dem Kapitel *wie man ine* [gemeint ist der Adler] *gefunt behalten soll* in der ersten Zeile geschrieben hatte: [W]il der felckner denn falcken ingefuntheit behalten So sol er [...]

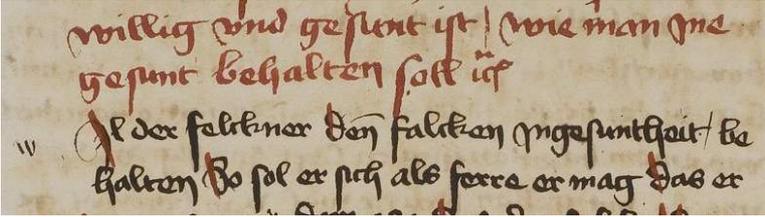


Abbildung 47: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 19v, Z. 6–9

Die Hätzlerin muss sich beim schnellen Hin- und Herschauen zwischen der Vorlage und ihrer Abschrift verlesen haben, denn sie kopiert irrtümlich folgenden Satz:

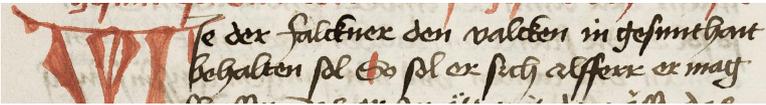


Abbildung 48: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 37, Z. 19–20

Sie hat sich wohl durch die fehlende Initiale irritieren lassen, denn sie liest *le* und schreibt unter Berücksichtigung des Platzhalters *w* *Wie*. Erschwerend kommt hinzu, dass der Schreiber die Verbform *wil* bevorzugt nur mit einem *l* schreibt. In der Eile des Kopiervorgangs kann es schon geschehen, dass diese verstümmelte Buchstabenfolge als *wie* anstelle von *wil* gelesen wird, zumal das *l* als zu groß geratenes *e* durchgehen könnte. Nachdem der Berufsschreiberin dieser Lesefehler unterlaufen ist, bemerkt sie am Ende des vorangestellten Gliedsatzes, dass es kein Prädikat gibt, da sie dieses ja zu einem Interrogativpronomen umfunktioniert hat. So fügt sie kurzerhand noch ein *sol* ein, um den mutmaßlichen Schreibfehler ihres Vorgängers zu bereinigen, indem sie den Satz in *Wie der falckner den valcken in gefuntheit behalten sol* umformuliert hat.

Etlliche Seiten später kommt es – wieder in einer dieser formelhaften Passagen – zu einer neuerlichen Verschreibung, nur ist diesmal der Schreiber von A der Verursacher:

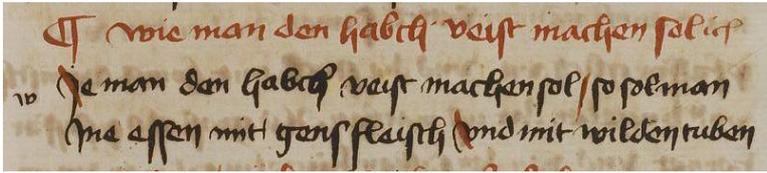


Abbildung 49: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 39r, Z. 20–22

In der ersten Zeile nach der Überschrift schreibt er *[W]ie man den habch veyst machen sol* anstatt *wil man den habch veyst machen*, wie es alle anderen Textzeugen tradieren. Dadurch wird das Satzgefüge durcheinandergebracht, sodass die Anbindung des nachgestellten Hauptsatzes nicht mehr logisch korrekt ist. Auch die Hätzlerin folgt dieser fehlerhaften Vorgabe, denn in ihrer Abschrift liest man eine nahezu identische Handlungsanweisung:

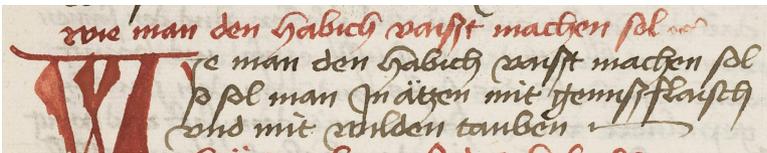


Abbildung 50: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 75, Z. 4–7

Die beiden oben erörterten Textpassagen liefern einen weiteren gewichtigen Nachweis dafür, dass Clara direkt von Handschrift A abgeschrieben haben dürfte. Anders wäre ein bewusster Textzusatz in der spezifischen Form, wie in der ersten untersuchten Passage dieses Abschnitts analysiert, nicht erklärbar. Auch die identische Wiedergabe der fehlerhaften Textstelle des zweiten Beispiels mag als stichhaltiger Beleg dafür dienen, dass A Claras Vorlage war.

5.5. Textzusätze in Handschrift D

Bereits bei der Transkription und Kollationierung hatte sich herausgestellt, dass sogenannte Plustexte gegenüber D nur in Handschrift A vorkommen, aber nicht umgekehrt. Ein einziger Fall einer Satzergänzung soll im Rahmen dieser Analyse ausführlicher unter die Lupe genommen werden. Eine Passage in Claras Handschrift enthält eine Zeile, die in Handschrift A nicht vorhanden ist, dies würde normalerweise klar gegen die Vorlagentheorie sprechen. Die Stelle befindet sich im Falkenteil des Münsingertextes:

A030r020 [...] *Vnd ift hie zů wiffen das*
 A030r021 *die obgefchriben keifer friderichs felckner fprachen*
 A030r022 *Wann fie des morgens den falcken vff die hand*
 A030r023 *namen Vnd auch wann fie da mit beißen wollten*
 A030r024 *Vnd wann fie wolten das der Are dem falcken*
 A030r025 *nit fchaden folt Aber folich fegen fint von der*
 A030r026 *heiligen kirchen verbotten Vnd kein Criftenmenfch*
 A030r027 *mag one sünde fich jr gebruchen [...]*

Der Schreiber von Handschrift A nennt hier verschiedene Szenarien, die alle mit einem wenn-Satz eingeleitet werden: (immer) wenn die Falkner den Falken morgens auf die Hand nahmen, (immer) wenn sie mit ihm auf Beizjagd gingen und (immer) wenn sie wollten, dass er nicht vom Adler verletzt würde. Die Temporalsätze scheinen aber unvollständig zu sein, denn im Satzgefüge fehlt der dazugehörige Hauptsatz. Die Formulierung *Aber folich fegen* deutet darauf hin, dass ein Teil des vorangegangenen Satzes im Zuge des Abschreibeprozesses verlorengegangen sein muss. Das Pronomen *folich* kann sich nur auf eine frühere Nennung des Nomens *fegen* beziehen, die in diesem Absatz aber nicht zu finden ist. Im Vergleich dazu bietet die Abschrift der Hätzlerin folgende Variante:

D057a025 [...] / *Vnd ift hie zu wiffen das die ob-*
 D057a026 *gefchriben kaifer Fridrichs valckner fprachen*
 D057a027 *wann fy des morgens den falcken vf die hannnd*
 D057a028 *nemen vnd auch wann fy damit paiffen wollten*
 D057a029 *Vnd wann fy wolten das der Are dem falcken*
 D057a030 *nit fchaden fol **fo haben fy die gefegent** Aber*
 D057a031 *fölich fegen find von der hailigen kirchen verpoten*
 D058a001 *vnd chain criftenmenfch mag es nit on fünd ge-*
 D058a002 *prauchen / [...]*

In Claras Handschrift wurde der temporale Nebensatz durch die Ergänzung eines nachgestellten Hauptsatzes sinnvoll komplettiert: Immer, wenn die Falkner den Falken auf die Hand nahmen etc., dann pflegten sie einen Segen zu sprechen. Es scheint so, als hätte die Schreiberin Zeile 25–26 als eine Art Einleitung zu dem von ihr geschaffenen Satzgefüge aufgefasst. Man müsste sich also nach *fprachen* einen Doppelpunkt denken, der eine indirekte Rede einleitet, damit ihre Variante syntaktisch einigermaßen korrekt erscheint.

Nun erweckt dieses Beispiel auf den ersten Blick nicht den Anschein, dass es die Vorlagentheorie bestätigen könnte, denn wie hätte Clara wissen können, welche Satzteile fehlen? Es gilt also weitere Textzeugen zu überprüfen:

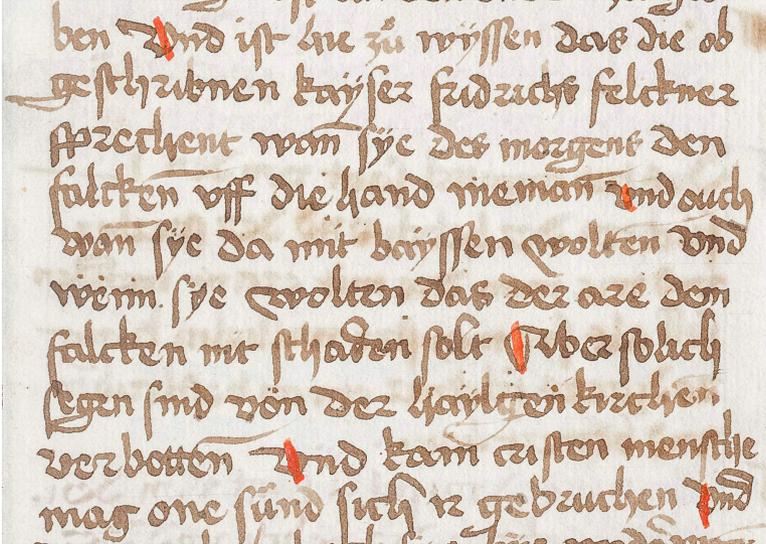


Abbildung 51: Stuttgart, LB, Cod. cam. et oec. 4° 52, fol. 42r, Z. 12–21

Handschrift C liefert eine nahezu identische Version wie Handschrift A, außer dass die beiden Verben *sprechent* und *niemann*¹⁵ hier im Präsens verwendet werden. Die korrekte Lösung offenbart sich erst in den Abschriften der x²-Linie. So bietet Handschrift E folgende Variante:

15 Schreiber C unterläuft hier ein Schreibversehen, das Wort müsste richtig *nemen* bzw. *nement* lauten.

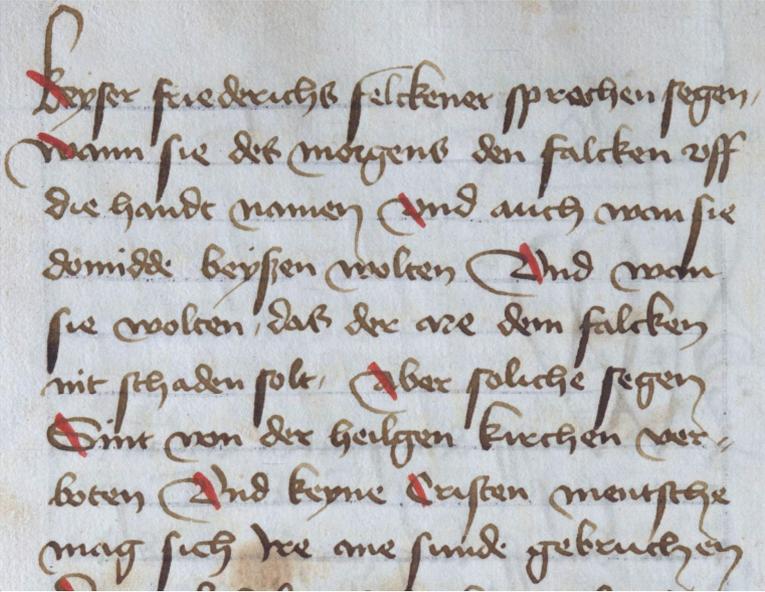


Abbildung 52: Darmstadt, Universitäts- und Landesbibl., Hs. 448, fol. 61v, Z. 1–9

Die Falkner sprachen also – wie Clara richtig vermutet – einen Segen, wenn sie auf die Beizjagd gingen, um ihren Falken vor Verletzungen zu schützen. Das Nomen *segen*, das offenbar einem Schreiber der x¹-Gruppe verlorengegangen war, war einzig von Clara durch Konjekture restituert worden. Da auch in B, F und H der von der Hätzlerin eingefügte Hauptsatz nicht vorhanden ist, muss davon ausgegangen werden, dass dieser Korrekturversuch von Clara selbstständig formuliert wurde und sie damit einen textkritischen Eingriff vorgenommen hat. Aufgrund des Analyseergebnisses dieses Beispiels kann als gesichert gelten, dass es sich auch bei dem Satz *so haben sy die gefegent* um keinen Trennfehler zwischen Handschrift A und D handelt.

5.6. Claras Korrekturversuche von Fehlern in Handschrift A

Eine Textstelle, aus der sich unmittelbar ablesen lässt, dass Clara auf Fehler in ihrer mutmaßlichen Vorlage reagiert und den Wortlaut adaptiert hat, findet sich auch im nächsten Beispiel:

A041r007 [...] / Vnd die
 A041r008 *selben stuck in milch smalz gestoffen vnd da mit*
 A041r009 *beftrichen fo man jme zů effen geben [...]*

Dem Schreiber von Handschrift A ist im Wort *fol* im Abschreibeprozess das *l* abhandengekommen, der Satz ergibt dadurch keinen Sinn mehr. Die Hätzlerin passt den Wortlaut sofort an und konstruiert einen Gliedsatz, indem sie die infinite Form des Verbs *geben* mit dem Subjekt *man* in der 3. Person übereinstimmt.

D078a006 *vnd die selben stuck in milichschmaltz gestoffen*

D078a007 *vnd damit beftreichen fo man jm zu gessen¹⁶*

D078a008 *geitt [...]*

Claras Texteingriff kann nur als unmittelbare Reaktion auf den Fehler von A verstanden werden. Da keiner der übrigen Überlieferungszeugen denselben Fehler enthält oder die Variante mit dem Nebensatz tradiert, muss das Abhängigkeitsverhältnis zwischen A und D ein sehr enges sein.

Eine letzte aussagekräftige Textpassage soll nun abschließend analysiert werden, es handelt sich dabei um eine Stelle, in der ein Heilmittel gegen stechende Schmerzen des Habichts beschrieben wird:

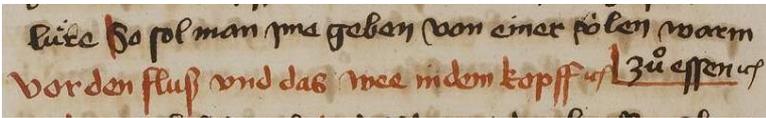


Abbildung 53: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 46v, Z. 8–9

Wenn der Habicht unter so starken Kopfschmerzen leidet, dass er dadurch zu erblinden droht, *fol man jme geben von einer fölen warm zu essen*, so liest man es zunächst im Text. Der Schreiber von A führt das *f* vor dem nachfolgenden *o* kaum über das Mittelband hinaus, man vergleiche dazu die Schreibung von *fol* weiter vorne in derselben Zeile. Was freilich ins Auge springt, ist die Setzung eines punkt- oder strichförmigen Superskripts über dem *o*, das nicht zu den individuellen Schreibgewohnheiten des Kopisten von A gehört. Normalerweise wird dieses Zeichen von ihm nur über *u* bzw. *v* zur Kennzeichnung des Umlauts gesetzt (vgl. Abb. 54 und 55).

16 Clara unterläuft hier selbst ansatzweise ein Fehler, der sich wohl durch die Irritation erklären lässt, die die fehlerhafte Vorlage bei ihr ausgelöst hat. Sie bemerkt diesen aber noch im Schreibprozess und streicht das zu früh geschriebene *g* (wohl ein Vorklang von *geitt*) sofort durch.



Abbildung 54: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 46v, Z. 2

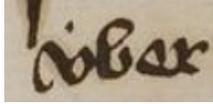


Abbildung 55: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 32v, Z. 16

Erst in der Vergrößerung des rätselhaften Wortes wird deutlich, dass dem Schreiber von A ein Versehen unterlaufen ist, und dass er das *f* durch einen haarfeinen schwarzen Strich getilgt hat.



Abbildung 56: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 46v, Z. 8

Es handelt sich hier um einen Sonderfall einer partiellen Tilgung eines Graphs, denn die Streichung ist nur für den Schaft des *f* gemeint, während der Verbindungsstrich hin zum (formal eindeutig als solches zu erkennenden) *o* gemäß der Intention des Schreibers von A eine Umdeutung zum Anstrich eines *v*, also der graphischen Realisierung des Vokals [u] im Wortanlaut erfährt – aber ohne die sonst beim Revisionstyp ‚Transformation‘ übliche (sichtbare) Nachbesserung.¹⁷

Vergleicht man das schwer lesbare Wort mit der folgenden Abbildung, so offenbart sich, dass dem kranken Habicht nicht *fölen*, sondern *vlen* (Eulen) verabreicht werden sollen.

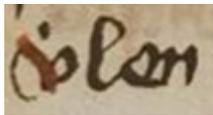


Abbildung 57: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 42v, Z. 27

Vorangegangen ist vielleicht bereits eine ‚Verlesung‘ des Schreibers von A, der in seiner Vorlage einen sehr tief ansetzenden Anstrich des *v* als *f* gedeutet haben könnte, seinen Irrtum dann erkannt und leidlich zu korrigieren versucht hat. Claras Schreibprozess ist

17 Vgl. dazu Kapitel 6.3.4.1.

vermutlich genau an dieser Stelle ins Stocken geraten, nachdem ihr Blick auf jenes schwer lesbare Wort in ihrer Vorlage gefallen war. Sie wusste mit der Revision wohl nichts anzufangen bzw. hat sie falsch interpretiert, denn sie bringt folgenden Wortlaut zu Papier:

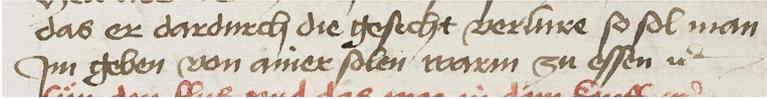


Abbildung 58: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 88, Z. 5–6

In ihrer Abschrift soll dem Habicht *von ainer solen warm zu essen* gegeben werden – was immer man sich darunter vorstellen darf –, während alle übrigen Textzeugen die Passage mit dem Nomen *ülen* (Hs. C, fol. 64v, Z. 25–26), *vlen* (Hs. F, fol. 37v, Z. 4, bzw. Hs. E, fol. 91r, Z. 7), *eülen* (Hs. B, fol. 51r, Z. 3) und *eylen* (Hs. H, fol. 52r, Z. 18) tradieren.

Dieses Beispiel veranschaulicht auf besonders überzeugende Art und Weise, wie die Kommunikation zwischen dem Schreiber von A und Clara als Leserin und Interpretin des Vorlagentextes aufgrund der missglückten Revisionshandlung fehlschlägt. Es handelt sich hier um ein derart spezifisches Indiz dafür, dass Claras Blick im Abschreibeprozess tatsächlich auf Handschrift A gerichtet war, dass die Vorlagentheorie nunmehr als relativ gesichert gelten kann. Das von Lindner aufgestellte Stemma der Handschriften der x^1 -Linie (vgl. Abb. 10) muss daher wie folgt abgeändert werden:

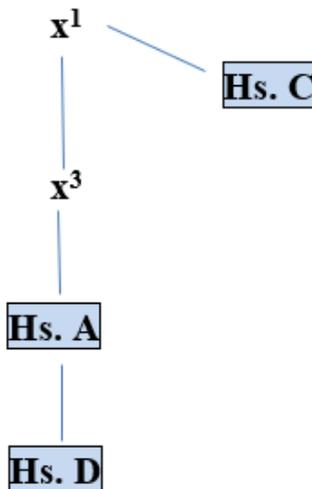


Abbildung 59: Korrigiertes Stemma der Münsinger Textzeugen, eigene Darstellung

Weitere Belege für die Vorlagentheorie sollen in Kapitel 6 im Rahmen der Fehleranalyse erörtert werden.

6. Analyse II: Sinngestörte Textstellen in Münsingers *Falkenbuch*

6.1. Methodische Überlegungen

Wer A sagt, der muss nicht B sagen. Er kann auch erkennen, dass A falsch war.

(Bertold Brecht)

Da in der germanistischen Mediävistik bisher noch keine flächendeckende Erfassung, Analyse und Auswertung von allen sinngestörten Stellen einer gesamten Handschrift durchgeführt worden ist, galt es zunächst Untersuchungsmethoden zu finden, die sich für diese Zwecke eignen. Die textkritische Methode der Editionsphilologie erwies sich zu Beginn dieser Arbeit beim Zusammentragen und Vergleich sämtlicher erhaltener Textzeugen als hilfreich, um die Abweichungen in der Handschrift der Hätzlerin detektieren und erheben zu können. Doch zur Durchführung einer gründlichen Fehleranalyse reichten die Methoden der Textkritik bei Weitem nicht aus.

In der Psycholinguistik fanden sich in Bezug auf die ‚physiologischen‘ Fehlhandlungen des Verlesens, Verhörens und Verschreibens Antworten, die bei der Festlegung von Fehlerkategorien hilfreich waren. Die sprachpsychologischen Forschungen hatten entscheidend dazu beigetragen, dass der früher in der Philologie nur negativ konnotierte Fehler zunehmend als eine sehr ergiebige Erkenntnisquelle genutzt werden konnte.

Bei der Ursachenforschung zur Entstehung von Schreibversehen konnten sowohl die tiefenpsychologischen Überlegungen Freuds hinsichtlich des störenden Einflusses des Unbewussten auf die unterschiedlichen Arten von sprachlichen Fehlleistungen als auch die neuesten Erkenntnisse der Psycholinguistik herangezogen werden. Diese letztere Forschungsrichtung, die sich mit den kognitiven Vorgängen bei der Sprachproduktion auseinandersetzt, lieferte wichtige Informationen über die neurolinguistischen Voraussetzungen von menschlicher Sprache und über die mentalen Mechanismen, die bei ihrer Hervorbringung ablaufen. Ohne Beherrschung der Sprachstrukturen wäre es uns nicht möglich, Sätze zu bilden und die Regeln einer Sprache zu verstehen, genauso wenig wären wir in

der Lage, unsere eigenen Sprech- und Schreibfehler zu erkennen und gegebenenfalls zu korrigieren.

Außerdem erwiesen sich die Methoden einer relativ jungen Forschungsrichtung, der Fehlerlinguistik, als nützlich, die sich seit den 1970er Jahren im Umfeld der kontrastiven Linguistik etabliert hat und sich in erster Linie damit beschäftigt, typische Fehler beim Gebrauch von Fremdsprachen zu erklären. Die Fehlerlinguistik geht empirisch vor und verfolgt damit ähnliche Ziele wie diese Arbeit bei der Analyse der Schreibfehler der Clara Hätzlerin: Zunächst werden die Fehler erfasst und identifiziert, danach beschrieben und klassifiziert, schließlich aufgrund ihrer Ursachen erklärt und abschließend bewertet und korrigiert.¹

Bei der Beschreibung und Typisierung der Fehler der Berufsschreiberin stellte sich zunächst heraus, dass die Fülle an Begrifflichkeiten,² die rund um die vielfältigen Arten von Schreibversehen in der Forschung in Verwendung sind, im Rahmen dieser Arbeit einer Systematisierung und Vereinheitlichung bedurfte. Aus diesem Grund erschien es notwendig, für diese Untersuchung eine eigene Fehlerterminologie zu entwickeln.³

Obwohl die Zielsetzung der Fehlerlinguistik eine ganz andere ist – es geht ihr vor allem um eine Optimierung des Fremdsprachenunterrichts – lassen einige Erkenntnisse dieses Wissenschaftszweiges auch Rückschlüsse auf jene Fehler zu, die im Zuge von Abschreibprozessen entstehen. So konnte das 5-Schritte-Modell, das der Fehlerlinguistik als Grundlage für das Erkennen, Kategorisieren und Korrigieren von Fremdsprachenfehlern dient, in adaptierter Form auf die Analyse der Abschreibfehler übertragen werden.⁴

Im empirischen Teil dieser Arbeit bestand der erste Schritt darin, die Fehler der Schreiberin zu identifizieren und zu erfassen. Dabei mussten nicht nur die unbewussten Fehlschreibungen der Hätzlerin, sondern auch bewusste Abweichungen von der Vorlage

1 Vgl. Britta Hufeisen / Gerhard Neuner: *Angewandte Linguistik für den fremdsprachlichen Deutschunterricht. Eine Einführung.* Berlin/München [u. a.]: Langenscheidt 1999. (= Fernstudienprojekt zur Fort- und Weiterbildung im Bereich Germanistik und Deutsch als Fremdsprache, Teilbereich Deutsch als Fremdsprache. 16.) S. 67ff.

2 Vgl. dazu Kapitel 4.2 dieser Arbeit.

3 Ein Überblick über die gesamte Fehlerterminologie soll in Kapitel 6.3.5 gegeben werden.

4 Vgl. Özlem Tekin: *Grundlagen der Kontrastiven Linguistik in Theorie und Praxis.* Tübingen: Stauffenburg 2012. (= Stauffenburg Linguistik. 64.) S. 38–39.

als Versuche zur Textoptimierung bzw. -vereinfachung festgehalten werden, auch wenn diese manchmal ihr Ziel verfehlten. Zudem sollten sämtliche Revisionshandlungen und schließlich eine spezielle Eigenheit der Schreiberin, die Tendenz zum Kaschieren ihrer eigenen Schreibversehen durch bewusste Textmanipulationen, verzeichnet werden. In einem zweiten Schritt wurden typische Manifestationen von Fehlern zu einer Fehlertypologie zusammengefasst, die in vier Hauptkategorien mit mehreren Unterkategorien untergliedert wurde. Zusätzlich mussten auch die Auswirkungen des jeweiligen Fehlertyps auf die Qualität und Verständlichkeit des Textes untersucht werden.

Basierend auf einer statistischen Auswertung der Häufigkeit des Auftretens der einzelnen Fehlertypen konnte abschließend ein individuelles Schreiberinnenprofil Claras mit allen Stärken und Schwächen erstellt werden, das dann vergleichend dem Profil von Schreiber A gegenübergestellt wurde. Durch diesen Vergleich wurden signifikante Idiosynkrasien im Schreibverhalten der beiden Schreiberpersönlichkeiten evident.

Abschließend konnte Ursachenforschung betrieben werden, um mithilfe der Erkenntnisse der Psycholinguistik Thesen zur Entstehung der Fehler zu entwickeln. Der letzte Schritt bestand in der Emendation einzelner, besonders auffälliger sinngestörter Textstellen und in einer umfassenden Analyse dieser ausgewählten Passagen.

6.2. Schritt 1 der Fehleranalyse: Erhebung der Abweichungen und Identifizierung der Fehler

Bevor mit der Erhebung der Abweichungen in der Abschrift der Hätzlerin begonnen werden konnte, musste abgeklärt werden, welche Handschriften sich am besten für die Kollationierung eignen. A und E stellen im Hinblick auf die Chronologie für diese Untersuchung die wichtigsten Überlieferungsträger dar, da sie einige Jahre vor der Abschrift der Berufsschreiberin angefertigt worden sind. Handschrift C wiederum, die zwischen 1462 und 1465 entstanden ist, liefert einen sehr frühen Text aus der x¹-Gruppe,⁵ der dem Original vermutlich sehr nahe steht, und ist damit (trotz

5 Man vergleiche dazu das Stemma der Münsinger-Textzeugen in Abbildung 10.

qualitativer Einschränkungen) in Bezug auf frühere und korrektere Lesarten von verderbten Textstellen ebenfalls von Bedeutung.

In textkritischer Hinsicht steht A der Hätzlerschen Abschrift am nächsten, wie bereits in Kapitel 5 dieser Arbeit nachgewiesen werden konnte. Handschrift E markiert den Beginn des Überlieferungsstrangs x² und eignet sich daher gut zum Vergleich der sowohl in A als auch in C verderbten Textstellen. Deshalb wurden unverständliche Passagen aus A und D zusätzlich den entsprechenden Stellen in E und fallweise auch in C gegenübergestellt. Da Handschrift E aber der Pferdeteil fehlt, wurde bei problematischen Textstellen im hippiatrischen Abschnitt auf die Handschriften F und L zurückgegriffen, die beide einerseits einen sehr zuverlässigen Text liefern und andererseits zeitgleich mit der Abschrift der Hätzlerin entstanden sind. In diesem Zusammenhang muss angemerkt werden, dass Handschrift C sich in nahezu allen Fällen als recht unzuverlässige Vergleichsquelle erwiesen hat, da dort anders als in A, E, F und L nur selten bessere Lesarten vorgefunden werden konnten. Für die ausführliche Analyse einiger exemplarischer Fehlschreibungen wurden mitunter auch die nur den Pferdeteil überliefernden Codices J und K herangezogen.

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass alle elf bisher bekannten Münsingerabschriften in Form von Digitalisaten zugänglich waren, zudem konnte die Hätzlersche Version im Original in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart eingesehen werden. Dies ermöglichte es, einen vollständigen Überblick über alle vorhandenen Varianten zu bekommen und bei schwierigen Passagen bis zu zehn Vergleichshandschriften heranzuziehen. Auf diese Weise konnte auch zweifelsfrei festgestellt werden, dass bestimmte Textabweichungen der Hätzlerin einzigartig und nur in ihrer Abschrift vorhanden sind.

Zu Beginn wurden Handschrift A und die Abschrift der Hätzlerin vollständig transkribiert und die Transkriptionen zur leichteren Auffindbarkeit der neuralgischen Textstellen mit der originalen Seiten sowie einer Zeilenzählung versehen.

6.2.1. Transkriptionsrichtlinien

Für die Transkription wurden folgende Richtlinien festgelegt:

- Schaft-s wird als *f* wiedergegeben.
- Die Graphen *v* und *u* werden entsprechend der Handschrift wiedergegeben.
- Die Ligaturen *fc* bzw. *ft* konnten in manchen Fällen trotz eines textimmanenten Vergleichs und Abgleichs mit den übrigen Textzeugen nicht eindeutig voneinander abgegrenzt werden (vgl. dazu Kapitel 4.4), daher konnten hier nicht durchwegs unangreifbare Entscheidungen getroffen werden.
- Die Superskripte werden soweit wie möglich mithilfe von Sonderzeichen dargestellt. Ein Problem stellen die Diphthonge *iu* bzw. *ui* dar, über denen häufig eine Kombination aus einem Trema und einem Haken steht, wobei die Reihenfolge der Basisgraphen *i* und *u* nicht immer eindeutig bestimmt werden konnte. Aus darstellungstechnischen Gründen wurde dafür einheitlich *üí* gewählt, ohne damit einer Lautwertanalyse vorzugreifen zu wollen.
- Abkürzungen (Nasalstriche und alle übrigen Kürzungen wie (e)r-Haken, *dz* für *daz*, *vn* mit Nasalstrich für *vnd* sowie Verdoppelungsstriche) werden aufgelöst.
- Terminatoren werden – übereinstimmend mit Cappelli⁶ – mit ‚etc.‘ aufgelöst.
- Worttrennzeichen werden einheitlich als ‚-‘ wiedergegeben.
- Das Kapitelzeichen wird als ¶ transkribiert.
- Initialen und Überschriften werden fett und in Rot dargestellt, wie es dem tatsächlichen Erscheinungsbild in der Handschrift entspricht.
- Unterstreichungen wurden als eine Form von Schriftauszeichnung ebenfalls in die Transkription aufgenommen.
- Fehlende Initialen sind in eckigen Klammern ergänzt.
- Virgeln werden beibehalten, auch wenn sie nicht in allen Fällen der Textgliederung dienen.
- Interlineare Einfügungen von Buchstaben oder Wörtern werden in den Fließtext integriert und deren exakte Erscheinungsform in einer Fußnote näher beschrieben.

6 Vgl. *Lexicon Abbreviatarum*. Wörterbuch lateinischer und italienischer Abkürzungen. Hrsg. v. Adriano Cappelli. Leipzig: Weber 1901, S. 421–422.

- Streichungen sind sowohl in der Transkription dargestellt als auch in Fußnoten erläutert.
- Auf die Position der typischen Korrekturpunkte der Hätzlerin und die Art der dazugehörigen Revisionshandlungen wird in Fußnoten hingewiesen.

Die vollständige Transkription der beiden Handschriften liegt als frei zugängliche Online-Publikation vor und kann unter dem Link <https://doi.org/10.25364/505.2022.1> eingesehen werden. Eine Editionsprobe ist im Anhang des Bandes in synoptischer Darstellung und – so weit dies möglich war – zeilenparallelisiert beigegeben. Alle Textabweichungen zwischen den beiden Überlieferungszeugen sind farbig markiert (vgl. Kap. 6.2.2).

6.2.2. Fehlererfassung

Nach erfolgter Transkription der beiden Handschriften wurden diese miteinander kollationiert und sämtliche abweichenden Textstellen markiert. Um die Textabweichungen je nach Verursacher*in besser unterscheiden zu können, wurden diese, wenn D den Fehler verschuldet hatte, **dunkelrot** gekennzeichnet, und wenn A der Verursacher war, **hellrosa** hervorgehoben und der jeweilige Fehlertyp unmittelbar hinter der solcherart markierten Textabweichung (in A in eckigen Klammern, in D in runden Klammern) mit Hilfe von Siglen klassifiziert (vgl. dazu Kapitel 6.3.5) und zusätzlich **gelb** markiert. Um die fehlerhafte Stelle auch in der Parallelhandschrift rasch auffinden zu können, wurde das entsprechende Wort anschließend auch hier in der jeweiligen Farbe hervorgehoben. Auf zusätzliche Wörter und Satzteile (sog. Plustexte), die in der jeweils anderen Abschrift nicht vorhanden sind, wurde mit einer **blauen** Markierung hingewiesen. Im Gegenzug mussten diese in der anderen Handschrift fehlenden Textstellen (sofern es sich nur um ein einzelnes Wort handelt) in eckigen Klammern ergänzt und **violett** ausgezeichnet werden. Wenn es sich bei der Fehlstelle um mehr als ein Wort handelt, wurde der fehlende Text in einer Fußnote erfasst. Wörter, an denen Textrevisionen vorgenommen wurden, sind **olivgrün** hervorgehoben. Um diese von korrigierten Stellen, die die Hätzlerin zusätzlich mit einem Korrekturpunkt gekennzeichnet hat, zu unterscheiden, wurden letztere **dunkelgrau** hinterlegt. Diese farbigen Kennzeichnungen erlaubten einen besseren und schnelleren Überblick über die diversen Abweichungen.

Im nächsten Schritt galt es zu definieren, welche der markierten Abweichungen als Fehler einzustufen sind und welche nicht. Hier erwies sich die Herangehensweise der Fehlerlinguistik als sehr hilfreich, die den Text bzw. eine sprachliche Äußerung anhand folgender Kriterien bewertet:

- Entspricht der Text der sprachlichen Norm?
- Ist die Äußerung grammatisch korrekt?
- Weicht die Äußerung von den geltenden Regeln der Sprachgemeinschaft ab?
- Ist der Text verständlich?⁷

Zwei dieser Anhaltspunkte lassen sich nur mit gewissen Einschränkungen auch für diese Untersuchung heranziehen: das Kriterium der grammatischen *Korrektheit* und das der *Verständlichkeit*. Die Korrektheit überprüft man, indem die sprachliche Äußerung mit einem bestimmten Regelwerk abgeglichen wird. Daher definiert Kleppin einen Fehler als einen „Verstoß gegen das Regelsystem einer Sprache“⁸ bzw. als eine Abweichung „von der geltenden linguistischen Norm“;⁹ Els et al. präzisieren noch weiter:

First of all, the notion of ‚error‘ presupposes a norm, and norms, in their turn, are dependent on, amongst other things, the medium (spoken or written language), the social context (formal or informal), and the relation between speaker and hearer (symmetrical and asymmetrical).¹⁰

Fehler setzen demnach immer eine bestimmte Norm voraus, von der sie abweichen, nur daran lassen sie sich messen. Legt man die obenstehenden Überlegungen, die für Fremdsprachenlernende gelten, auf eine mittelalterliche Berufsschreiberin um, so steht man vor dem Problem, dass im 15. Jahrhundert noch keine kodifizierte sprachliche Norm existierte, die als Orientierungshilfe in Bezug auf formale Fehler, bezüglich Orthographie, Lexik und Syntax genutzt werden kann. Claras Fehlleistungen können daher nicht basierend

7 Vgl. Karin Kleppin: Fehler und Fehlerkorrektur. Berlin [u. a.]: Langenscheidt 1998. (= Fernstudienprojekt zur Fort- und Weiterbildung im Bereich Germanistik und Deutsch als Fremdsprache, Teilbereich Deutsch als Fremdsprache. 19.) S. 20–21.

8 Ebda.

9 Ebda.

10 Theo van Els et al.: Applied Linguistics and the Learning and Teaching of Foreign Languages. London: Arnold 1984, S. 47.

auf einem solchen Regelwerk bewertet werden. Man darf bei der Identifizierung von Fehlern auch nicht von den heutigen sprachlichen Normen ausgehen und diese auf die damalige Zeit übertragen. Was uns heute falsch erscheint, kann im 15. Jahrhundert durchaus als richtig gegolten haben.

Als Bezugsgröße könnte in diesem Fall nur das Original von Heinrich Münsingers Übersetzung des *Falkenbuches* dienen, das leider nicht mehr vorliegt. Zudem mögen durchaus schon ihm als Übersetzer des Albertus-Magnus-Traktats sprachlich-grammatische Fehler unterlaufen sein, die sich wiederum in seinem Werk niedergeschlagen haben. Handschrift A kann daher in sprachlicher Hinsicht selbstverständlich nicht als Korrektiv dienen. Erschwerend kommt hinzu, dass auch Handschrift A zahlreiche Fehlschreibungen und Unzulänglichkeiten aufweist, wie in Kapitel 5 bereits erläutert wurde.

Die Fragen, die die Fehlerlinguistik zur Identifizierung von sprachlichen Fehlleistungen stellt, sind also nicht eindeutig bzw. zielführend zu beantworten. Zur Veranschaulichung dieser Diskrepanz mag das folgende Beispiel dienen:

Hs. A: wann man *jm fie* gibt zů effen (fol. 65r, Z. 22–23)

Hs. D: Wann man *jms* geitt zu effen (pag. 119, Z. 25)¹¹

Auf den ersten Blick scheint die Abweichung in der Handschrift der Hätzlerin nicht bedeutsam und daher vernachlässigenswert zu sein, da es sich lediglich um eine Verkürzung bzw. Kontraktion zweier Wörter handelt. Nimmt man die Textstelle jedoch genauer unter die Lupe, so bemerkt man, dass sich bei der Schreiberin ein Fehler eingeschlichen haben könnte: Das Pronomen *fie* bezieht sich auf die zuvor erwähnte *Kleie*, die man dem Pferd zu fressen gibt. Die Kontraktionsform *jms* deutet jedoch normalerweise auf das sächliche Pronomen *es* als verkürzten Wortteil hin. Zwar weist Lexer das Wörtchen *klie* als Femininum aus,¹² doch wie verbindlich war diese Zuordnung für die Schreiberin?

Das heutige Deutsch kennt keine Verkürzung für das Pronomen *fie*, über den Schreibusus in der Volkssprache im 15. Jahrhundert weiß man zu wenig, um die aktuelle Norm auch auf die damalige Zeit anwenden zu können. Die Hätzlerin könnte durchaus auf eine

11 Die verschiedenen Fehlertypen werden im nachfolgenden Kapitel erläutert.

12 Vgl. Lexer online, s. v. *klie*.

andere Bezugsgröße wie zum Beispiel das Futter referiert haben, das jedoch nicht ausdrücklich genannt wird. Eine eindeutige Entscheidung über Richtigkeit bzw. Fehlerhaftigkeit dieser Textstelle ist also nicht zu treffen.

Die Variante von *gibt*, die sich in Handschrift D in der schwäbischen Version als *geitt* wiederfindet, wurde nicht als Abweichung eingestuft, da es zum selbstverständlichen Usus jedes Schreibers/jeder Schreiberin gehörte, seine/ihre Abschrift in die jeweilige regionale sprachliche Varietät zu übertragen, im Fall der Hätzlerin also in die Augsburger Schreibsprache.

Auf die obenstehende Aussage von Els et al. zurückkommend, dass jede Norm von einem Medium abhängig ist, wäre die geschriebene Sprache in diesem Fall also das Medium. In dieser Untersuchung stellt Claras Text als Bindeglied zwischen Schreiberin und Leser*innen das zentrale Objekt dar. Im Werk der Professionistin manifestieren sich die von ihr verursachten Abweichungen von der Vorlage bzw. dem Original und wirken im weitesten Sinne kommunikationsstörend, wenn der Leser oder die Leserin nicht versteht, was gemeint ist. Die Botschaft kommt in einem solchen Fall nicht beim Empfänger an bzw. nur in verstümmelter Form, womit bereits das zweite Kriterium für die Identifizierung eines Fehlers in den Fokus des Interesses tritt, die *Verständlichkeit*.

In diesem Kontext hält Kleppin fest: „Alles, was von einem möglichen Kommunikationspartner verstanden wird, gilt nicht als Fehler.“¹³ Mit anderen Worten, wenn die Kommunikation dadurch nicht behindert wird, also die Botschaft zum Empfänger findet, gibt es eine gewisse Toleranz gegenüber Fehlern. Für Edge steht deshalb fest: „The most important sort of mistake is a mistake that leads to a misunderstanding“¹⁴ und weiter „Correct linguistic forms are of no use if they don’t mean what we want to say.“¹⁵

Dieser Aussage von Edge kann nur zugestimmt werden, denn die volkssprachliche Gebrauchsliteratur diene, wie bereits in Kapitel 3.1 dargestellt wurde, primär dem Zweck, lateinische Quellen einem breiteren Publikum zu erschließen und fachliches Wissen zu vermitteln. Der Berufsstand der Schreiber*innen erfüllte damit eine essenzielle Funktion bei der Weitergabe von Wissen aller Art.

13 Kleppin, Fehler und Fehlerkorrektur, S. 21.

14 Julian Edge: Mistakes and Correction. London/New York: Longman 1989, S. 2.

15 Ebda, S. 5.

Überträgt man die Rolle der Schreiberin in ein einfaches Kommunikationsmodell (vgl. Abb. 60), so wird ihre Schlüsselrolle bei der Übermittlung der Botschaft evident. Sie hat als Vermittlerin eine Doppelfunktion, da sie nicht nur als Senderin der Botschaft fungiert, sondern diese zunächst einmal selbst empfangen und dechiffrieren muss, bevor sie diese weitervermittelt.

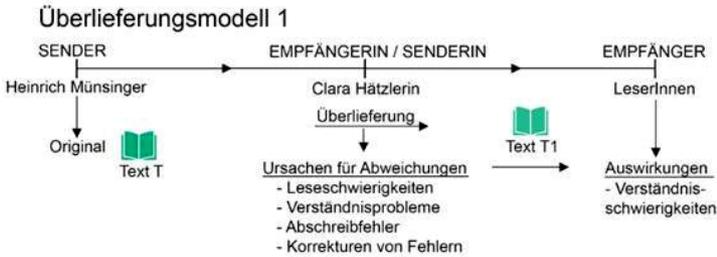


Abbildung 60: Überlieferungsmodell 1, eigene Darstellung

Man muss sich vor Augen halten, dass das Vervielfältigen von Texten im Mittelalter ein komplexer Prozess war, bei dem jeder Schreiber seiner Abschrift einen individuellen Stempel aufdrückte, gleichsam eine Art Schreiber-DNA hinterließ. Stößt Clara als Schreiberin in ihrer Vorlage auf Verständnisprobleme, für die sie keine (passende oder korrekte) Lösung findet, gibt sie die Botschaft bereits in entstellter Form an die Empfänger*innen weiter. Die Menge an Abweichungen vom Ausgangstext, um die jede Kopie angereichert wurde, hatte wiederum Auswirkungen auf den Verstehensprozess der Leserschaft. Diese kämpft dann ihrerseits mit dem Entschlüsseln der Informationen, die sie in der Abschrift vorfindet.

Betrachtet man nun den weiten Weg, den eine Botschaft oft zurücklegen muss, bis sie beim Empfänger ankommt, lässt sich erst ermesen, in welcher entstellter Form eine Handschrift, die einen mehrfachen Überlieferungsprozess hinter sich hat, gelegentlich beim Empfänger eintrifft.¹⁶ Geht man davon aus, dass der Inhalt des Textes mit jedem Abschreibprozess blasser und damit schwerer verständlich wird – nicht umsonst spricht man von einem ‚Verwittern‘ des Textes –, so kann er irgendwann, je nach der Qualität der Abschriften und dem Können der Abschreiber*innen, gar nicht

16 Vgl. dazu Überlieferungsmodell 2.

mehr zu verstehen sein. Dann ist jede Kommunikation und damit die Übermittlung der Botschaft zum Scheitern verurteilt.

Überlieferungsmodell 2

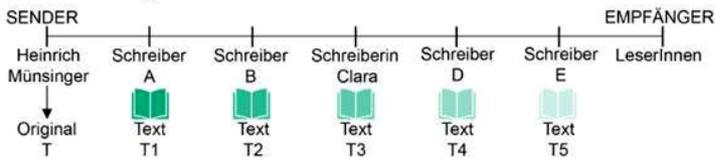


Abbildung 61: Überlieferungsmodell 2, eigene Darstellung

Wenn die Inhalte in den Abschriften fehlerhaft übermittelt wurden und die Botschaft dadurch unklar bzw. gänzlich unverständlich war, blieb der interessierten Leserschaft der Zugang zum Wissen und fachlichen „Know-how“ für immer verschlossen. Damit erfüllte die Gebrauchsliteratur ihren wichtigsten Zweck nicht mehr und wurde im Extremfall vollkommen nutzlos. Es kann also festgehalten werden, dass bei Fehlern in der Fachliteratur das Kriterium der Verständlichkeit weit schwerer zu gewichten ist als das Kriterium der Korrektheit.

In Bezug auf die Verständlichkeit stehen wir heute speziell im Bereich des fachliterarischen Schrifttums vor einer weiteren großen Herausforderung: Es fehlt uns nämlich „in der Regel die Kenntnis des synchron verbindlichen Wissensstandes und seiner Verbreitung als Bezugsgröße“.¹⁷ Deshalb ist es auch schwierig zu beurteilen, ob der Text aus damaliger Sicht verständlich war oder nicht. Mit den Kenntnissen und der Bildung des Schreibers/der Schreiberin stand und fiel in jedem Fall der Erfolg bei der Vermittlung der Botschaft an die Leserschaft.

Nun kann man nur Mutmaßungen über das Wissen der Berufsschreiberin in Bezug auf die Beizjagd anstellen. Lindner vermutet zwar, dass die Hätzlerin sich für diese Thematik interessierte¹⁸ und begründet dies damit, dass sich von ihren damals¹⁹ sieben (von heute neun) bekannten Abschriften von Texten immerhin zwei mit der Jagd beschäftigen. Es mag jedoch reiner Zufall sein, dass sich zwei jagdkundliche Codices unter ihren Schreibearbeiten erhalten

17 Hofmeister-Winter, *Beredte Verbesserungen*, S. 5.

18 Vgl. Lindner, *Von Falken, Hunden und Pferden*, Bd. 1, S. 84.

19 Lindner verfasste seine Studie 1962, seither sind weitere Textzeugen aufgetaucht.

haben – daraus eine Neigung für die Beizjagd abzuleiten, erscheint sehr spekulativ. Zudem war Clara als Berufsschreiberin sicher nicht in der Position, Auftragsarbeiten nur danach auszuwählen, ob sie sich für den Inhalt kompetent genug fühlte und ob das Thema ihrem Interessensgebiet entsprach. Da wohl eher auszuschließen ist, dass Clara Spezialistin im Bereich der Beizjagd war, dürfte gerade die veterinärmedizinische Fachterminologie für sie die größte Herausforderung bei der Abschrift dargestellt haben.

Prinzipiell ist für die überlieferungskritische Fehlererfassung immer der Abgleich mit mehreren parallel entstandenen Textzeugen notwendig. Nur so besteht die Chance, bei fehleranfälligen und verderbt tradierten Textstellen in der Gebrauchsliteratur die richtige Lesart zu finden. Ein gutes Beispiel dafür stellt die folgende Stelle aus dem hippiatrischen Teil des Münsingertextes dar. Hier werden diverse Heilmittel zur Blutstillung bei schweren Verletzungen des Pferdes aufgelistet:

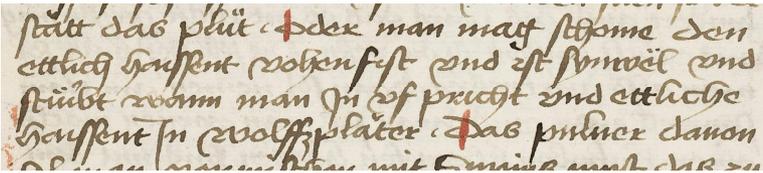


Abbildung 62: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 103, Z. 20–23

- D103a020 [...] / Oder man mag **chome**²⁰ den
 D103a021 ettlich haiffent vohenfist vnd ist fynwël vnd
 D103a022 stübt wann man jn vf pricht vnd ettliche
 D103a023 haiffent jn wolffspläter / [...]

Hier wird empfohlen, aus dem Pulver einer speziellen Pilzart, die im Frühneuhochdeutschen *vohenfist* genannt wurde, eine Tinktur herzustellen. Der Name dieses heute als Bovist bekannten Pilzes setzt sich aus den mittelhochdeutschen Nomina *vohe* (Füchsin) und *vist* (Bauchwind) zusammen und leitet sich vermutlich von dem Geräusch ab, das beim Entweichen des Sporenpulvers entsteht.²¹ Bereits bei leichter Berührung gibt der Fruchtkörper dieses runden

20 Die jeweiligen Fehlertypen werden erst im nächsten Kapitel erklärt und zugeordnet.

21 Vgl. <<https://de.wikipedia.org/wiki/Bovist>> [2022-01-31].

Pilzes explosionsartig seine Sporen an die Umgebung ab, deshalb lautet eine andere Bezeichnung Wolfsfurz.²²

Was bei dieser Textstelle allerdings zu Irritationen führt, ist der Beginn des Satzes, was mag mit *schome* gemeint sein? Handelt es sich dabei etwa um einen Schaum, den der Pilz absondert? In Handschrift A findet sich das Wort *schome* mit dem bestimmten Artikel, doch auch hier erschließt sich der Sinn nicht.

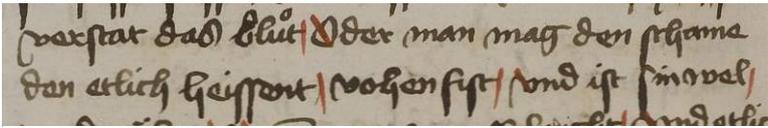


Abbildung 63: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 55v, Z. 12–13

Die korrekte Lesart liefert in diesem Fall Handschrift C:

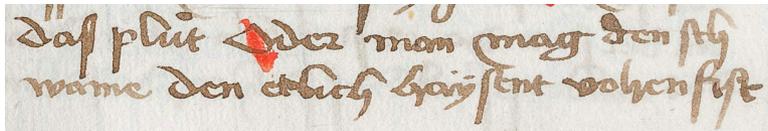


Abbildung 64: Stuttgart, Landesbibl. Cod. cam. et oec. 4° 52, fol. 75v, Z. 25–26

Das fragliche Wort lautet *schwame*, aber immer noch scheint der Satz defekt, und so muss die unklare Textstelle abschließend auch noch mit Handschrift L abgeglichen werden:

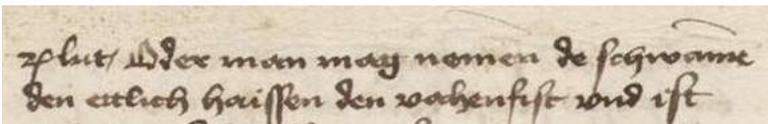


Abbildung 65: Breslau/Wroclaw, Universitätsbibl., Akc 1949/57, fol. 5v, Z. 1–2

Hier findet man einen sinnvollen und vollständigen Satz vor: *man mag nemen de schwamme den etlich haiffen den wohenfist*. Im Laufe der Überlieferungsgeschichte war es zur Akkumulation von Fehlern in diesem einen Satzteil gekommen, die diesen letztlich so entstellten hatten, dass der Sinn nicht mehr verständlich war. Den Schreiber*innen, die den Text tradiert hatten, waren nicht nur die Wörter *nemen* und der bestimmte Artikel *den* verlorengegangen, sondern das Substantiv *schwame* wurde über *schome* zu *schome* verballhornt.

22 Vgl. Portal der Pflanzen des Mittelalters, <http://medieval-plants.org/mps-daten/mps_entry/wolfsfurz/> [2022-01-31].

Leichter zu erkennen sind offensichtliche Logikfehler im Text, wie sich etwa im folgenden Beispiel zeigt. Auch dieser Beleg stammt aus dem hippiatrischen Teil des Münsingertextes, in dem beschrieben wird, welche Ursachen zum Ausbruch einer gefährlichen Pferdekrankheit führen:

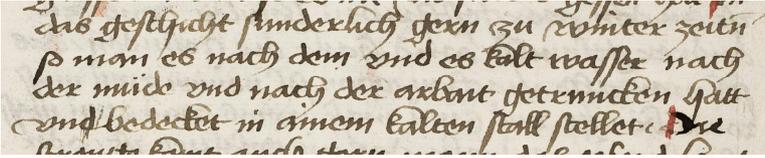


Abbildung 66: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 118, Z. 11–14

- D118a011 *das geschicht funderlich gern zu winter zeiten*
 D118a012 *so man es nach dem vnd es kalt wasser nach*
 D118a013 *der müde vnd nach der arbeit getruncken hatt*
 D118a014 **vnd bedecket** *in einem kalten stall stellet / [...]*

Das bedeutet: Die Krankheit bricht in der Regel im Winter aus, wenn das Pferd nach anstrengender Arbeit kaltes Wasser getrunken hat und zugedeckt in einem kalten Stall steht. Dieser Satz enthält jedoch einen logischen Widerspruch: Warum sollte das Pferd erkranken, wenn es doch gegen die Kälte mit einer Decke versorgt wurde? Einer/einem der Abschreiber*innen des Münsingertextes ist hier ein entscheidender Fehler unterlaufen, denn das Pferd wird üblicherweise krank, wenn es unbedeckt im Stall steht. Dieser Logikfehler beweist einmal mehr das enge verwandtschaftliche Verhältnis der beiden Handschriften A und D, denn auch A hat diese Version, während alle anderen Textzeugen *unbedecket* bzw. *nit zudeckt* (Hs. B und L) überliefern.

Allerdings ist in Claras Handschrift eine sehr zurückhaltende Tilgung des *d* von *vnd* durch mehrere blasse senkrechte Striche zu erkennen und das so herauspräparierte Präfix *vn* wurde durch eine feine Verbindungslinie an das Verb angebunden.



Abbildung 67: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 118, Z. 14

Diese Art der Streichung entspricht nicht dem Usus der Hätzlerin, die fehlerhafte Wörter stets durch einen waagrechten Strich zu

tilgen pflegte.²³ Zudem fehlt der für sie typische Korrekturpunkt,²⁴ die Berichtigung wurde also möglicherweise erst von späterer Hand vorgenommen.

Das obige Beispiel demonstriert, dass Sätze, die keinen logischen Sinn ergeben, im Verdacht stehen, fehlerhaft zu sein. Das mag noch ein weiteres Beispiel aus dem Pferdeteil zeigen. Münsinger handelt hier immer noch dieselbe Pferdekrankheit ab und rät zu folgender Behandlung:

D120a023 *Man mag auch dem pferd für die strenge fail*

D120a024 *durch den hals stoffen ob der gürtel [...]*

Diese Behandlungsmethode war in der mittelalterlichen Pferdeheilkunde unter dem Namen Haarseillegen oder Eiterbandziehen bekannt und bezeichnete eine Reiztherapie, die eingesetzt wurde, um einen chronischen Prozess in einen leichter zu beeinflussenden akuten zu verwandeln.²⁵ Dabei wurde eine dünne Schnur unter der Haut durchgezogen, um eine künstliche Infektion zu erzeugen. Nach einigen Tagen zog man das Band mitsamt dem gebildeten Eiter heraus.²⁶ Im obigen Beispiel wird diese Methode angewendet, um die verlegten Atemwege des Pferdes frei zu bekommen. Was allerdings Rätsel aufgibt, ist die Lokalisierung der Stelle, die sich laut Claras Text am Hals oberhalb des Gürtels befinden soll. Mit dem *gürtel* kann keinesfalls das Zaumzeug des Tieres gemeint sein, dieses wurde nämlich als *zoum* bezeichnet.²⁷ Handschrift C hat an dieser Stelle *oder der gürtel* (fol. 101v, Z. 18), was noch weniger Sinn ergibt. Diesmal liefert Handschrift A mit *ober der gurgel* (fol. 65v, Z. 27 – fol. 66r, Z. 1) eine bessere Lesart: Die Stelle, an der dem Pferd das Seil durch den Hals gezogen werden soll, befindet sich also oberhalb des Larynx, des Kehlkopfes.

Zur besonderen Herausforderung wird die Fehleridentifizierung bei versteckten Fehlern, die beim Lesen nicht bemerkt werden, weil der Text durchaus sinnvoll zu sein scheint. Ein solcher Fall liegt in einer Passage zu Beginn des *Falkenbuches* vor, in der die verschie-

23 Vgl. dazu Kapitel 6.3.4.

24 Vgl. dazu Kapitel 6.3.4.2.

25 Vgl. Angela von den Driesch / Joris Peters: Geschichte der Tiermedizin. 5000 Jahre Tierheilkunde. 2. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart: Schattauer 2003, S. 95.

26 Vgl. ebda, S. 96.

27 Vgl. Lexer online, s. v. *zoum*.

denen Falkenarten beschrieben werden. Die Hätzlerin stellt Aussehen und Jagdverhalten des Schwarzfalken mit folgenden Worten dar:

D023a028 [...] / Vnd als difer valck dem
 D023a029 *pillgrin valcken gleich ift / alfo ift er Im auch*
 D023a030 *gleich an der gehertzikait vnd in allen andern*
 D023a031 *dingen [...]*

Wer mit dem Aussehen der einzelnen Falkenarten nicht vertraut ist, wird diese Beschreibung nicht weiter hinterfragen, ein Beizvogel-experte könnte jedoch einwenden, dass Schwarz- und Wanderfalken keineswegs gleich aussehen. Dem Textkritiker/der Textkritikerin offenbart sich der versteckte Fehler durch den Vergleich mit Handschrift A, in der zu lesen ist:

A012v006 *als diefer falck / dem pilgrin falcken enlich ift /*

Die Hätzlerin hat hier durch das Vertauschen eines Wortes, das wohl einem Zeilensprung geschuldet ist (eine Zeile darunter wird nämlich erklärt, dass der Schwarzfalke dem Wanderfalken auch hinsichtlich seines Muts gleich sei), sogar einen gravierenden Sinnfehler produziert, sie steht damit allein gegen die gesamte restliche Überlieferung.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Identifizierung von Fehlern der Berufsschreiberin eine besondere Herausforderung darstellt. Fehlerhafte Textstellen können nur anhand eines Kriterienkatalogs, der sprachliche und inhaltliche Korrektheit sowie Verständlichkeit beinhaltet, detektiert werden, wobei die Verständlichkeit gerade in der Wissensliteratur die höchste Wertigkeit haben muss. Grundsätzlich sind textliche Abweichungen, die kommunikationsstörend wirken, als Fehler einzustufen. Die grammatische Korrektheit kann aufgrund des Fehlens eines kodifizierten Regelwerks für das 15. Jahrhundert nur bedingt beurteilt werden, die sachliche Richtigkeit des Textes muss jedoch vor dem Hintergrund des Wissensstandes seiner Entstehungszeit begutachtet werden. Dafür fehlen aber vielfach zuverlässige schriftliche Aufzeichnungen, daher kann die Lösung des methodischen Dilemmas für die vorliegende Studie nur in einer Kombination aus der Anwendung der oben genannten Kriterien und dem Abgleich mit sämtlichen vorhandenen Textzeugen bestehen.

6.3. Schritt 2 der Fehleranalyse: Beschreibung und Typisierung der Fehler

Nachdem alle Abweichungen markiert und die Fehler identifiziert worden waren, galt es in einem zweiten Schritt deren spezifische Erscheinungsformen zu beschreiben und sie bestimmten Kategorien zuzuordnen. Im Gegensatz zur *Fehlerklassifikation*, bei der Fehler bestimmten sprachlichen Ebenen zugeordnet werden, sprechen Henrici und Zöfgen von *Fehlertypisierung* in Hinblick auf ihre „typischen Manifestationen“²⁸ auf sprachlichen wie nichtsprachlichen Ebenen.

In der Fehlerlinguistik erfolgt die Einteilung der einzelnen Fehlertypen nach unterschiedlichen Gesichtspunkten, nämlich einerseits nach den Fehlerursachen und andererseits nach ihren Auswirkungen auf den verschiedenen Sprachebenen. Kleppin schlägt eine funktionale Unterscheidung von kommunikationsbehindernden und nicht kommunikationsbehindernden Fehlern vor,²⁹ während Corder nach kausalen Gesichtspunkten von Performanz- und Kompetenzfehlern spricht.³⁰ Den Unterschied erklärt er folgendermaßen: „The errors of performance will characteristically be unsystematic and the errors of competence, systematic.“³¹ Unter *Performanzfehlern* oder *mistakes* versteht man folglich Fehler, die dem Verursacher selbst auffallen können und die er gegebenenfalls auch verbessern kann, während *Kompetenzfehler* oder *errors* niemals selbst erkannt werden können.³² Gelegentlich herrscht in der Forschung jedoch Uneinigkeit bezüglich der exakten Unterscheidungskriterien: Nickel etwa weist darauf hin, dass auch

28 Gert Henrici und Ekkehard Zöfgen (Hrsg.): Fremdsprachen Lehren und Lernen. Themenschwerpunkt Fehleranalyse und Fehlerkorrektur. Tübingen: Narr 1993. (= Fremdsprachen Lehren und Lernen. 22.) S. 5.

29 Vgl. Kleppin, Fehler und Fehlerkorrektur, S. 42.

30 Vgl. Stephen Pit Corder: The significance of learners' errors. In: Error Analysis. Perspectives on Second Language Acquisition. Hrsg. v. Jack C. Richards. London: Longman 1974, S. 19–27.

31 Ebda, S. 25.

32 Vgl. Kleppin, Fehler und Fehlerkorrektur, S. 41.

Performanzfehler systematisch auftreten können, wenn es zum Beispiel um falsche Analogien oder Generalisierungen geht.³³

Edge, der sich mit Fehlern in der Fremdsprachendidaktik beschäftigt, unterteilt Fehler in *Ausrutscher* oder *slips*, *Irrtümer* bzw. *errors* sowie *Versuche* oder *attempts*.³⁴ Ausrutscher sind für ihn Flüchtigkeitsfehler, die aufgrund von mangelnder Konzentration entstehen. Diese Art der Fehler kann von den Lernenden erkannt und eigenständig verbessert werden. Im Gegensatz dazu können Irrtümer, also falsche Vorstellungen von einer Sache, die dazu führen, dass etwas Falsches für richtig gehalten wird, selbst nicht korrigiert werden, da es sich dabei um Wissenslücken der Lernenden handelt. Schließlich gibt es noch Versuche, die die Bemühungen des Schülers/der Schülerin darstellen, etwas auszudrücken oder in Worte zu fassen, wofür er/sie den Wortschatz noch gar nicht gelernt hatte.

Die entscheidende Überlegung für die vorliegende Untersuchung war nun, nach welchen Kriterien die Fehlertypologie der Berufsschreiberin zusammengestellt werden sollte. Schließlich erwies sich die Intention der Schreiberin als vorrangigstes Unterscheidungsmerkmal, denn etliche Textmodifizierungen sind von Clara im Bemühen um einen fehlerfreien Text offenbar ganz bewusst vorgenommen worden.

So wurden zunächst unbewusste von bewussten Textabweichungen getrennt und deren Auswirkungen in weiterer Folge in ein Modell integriert. Einschränkend ist hierzu aber festzuhalten, dass es nicht immer möglich ist, eindeutige Zuordnungen vorzunehmen, weil es mitunter zu Überschneidungen kommen kann. Bei den unbewussten Abweichungen kann unterschieden werden zwischen klassischen *Schreibversehen* (Lapsus), die gelegentlich zu Revisionshandlungen führen, und *inhaltlichen Fehlern* (Sachfehler), die immer unkorrigiert bleiben. Bei den bewussten Textabweichungen wird differenziert zwischen *Revisionshandlungen*, mit denen die Schreiberin ihre eigenen Schreibversehen korrigierte, und *Versuchen zur Textverbesserung*, durch welche Clara ‚vermeintliche‘, manchmal auch tatsächliche Fehler in der Vorlage berichtigen bzw.

33 Vgl. Gerhard Nickel: Grundsätzliches zur Fehleranalyse und Fehlerbewertung. In: Gerhard Nickel (Hrsg.): Fehlerkunde. Beiträge zur Fehleranalyse, Fehlerbewertung und Fehlertherapie. Berlin: Cornelsen-Velhagen & Klasing 1972. S. 17. So bilden Lerner*innen das Präteritum von irregulären Verben analog zu den regelmäßigen Formen (z. B. backen – backte).

34 Vgl. Edge, Mistakes and Correction, S. 9.

ihr unverständliche Textpassagen optimieren wollte. Beide Arten der bewussten Abweichungen können sowohl Verbesserungen als auch Verschlechterungen des Textes zur Folge haben. Ein Charakteristikum der Berufsschreiberin ist ferner die Bereitschaft, Textänderungen in Kauf zu nehmen, um eigene Schreibversehen zu vertuschen.³⁵ Dieser Vorgang wird als Manipulation bezeichnet, weil Clara dafür im wahrsten Sinne des Wortes tief in die Trickkiste greifen musste. Bei dieser Methode, Fehler gleichsam ‚verschwinden‘ zu lassen, sind gelegentlich recht kreative Formulierungsvarianten, aber auch neue, kuriose Wortschöpfungen entstanden, die die Leserschaft mitunter vor ein unlösbares Rätsel stellen.

Grafisch stellt sich diese erste Grobgliederung der verschiedenen Formen von Textabweichungen wie folgt dar:

Tabelle 10: Arten von Textabweichungen

UNBEWUSSTE Textabweichungen	Konsequenzen
SCHREIBVERSEHEN Kategorie uS	<ul style="list-style-type: none"> • Textverschlechterungen • führen manchmal zu Revisionshandlungen
SACHFEHLER und INHALTLICHE FEHLER Kategorie uI	<ul style="list-style-type: none"> • Textverschlechterungen • keine Revisionshandlungen
BEWUSSTE Textabweichungen	Konsequenzen
VERSUCHE ZUR TEXTVERBESSERUNG bei fremden ‚Fehlern‘ Kategorie bV	<ul style="list-style-type: none"> • Textverbesserungen • Textverschlechterungen
REVISIONSHANDLUNGEN bei eigenen Fehlern Kategorie bR	<ul style="list-style-type: none"> • Textverbesserungen • Textverschlechterungen

In weiterer Folge wurden in der Transkription alle bewussten und unbewussten Abweichungen gemäß dem jeweiligen Fehlertyp indiziert. Damit lässt sich auf einen Blick erkennen, welche Art der Textmodifizierung man vor sich hat.

Für die Erforschung der Genese eines Fehlers war es erforderlich, den oder die Verursacher*in der Abweichungen zu bestimmen, daher erfolgte in der Transkription von Handschrift D bei all jenen Textabweichungen, die einer genaueren Analyse unterzogen werden sollten, eine weitere Unterscheidung in *Primär-* und *Sekundärfehler*. Fehlschreibungen, die außer in der Abschrift der Berufsschreiberin in keiner weiteren Überlieferung auftreten, wurden als von der Hätzlerin selbst verursachte *Primärfehler*³⁶ typisiert. Als *Sekundärfehler*³⁷ eingestuft wurden hingegen Varianten, die in Handschrift A in der gleichen Form vorhanden, also von Clara bereits fehlerhaft übernommen worden waren. Da die Vorlage für Handschrift A nicht bekannt ist, konnte diese Unterscheidung in Primär- und Sekundärfehler in dieser Überlieferung nicht vorgenommen werden.

In einigen Fällen konnte aufgrund von verschiedenen, jedoch gleichermaßen plausiblen Lesarten³⁸ in den vorliegenden Überlieferungen nicht eindeutig nachgewiesen werden, ob es sich überhaupt um einen Fehler handelt oder nicht. Mitunter herrscht in den elf Textzeugen auch eine so ausgeglichene Verteilung der Varianten, dass keiner Version der Vorzug gegeben und die ursprüngliche Lesart nicht mehr ermittelt werden kann. Diese Fälle wurden als *Nullfehler*³⁹ klassifiziert.

Anschließend an diese erste grobe Unterteilung soll nun eine Beschreibung der einzelnen Kategorien sowie eine weitere Differenzierung in Unterkategorien erfolgen und jeweils ein markantes Beispiel dazu vorgestellt werden.

36 In der Transkription mit der Hochzahl 1 markiert.

37 In der Transkription mit der Hochzahl 2 markiert.

38 Vgl. dazu Kapitel 4.4.

39 In der Transkription mit Hochzahl 0 markiert.

6.3.1. Schreibversehen: *Lapsus manus*

Wer einen Fehler gemacht hat und nicht korrigiert, begeht einen zweiten.

(Konfuzius)

Als erste Form unbewusster Textabweichungen wurden die klassischen Schreibversehen in die Fehlertypologie der Clara Hätzlerin aufgenommen. Kainz bezeichnet diese Fehlhandlungen in seinem umfassenden Werk zur Psychologie der Sprache als „Ver“-Leistungen, wobei es beim Verhören und Verlesen um ein sprachliches Missverstehen und beim Versprechen und Verschreiben um missglückte Sprachhandlungen gehe.⁴⁰ Er unterscheidet diese ‚physiologischen‘ Fehler von denjenigen, die aufgrund von unzureichender Schulbildung, mangelnden Sprachkenntnissen oder geistiger Beeinträchtigung entstehen. Niemand ist gegen derartige Fehlleistungen gefeit, mag er oder sie auch noch so versiert im Schreiben sein. Irgendwann im Laufe eines Schreibprozesses, wenn die Aufmerksamkeit nachlässt, schleichen sich diese kleinen Unzulänglichkeiten unbemerkt ein, selbst bei Viel- und Berufsschreiber*innen wie Clara Hätzlerin.

„Jede Ausübung einer Tätigkeit [...] kann gelegentlich mißlingen“,⁴¹ so Kainz, dies geschehe sowohl bei Sprech- als auch bei Schreibhandlungen. Dieses Misslingen habe aber nichts mit der Kompetenz der handelnden Person zu tun, da die Fehlleistung von ihr sofort korrigiert werden könne, sobald der Fehler entweder selbst bemerkt oder der Schreiber/die Schreiberin darauf aufmerksam gemacht werde. Der sogenannte *lapsus manus* sei keine individuelle Schwäche eines Einzelnen, sondern betreffe alle Menschen gleichermaßen und folge bestimmten Gesetzmäßigkeiten.⁴²

Man begegnet diesen klassischen Schreibversehen in unterschiedlichsten Erscheinungsformen im Text: Es werden Buchstaben oder Silben ausgelassen, Wörter falsch geschrieben, es kommt zu Buchstabendrehern oder ähnlichen Ausrutschern. Versucht man bestimmte Gesetzmäßigkeiten zu finden, so lassen sich vier ständig wiederkehrende Arten von Fehlern festmachen: Auslassungen, Zusätze, Umstellungen oder Ersetzung von Buchstaben, Silben oder

40 Vgl. Friedrich Kainz: Psychologie der Sprache. Bd. 4: Spezielle Sprachpsychologie. Stuttgart: Enke 1956, S. 394.

41 Ebda, S. 395.

42 Vgl. ebda, S. 396.

ganzen Wörtern. Diese Einteilung war schon in der Antike bekannt, sie korrespondiert mit Quintilians System von Änderungskategorien, das er in seinen Ausführungen zur Grammatik in der *Institutio oratoria* formuliert hat. Die vier Arten von Textänderungen, die *adiectio* (Hinzufügung), *detractio* (Wegnahme), *transmutatio* (Umstellung) und *immutatio* (Ersetzung) bezieht Quintilian ausdrücklich auf Fehler und somit auf Abweichungen von den Gesetzmäßigkeiten der Sprache, wobei er einräumt, dass diese Verstöße gelegentlich bewusst als rhetorische Mittel eingesetzt werden können und demnach eine gewisse Nähe zwischen Sprachverstößen und Sprachtugenden vorhanden sei.⁴³

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass Auslassungen und Einfügungen Auswirkungen auf den Textumfang haben, während Umstellungen die Textstruktur verändern. Ersetzungen wiederum haben Einfluss auf die Textsubstanz und können damit den Inhalt eines Textes am gravierendsten verändern. Man findet diese vier spezifischen Erscheinungsformen sowohl bei unbewussten als auch bei bewussten Textabweichungen. Zur Kennzeichnung der jeweiligen Art der Abweichung wurden Auslassungen in der Transkription mit dem Index 1 markiert, Zusätze mit 2, Umstellungen mit 3 und Ersetzungen mit 4.

6.3.1.1. Unbewusste Auslassungen

Auslassungen werden in der Regel durch ein Abschweifen des Auges ausgelöst, das während des Schreibvorganges ständig zwischen Vorlage und Abschrift hin- und herwechseln muss. Diese „Abirrungen“, wie Kantorowicz⁴⁴ sie nennt, führen dazu, dass das Auge zwischen ähnlichen Buchstabenverbindungen, Wörtern oder Sätzen hin- und herspringt und gelegentlich an der falschen Stelle hängenbleibt. Die dazwischenliegenden Wörter oder Zeilen werden bei diesem Vorgang übersprungen, dadurch kommt es in der Abschrift unbemerkt zum Entfall von Teilen eines Textes, weil sie durch eine Fehlleistung des Auges nicht erfasst wurden. In der Druckersprache werden diese ausgelassenen Wörter übrigens als

43 Vgl. dazu Joachim Knappe: Änderungskategorien. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 1. Hrsg. v. Gert Ueding. Tübingen 1992, Sp. 550 und auch Heinrich Lausberg: Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie. München: Hueber 1963, S.32.

44 Kantorowicz, Textkritik, S. 33.

‚Leichen‘ bezeichnet und mit der Korrektur eines derartigen Setzerfehlers wird ‚die Leiche‘ gemäß dem Fachjargon der Drucker ‚be-graben‘.

Paul unterteilt die Auslassungen in größere, die durch Überblättern von Seiten unterlaufen, bei denen mehrere Seiten ‚übersehen‘ werden, und kleinere, bei denen das Auge nicht an die Stelle zurückkehrt, die unmittelbar zuvor gelesen wurde, wodurch eine oder mehrere Zeilen übersprungen werden.⁴⁵ Verursacht wird dieses Überspringen oftmals durch den Umstand, dass sich ein Wort oder eine Phrase mit ähnlichem oder gleichem Wortlaut im Text wiederholt. Seiffert bezeichnet diese Fehlleistungen als Textsprünge, die besonders häufig auftreten, wenn das betreffende Wort oder die Wortgruppe am Anfang oder am Ende einer Zeile steht.⁴⁶

Nicht vergessen werden darf bei diesem Fehlertyp das Auslassen eines einzelnen Buchstabens oder einer Silbe, wie es häufig geschieht, wenn man in großer Eile und unkonzentriert schreibt. Für diese Untersuchung war es wichtig, eigene Kategorien je nach Art und Umfang der Auslassungen zu schaffen:

- | | |
|-----------|---|
| 1a | Auslassung eines Buchstabens oder einer Silbe |
| 1b | Auslassung eines ganzen Wortes |
| 1c | Auslassung von mehreren Wörtern oder ganzen Zeilen (Zeilensprung) |
| 1d | Auslassung von Überschriften |

Im folgenden Beispiel ist der Hätzlerin ein Buchstabe abhandengekommen:

D059a032 [...] / *Doch ist er gröffer dann der Ar*
 D060a001 der da **vich** (uS1a¹)⁴⁷ vächt /

Beschrieben wird in dieser Textpassage der Habicht, der größer als der Adler ist und bevorzugt Fische jagt. Beim Wort *vifch* ist der Schreiberin, ohne dass sie ihren Lapsus bemerkt hat, ein *f* abhandengekommen, vielleicht unter dem Einfluss des nachfolgenden *vächt*, das mit demselben Buchstaben beginnt. Es handelt sich hier um ein unbewusstes Schreibversehen (uS) der Kategorie 1a, das als

45 Vgl. Paul, Methodenlehre, S. 187.

46 Vgl. Seiffert, Methode der Herausgabe deutscher Texte, S. 53.

47 uS steht hier für die unbewussten Schreibversehen, um diese von anderen Fehlertypen zu unterscheiden.

Primärfehler von Clara selbst verursacht wurde und in keinem anderen Textzeugen in dieser Form vertreten ist. Bei Andrieu ist dieses Phänomen folgendermaßen beschrieben: „Ce type de faute survient précisément quand la graphie est rapide, et que la main s’efforce d’égaliser le rythme de la pensée.“⁴⁸ Routinierte Schreiber*innen ‚malen‘ nicht Buchstaben für Buchstaben ab – sofern es sich um keinen fremdsprachigen Text handelt, der von ihnen nicht verstanden wird – sondern lesen zunächst einen kürzeren Textabschnitt und schreiben diesen dann aus dem Gedächtnis nieder. Diesen Vorgang bezeichnet man als inneres Diktat. Da das Niederschreiben des Textes aber immer länger dauert als das innere Diktat, bemüht sich die Hand des Schreibers dieses Ungleichgewicht durch schnelleres Schreiben zu kompensieren, in der Eile des Schreibprozesses passiert es dann gelegentlich, dass ein oder mehrere Buchstaben verlorengelassen werden.

Einem Versehen der zweiten Kategorie (1b) begegnet man gleich auf der ersten Seite des Münsingertextes:

D001a008 [...] Als [ich] (uS1b1) zumm
 D001a009 Letfsten zu wayblingen by derfelben ewr
 D001a010 gnaden gewefen bin / [...]

Münsinger berichtet über seinen letzten Aufenthalt bei seinem Auftraggeber in Waiblingen, allerdings kommt der Hätzlerin dabei das Subjekt des Satzes abhanden. Da das fehlende *ich* in allen übrigen Textzeugen vorhanden ist, handelt es sich auch in diesem Fall um einen Primärfehler.

In der folgenden Textpassage unterläuft der Berufsschreiberin bei der Abschrift des *Falkenbuches* ein *lapsus manus* der Kategorie 1c in Form eines Zeilensprungs: Im dritten Kapitel werden die einzelnen Falkenarten vorgestellt. Das Fachpublikum erfährt, dass der Wanderfalken nur in den höchsten und schroffsten Bergen nistet und dass man seine Nester kaum jemals zu Gesicht bekommt. In einem narrativen Einschub des Textes wird von einem Einsiedler erzählt, der zu berichten weiß, dass man nur durch einen waghalsigen Akt mittels eines Seils zu den Brutplätzen der Wanderfalken gelangen könne:

48 J. Andrieu: Pour l’explication psychologique des fautes de copiste. In: *Revue des études latines* 28 (1950), S. 282.

- D019a009 [...] / Wann als der felb
 D019a010 Ainfidel fagt fo müften die zu den Neftern
 D019a011 fteigen [wolten] (uS1b¹) vnd sich von oben der höche des
 pergs
 D019a012 herab an ainem faile das da wär hundert
 D019a013 oder anderhalb hundert [...] (uS1c¹) clafter lang bis zu
 D019a014 den Neftern laffen / [...]

Wenn man davon ausgeht, dass ein Klafter etwa 1,80 Meter misst,⁴⁹ so wäre in diesem Fall eine Kletterhilfe von 180–270 Metern von Nöten, um die Nester zu erreichen. Es handelt sich hier wieder um einen versteckten Fehler, der ohne Textvergleich niemals erkannt werden könnte. Bei der Kollationierung mit Handschrift A tritt zutage, dass der Hätzlerin außer dem fehlenden Verb in Zeile 11 eine Ergänzung zu der genannten Zahlenangabe verlorengegangen ist:

- A010r005 Wann als der selbe einfidel faget / So muften die
 A010r006 die zů den neftern ftigen wolten sich von oben
 A010r007 der hohe des bergs her abe an ainem feyle / das
 A010r008 da was hundert oder ander halbhundert / Vnd
 A010r009 vnder wilen zway oder tryhundert clafter lang /
 A010r010 byß zů den neftern laßen / [...]

Die verwendeten Seile sind mitunter sogar zwei- oder dreihundert Klafter lang. Der beherzte Falkner muss sich also von einer schwindelerregenden Höhe von bis zu 540 Metern zu den Nestern der Wanderfalken abseilen. Das Zustandekommen dieses Schreibversehens lässt sich sehr leicht nachvollziehen, die Hätzlerin hatte beim Hin- und Herwechseln zwischen Vorlage und Abschrift die zweite Zahlenangabe übersprungen, was durch das mehrfache Auftreten der Zahl *hundert* begünstigt wurde. Um die Kategorisierung des Fehlers zu komplettieren, musste nun noch überprüft werden, ob es sich um einen Primär- oder einen Sekundärfehler handelt. In den sechs Überlieferungszeugen, die den Falkenteil enthalten, findet sich viermal die Variante von A (Hs. A, B, C und E), bei der es sich vermutlich um die ursprüngliche Version aus dem Original handelt, während Handschrift F und G nur eine verkürzte Variante tradieren, nämlich *hundert oder dreihundert klafter*; ihnen fehlt also der Mittelteil der Längenangabe. Dies zeigt, dass die Abschrift von Zahlenangaben grundsätzlich sehr fehleranfällig war. Die Variante der Hätzlerin ist damit aber einzigartig, weshalb es sich um einen Primärfehler handelt.

49 Vgl. <<https://de.wikipedia.org/wiki/Klafter>> [2022-01-31].

Für den Fehlertyp eines sinnentstellenden Zeilensprungs soll noch ein weiteres Beispiel analysiert werden. Im Falkenteil des Münsingertextes bekommt man ausführliche Informationen über den Körperbau des Falken und wie man ihn von anderen Jagdvögeln unterscheiden kann:

D005a002 [...] / *Vnd die gestalt*
 D005a003 *vnd Lidmaß gemainlich der valcken ist alfo*
 D005a004 *Das fy haben zu dem erften ainen groffen kopff*
 D005a005 *vnd doch nit vnzimlich / vnd an Lidmaß groß [...]*
(uS1c!)
 D005a006 *vnd größer dann an anderm vederfpil [...]*

Der Falke ist größer gewachsen als andere Vögel, was man vor allem an der stattlichen Kopfform erkennt. Dieser Satz erscheint auf den ersten Blick durchaus stimmig und würde zunächst keinen Zweifel an seiner Korrektheit aufkommen lassen. Bei der Kollationierung mit Handschrift A stellt sich jedoch heraus, dass die Hätzlerin bei der Abschrift zweieinhalb Zeilen übersprungen hat:

A003r006 [...] *Vnd die gestalt Vnd lÿdmaß gemeynlich*
 A003r007 *der falcken ist Alfo Das sie hond zû dem Erften*
 A003r008 *einen groffen kopff Vnd doch nit vnzÿmmlich*
 A003r009 *Vnd on lidmäß groß Als die vÿlen hant Dar*
 A003r010 *vmb sie ouch verzakt fint Befunder ist der*
 A003r011 *kopff an dem falcken / mit guter lidmaß groß*
 A003r012 *vnd groffer / Dann an Anderm federfpil [...]*

Der bei Clara verlorengegangene Wortlaut informiert darüber, dass die Falken zwar einen großen Kopf haben, aber nicht so groß gewachsen sind wie Eulen, deshalb seien sie auch ängstlicher als diese. Der Hätzlerin sind diese Details abhandengekommen, da ihre Augen auf die drei Zeilen tiefer liegende Textstelle gesprungen sind, die mit dem exakt gleichen Wortlaut *lidmaß groß* endet. Wenn A ihre Vorlage gewesen ist, so befanden sich die beiden Wörter von Zeile 11 in Endstellung und waren damit prädestiniert für einen Zeilensprung. Das Auge fixiert gerne die ersten und die letzten Wörter einer Zeile, bevor es die mittleren ins Visier nimmt. Ein Abschreibfehler wie dieser ist auch beim Korrekturlesen nahezu unmöglich als solcher zu erkennen, zumal in diesem Fall die Satzaussage durchaus stimmig und sinnvoll zu sein scheint.

Spannend wird es nun aber bei der Kollationierung mit allen anderen Textzeugen, denn bis auf eine Ausnahme taucht die Version der Hätzlerin nicht mehr auf, sie muss also selbst die Verursacherin des Schreibversehens gewesen sein. Interessanterweise findet man in Handschrift B, die laut Lindners Stemma aus der x^2 -Linie stammt und damit keinerlei Verbindung zur Abschrift der Berufsschreiberin haben soll, genau jene von Clara vergessenen Zeilen am linken Rand eingeflickt und mit einem Einfügezeichen versehen vor:

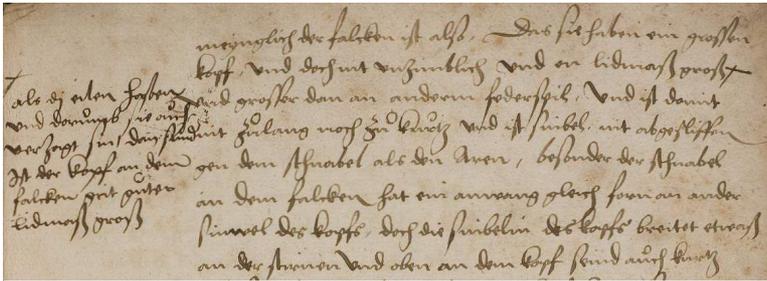


Abbildung 68: Universitätsbibl, Heidelberg, Cpg 281, fol. 3r, Z. 1–8

Es ist wohl auszuschließen, dass zwei Schreiber unabhängig voneinander exakt denselben Fehler begehen, daher kann hier nicht von einem Zufall gesprochen werden. Es muss eine geheimnisvolle Verbindung zwischen der x^1 - und der x^2 -Linie geben und damit ein textgeschichtliches Verwandtschaftsverhältnis zwischen den beiden Codices bestehen. An einer einzelnen Textstelle lässt sich nicht beweisen, dass Claras Handschrift die Vorlage für B gewesen sein könnte, aber sollten weitere Indizien für eine solche Verbindung auftreten, müsste Lindners Stemma neu überdacht werden.

Als letzte Kategorie des Fehlertyps ‚Auslassungen‘ wurde das Überspringen von Überschriften erfasst, das an zwei Stellen von Claras Abschrift Rätsel aufgibt. Die Hätzlerin hat ihren Text, wie es bei spätmittelalterlichen Gebrauchshandschriften üblich war, im Anschluss an die Niederschrift selbst rubriziert. Das heißt, sie hat die gliedernden Elemente wie Initialen und Überschriften in einem nachgereihten Arbeitsgang in Rot eingefügt. Je nach Länge der Überschrift hat sie dafür zuvor bei der Niederschrift des Fließtextes einen Freiraum von ein bis zwei Zeilen gelassen. In der folgenden Abbildung sieht man, wie Clara diese Textelemente gestaltete:

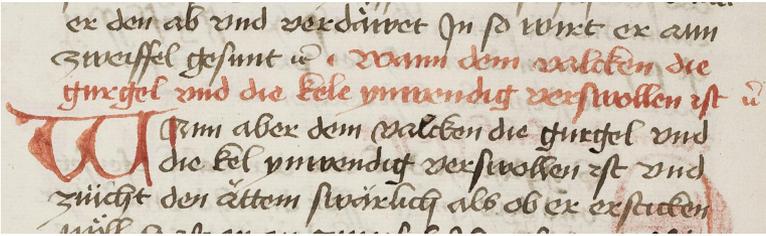


Abbildung 69: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 42, Z. 9-14

Auf derselben Seite gibt es noch einen weiteren Kapiteleinschnitt, der zwar eine ausgeführte Initiale und einen (möglicherweise dafür reservierten) Freiraum am Ende der vorangehenden Zeile, nicht jedoch die dafür vorgesehene Überschrift aufweist:

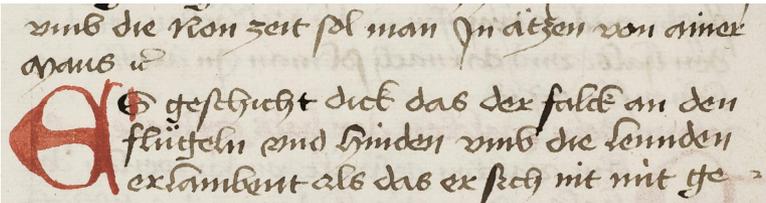


Abbildung 70: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 42, Z. 25-29

War die Überschrift *Wann der falck an den flügeln vnd an den lenden erlamet ist* für die freigelassene Zeile zu lang gewesen und hatte sich die Schreiberin deshalb entschieden, diese ganz wegzulassen? Eine Seite weiter hat Clara zunächst sogar eine ganze Zeile für die Überschrift *Wann der falck von vergiftigen bösen flüssen sieche ist* ausgespart, aber dann offenbar vergessen, diese in den Fließtext einzufügen.

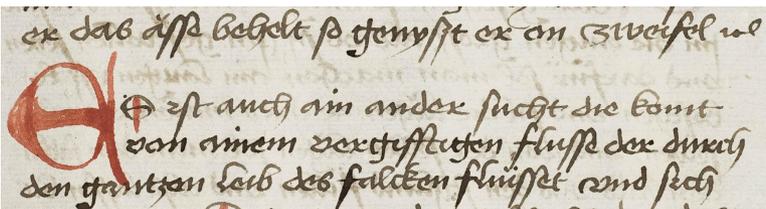


Abbildung 71: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 43, Z. 12-15

Dass gerade die Überschriften auf pag. 42 und 43 in Claras Abschrift fehlen, erscheint insbesondere deshalb ungewöhnlich, weil anzunehmen ist, dass Schreiber*innen bei dieser Tätigkeit wohl linear vorgegangen sind und die Rubrizierungen beginnend mit der ersten fortlaufend bis zur letzten Seite ausgeführt haben. Warum also mitten in Claras Handschrift gerade diese beiden Überschriften feh-

len, die in Handschrift A und in allen übrigen Textzeugen deutlich abgesetzt vorhanden sind, kann an dieser Stelle nicht zufriedenstellend beantwortet werden.

Wertet man nun die beiden Abschriften A und D hinsichtlich des Fehlertyps 1 (Unbewusste Auslassungen) statistisch aus, so ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle 11: Unbewusste Auslassungen

Fehlertyp UNBEWUSSTE Auslassungen	Hs. A	Hs. D	Primärfehler in Hs. D
1a Auslassung eines Buchstabens oder einer Silbe	46	15	12
1b Auslassung eines Wortes	47	50	41
1c Auslassung von mehreren Wörtern oder Sätzen (Zeilensprung)	5	26	21
1d Auslassung von Überschriften	1	5	4
Summe	99	96	78

Anhand der Gegenüberstellung der beiden Schreiberprofile kann festgestellt werden, dass Schreiber A etwas mehr unbewusste Schreibversehen in Form von Auslassungen unterlaufen sind als Clara. Da die Vorlage von A nicht bekannt ist, war es nicht möglich, die Anzahl der Primärfehler des Schreibers dieser Handschrift zu erheben. Bei dieser Art von Fehlern liegt der Verdacht nahe, dass der Großteil davon vom Schreiber selbst verursacht worden ist.

Da – wie in Kapitel 5 nachgewiesen werden konnte – Handschrift A Claras Vorlage war, konnten in der Abschrift der Hätzlerin die von ihr verursachten Primärfehler gesondert erfasst werden. Der Berufsschreiberin sind insgesamt 78 unbewusste Auslassungen unterlaufen. Interessant ist die Verteilung auf die einzelnen Fehlerkategorien, da sich hier erstmals individuelle Stärken und Schwächen der beiden Schreiberpersönlichkeiten herauskristallisieren: So tritt das Auslassen eines Buchstabens oder einer Silbe (1a) bei Schreiber

A dreimal so häufig auf wie bei Clara. Gelegentlich liest man in seiner Abschrift *abe* statt *aber*, *nemme* statt *nemmen*, *vn* statt *vnd*, *fo* statt *fol*, *puluer* statt *puluern* und gelegentlich auch *feckner* statt *felckner*. Dies muss noch nichts bedeuten, treten derartige Fehlleistungen aber in Kombination mit anderen Merkmalen gehäuft auf, können sie durchaus zum klassischen Erscheinungsbild einer (Recht)schreibschwäche gehören, die heute unter dem Fachausdruck Legasthenie bekannt ist.⁵⁰

Die zweite Kategorie, das Auslassen eines einzelnen Wortes (1b), tritt in beiden Abschriften etwa gleich häufig auf, doch bei der nächsten Kategorie (1c) bemerkt man wieder signifikante Unterschiede. Während Handschrift A nur fünf Zeilensprünge aufweist (die in der Regel wohl Sekundärfehler sind, da sie allen Textzeugen der x¹-Gruppe gemeinsam sind), sind auf Claras Fehlerkonto immerhin 21 derartige Schreibversehen zu verbuchen. Dies kann als eine erste Auffälligkeit im Schreiberprofil der Professionistin festgehalten werden.

6.3.1.2. *Unbewusste Zusätze*

Unter Zusätzen werden Wörter oder Wortteile verstanden, die ursprünglich nicht zum Text gehörten, sondern im Zuge des Kopiervorgangs ergänzt wurden. Manche Kopist*innen nahmen sich die Freiheit, den Text stilistisch zu verbessern, und fügten bewusst Wörter in ihre Abschrift ein. Diese Ergänzungen zur Textverbesserung sollen in Kapitel 6.3.3.2 besprochen werden. In der hier zu beschreibenden Kategorie wurden nur die irrtümlichen Zusätze von einem Buchstaben oder einer Silbe im Wort sowie Dittographien erfasst, bei denen die Schreiberin ein Wort oder einen Satzteil versehentlich doppelt geschrieben hat, ferner Zusätze von Wörtern, die offensichtlich durch einen Zeilensprung zustande gekommen sind:

- | |
|---|
| <p>2a Zusatz eines Buchstabens oder einer Silbe im Wort</p> <p>2b Doppelschreibung eines Wortes (Dittographie)</p> <p>2c Zusatz eines oder mehrerer neuer Wörter</p> |
|---|

50 Vgl. Peter Drumbl: Legasthenie und Lese-Rechtschreibschwäche. Graz: Leykam 2002, S. 18.

In der Kategorie 2a gab es bei der Berufsschreiberin nur wenige Funde, in den meisten Fällen hat sie derlei Schreibversehen als Sekundärfehler von ihrer Vorlage übernommen. Im folgenden Textbeispiel sind ihr allerdings selbst einige Buchstaben zu viel aus der Feder gerutscht:

D042a027 *Es gefchicht dick das der falck an den*
 D042a028 *flügeln vnd hinden vmb die Lennden*
 D042a029 *erlambent* (uS2a!) [...]

Statt *erlambt* schreibt die Hätzlerin *erlambent*, dadurch kommt es zu einer syntaktischen Inkongruenz, weil das Subjekt (*der falck*) im Numerus nicht mehr mit dem Prädikat übereinstimmt. Schreibversehen dieser Art geschehen immer unbewusst, wenn die Gedanken während des Schreibprozesses abschweifen oder der Hand vorauslaufen. Oftmals wirkt auch ein topographisch näher liegendes Nomen nach, in diesem Fall waren das wohl *die Lennden*, mit denen Clara das Prädikat fälschlicherweise übereingestimmt hat.

Ein Schreibversehen aus der Kategorie 2b ist Clara in folgender Passage unterlaufen:

D125a020 [...] *fo sol man vf das güt flaiſch das da wechſt*
 D125a021 *werck legen das da feücht gemacht ift* *ift* (uS2b!) [...]

In dieser Textstelle wurde das Prädikat *ift* ein zweites Mal geschrieben; der Schreiberin ist ihr Versehen wohl nicht bewusst geworden, sonst hätte sie die Dittographie gestrichen oder mit anderen Mitteln aus der Abschrift getilgt. Grundsätzlich kann aber festgehalten werden, dass Dittographien in der Regel keine Auswirkungen auf die Verständlichkeit des Textes haben.

Das nächste Beispiel zeigt einen unbewussten Zusatz von mehreren Wörtern, diese Fehlschreibung ist infolge eines Zeilensprungs entstanden:

D107a020 *Dem pferd wechſt dick vnderweilen von*
 D107a021 *böſem geplüte vnd von böſen flüſſen die*
 D107a022 *zwifchen hawt vnd flaiſch find ain gefwulft*
 D107a023 *zwifchen hawt vnd flaiſch* (uS2c2) *die ift als ain küche*

Beim Lesen dieser Passage bleibt man unweigerlich bei der wiederholten Nennung der Stelle hängen, an der die Geschwulst genannt wird. Hier handelt es sich um einen Sekundärfehler, denn die Hätzlerin hat einen Zeilensprung ihrer Vorlage unkritisch übernommen.

Die statistische Auswertung der Häufigkeit dieses Fehlertyps liefert folgendes Ergebnis:

Tabelle 12: Unbewusste Zusätze

Fehlertyp UNBEWUSSTE Zusätze	Hs. A	Hs. D	Primär- fehler in Hs. D
2a Zusatz eines Buchstabens oder einer Silbe	28	8	4
2b Dittographien	14	4	4
2c Zusatz eines oder mehrerer Wörter	2	5	4
Summe	44	17	12

Insgesamt hat der Schreiber von A deutlich mehr unbewusste Zusätze in den Text eingefügt als Clara. Ein überflüssiger Buchstabe ist in A gleich siebenmal häufiger zu beobachten als in D. Er schreibt z. B. *gefenhen* (fol. 5v, Z. 29) statt *gefehen*, *melder* (fol. 31r, Z. 12) statt *meler*, *fürtern* (fol. 52r, Z. 25) statt *füttern*, *verfert* (fol. 58r, Z. 2) statt *verfert*, *hirtz* (fol. 74v, Z. 21) statt *hitz* und vieles mehr. Auch bei den Dittographien unterlaufen dem Schreiber von Handschrift A mehr Schreibversehen als seiner Berufskollegin, was als Schwäche in seinem Schreiberprofil vermerkt werden muss. Im Gegensatz dazu zeigt die Hätzlerin bei diesem Fehlertyp wenig Auffälligkeiten und erweist sich sogar als äußerst akkurate und weitgehend fehlerfreie Schreiberin.

6.3.1.3. *Unbewusste Umstellungen*

Im Fall von unbewussten Umstellungen werden Wörter oder Wortteile innerhalb eines Satzes bzw. Buchstaben innerhalb eines Wortes umgestellt, das heißt an eine andere Position gebracht. In diese Kategorie fallen auch die typischen Buchstabendreher, wie sie legasthenischen Schreiber*innen des Öfteren unterlaufen.

Dieser Fehlertyp wurde für die vorliegende Untersuchung in die folgenden Kategorien aufgeteilt:

- 3a** Umstellung eines oder mehrerer Buchstaben innerhalb eines Wortes (**Buchstabendreher**)
- 3b** Umstellung eines oder mehrerer Wörter im Satz

Grundsätzlich verändern Umstellungen von Wörtern (3b) den Satzinhalt kaum, zudem existierte im 15. Jahrhundert noch keinerlei kodifizierte Norm, welche die exakte Position eines Wortes im Satz festgelegt hätte. Derlei Umstellungen werden von den Schreiber*innen im Laufe des Abschreibeprozesses unwillkürlich vorgenommen und liefern kaum aussagekräftiges Untersuchungsmaterial.

Ergiebiger für die Fehleranalyse sind die Umstellungen von Buchstaben im Wort, die wie im folgenden Fall Rückschlüsse auf ihr Zustandekommen zulassen.

- D085a016 *Hat der habich Leus fo fol man **schneiden** (uS3a!)*
- D085a017 *ain kützin die weil es jung ift vnd darein*
- D085a018 *fol man den habich verwickeln vnd ainen*
- D085a019 *gantzen tag darjnn lassen ligen [...]*

Um den Habicht von Läusen zu befreien, wird empfohlen, ein Ziegen- oder Rehkitz zu ‚schneiden‘, solange es noch jung ist, und darin soll man den Habicht dann einwickeln. An dieser Formulierung scheint etwas nicht zu stimmen, daher ist es notwendig, einen vergleichenden Blick auf die Vorlage zu werfen:

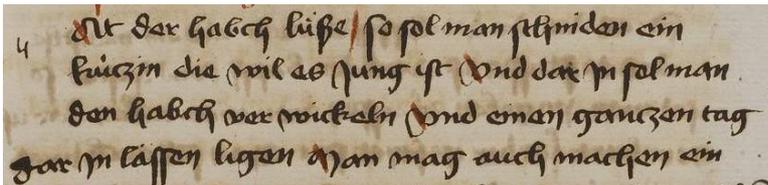


Abbildung 72: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 45r, Z. 6–9

Der Wortlaut stimmt auf den ersten Blick exakt mit der Vorlage überein. Doch wenn man das fragliche Wort unter der Lupe betrachtet und sich die Geschwindigkeit des Abschreibeprozesses vor Augen führt, könnte die Fehllese unter Umständen durch einen verrutschten i-Punkt zustande gekommen sein:

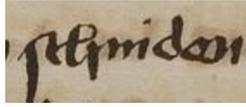


Abbildung 73: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 45r, Z. 6

Das Verbum *schinden* bezeichnet das Abziehen des Fells des Kitzes, um den Habicht darin einzuhüllen. Dieses Beispiel liefert ein weiteres gewichtiges Argument für die Vorlagentheorie, denn die Fehllesung der Hätzlerin konnte nur durch den verrutschten i-Punkt bei A ausgelöst worden sein.

Ob es sich im nächsten Beispiel ebenfalls um einen Buchstabendreher handelt, ist unklar. In dieser Passage geht es um die Zubereitung eines Heilmittels gegen Feigwarzen, an denen Pferde mitunter laborieren können.

D108a030 [...] Vnd darnach fol man machen ainen kûchen
 D108a031 von grönem kraut das da haiffet **andern** (uS3a⁰)

Das grüne Kraut ist eine heute noch bekannte Heilpflanze namens Andorn, die zur Familie der Lippenblütler gehört und ätherische Öle und Bitterstoffe enthält, die sowohl schleimlösend als auch appetitanregend wirken.⁵¹ Im Mittelhochdeutschen waren verschiedene Schreibweisen des Pflanzennamens verbreitet, die von *aindorn*, *andren*, *andron*, *antron*, *andor* bis *doren* reichten.⁵² Es stellt sich die Frage, ob es sich bei der Form *andern*, die Clara verwendet, um einen Buchstabendreher von *andren* handelt. Da die Schreiberin diese Schreibweise äußerst konsequent nicht weniger als viermal benutzt, ist eher anzunehmen, dass es sich dabei um eine lokale Variante von *andorn* im Raum Augsburg handelt. Die Variante wurde in der Transkription daher als Nullfehler gekennzeichnet und in der statistischen Auswertung nicht mitgezählt.

51 Vgl. <<https://www.kraeuter-buch.de/kraeuter/Andorn.html>> [2022-01-31].

52 Vgl. Lexer online, s. v. *andorn*. Vgl. Portal der Pflanzen des Mittelalters, <http://medieval-plants.org/mps-daten/mps_entry/andorn-4/> [2022-01-31].

Die Fehlerkategorie der unbewussten Umstellungen ergibt folgendes Bild:

Tabelle 13: Unbewusste Umstellungen

Fehlertyp UNBEWUSSTE Umstellungen	Hs. A	Hs. D	Primärfehler in Hs. D
3a Umstellung von Buchstaben im Wort (Buchstabendreher)	5	6	3
3b Umstellung von Wörtern im Satz	47	47	47
Summe	52	53	50

A und D arbeiten hier relativ ausgeglichen, es gibt keine Signifikanzen in eine Richtung und die Zahl der Buchstabendreher bleibt hochgerechnet auf die Länge der Abschrift vergleichsweise klein.

6.3.1.4. Unbewusste Ersetzungen

Bei diesem Typ von Schreibversehen werden im Ausgangstext vorhandene Wörter durch andere Wörter ersetzt, wobei in dieser Untersuchung zwischen Varianz- und Fehlerwörtern unterschieden wurde. Erstere verändern die Aussage des Textes nur marginal, es handelt sich dabei zumeist um sinnverwandte Wörter, also Synonyme – die Textkritik spricht von ‚gleichwertigen Varianten‘. Im Gegensatz dazu führen sog. Fehlerwörter zu Missverständnissen, da sie den Sinngehalt des Textes verfälschen und diesen mitunter sogar unverständlich machen. Zusätzlich können im Schreibprozess auch Flüchtigkeitsfehler entstehen, bei denen nur einzelne Buchstaben in einem Wort ersetzt werden und das ursprüngliche Wort noch erkennbar ist. Dieser Fehlertyp wurde daher in die folgenden drei Kategorien unterteilt:

- 4a** Ersetzung eines oder mehrerer Buchstaben in einem Wort (Flüchtigkeitsfehler)
- 4b** Ersetzung eines Wortes in einem Satz, wobei die Satzaussage annähernd gleichbleibt (Varianzwort)
- 4c** Ersetzung eines Wortes in einem Satz, wobei die Satzaussage mehr oder weniger verfälscht bzw. unverständlich wird (Fehlerwort)

Flüchtigkeitsfehler der Kategorie 4a unterlaufen der Hätzlerin etwa, wenn sie *flehen gefafft* (pag. 53, Z. 8) schreibt statt *flehengesafft* oder *ftüffig* anstelle von *flüffig* (pag. 88, Z. 8), aber auch Verschreibungen wie *oder* statt *ader* (pag. 115, Z. 9) oder *jungen* für *zungen* (pag. 105, Z. 21) gehören in diese Kategorie. Beim Großteil dieser Fehler handelt es sich wohl um Verlesungen.

Zur Veranschaulichung des Unterschieds zwischen Varianz- und Fehlerwörtern seien zwei Beispiele angeführt:

A026r014 [F] *Luffe dem falcken eyter von der nafon*

D049a028 *Fluß dem valcken aytter vs (uS4b1) der Nafen [...]*

Während man bei A liest, dass dem Falken Eiter von der Nase fließt, rinnt das Sekret laut D aus der Nase. Durch die Verwendung von unterschiedlichen Präpositionen wird die Aussagekraft des Satzes in keiner Weise verändert. Textabweichungen wie diese kommen zustande, weil Schreiber*innen – wie bereits weiter oben erwähnt – nicht Wort für Wort kopieren, sondern eine längere Passage lesen, sich diese merken und dann aus dem Gedächtnis niederschreiben. Bei diesem inneren Diktat kann der Text – je nachdem, wie konzentriert die schreibende Person gerade ist – leicht modifiziert und eine Formulierung geringfügig abgeändert werden, wodurch dann eine gleichwertige Variante entsteht.

Im Gegensatz dazu steht folgende Textstelle, bei der durch eine winzige Unaufmerksamkeit ein Fehlerwort der Kategorie 4c entstanden ist, das in diesem Fall leicht als solches zu erkennen ist. Münsinger hat zur besseren Orientierung für die Leserschaft am Beginn jedes thematischen Blocks eine kurze Inhaltsübersicht eingefügt, in der die einzelnen Abschnitte des Kapitels vorgestellt werden. Gleich am Anfang des Falkenbuches unterläuft Clara eine Gedankenlosigkeit und sie produziert ein Fehlerwort:

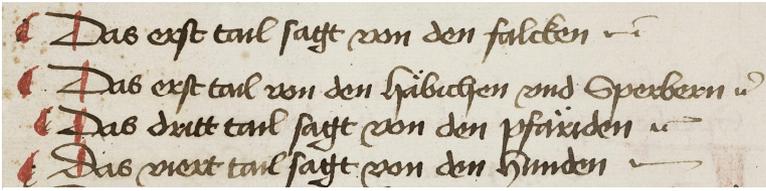


Abbildung 74: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 2, Z. 1–4

- D002a001 *Das erst tail sagt von den Falcken*
 D002a002 *Das **erst** (uS4c¹) tail von den Hübichen vnd Sperbern*
 D002a003 *Das dritt tail sagt von den pfäriden*
 D002a004 *Das viert tail sagt von den hunden*

Wenn Clara bei dieser Aufzählung nach *Das erst tail* noch einmal *Das erst tail* statt *Das ander tail* schreibt, zeugt das von einem ‚Nicht-beider-Sache-Sein‘, einer geistigen Abwesenheit während eines rein routinemäßigen Abschreibvorganges. Solche Schreibversehen geschehen unbewusst, können aber beim Leser/bei der Leserin unter Umständen zu Verwirrung führen.

Gelegentlich kann eine solche kurze Unaufmerksamkeit der Schreiberin aber auch gravierendere Auswirkungen haben, im Speziellen, wenn es um Mengenangaben in Rezepten geht. Ein schwerwiegender Fehlgriff der Hätzlerin lässt sich in der folgenden Passage beobachten, in welcher eine gefährliche Pferdekrankheit abgehandelt wird. Als Therapiemaßnahme beschreibt Münsinger die Zubereitung eines Heilmittels, das laut Claras Abschrift wie folgt herzustellen ist:

- D127a016 [...] / Darnach fol man nemen **ain** (uS4c¹)
 D127a017 *hanndtuol benedicten krautt vnd alfuil wägrifß*
 D127a018 *vnd alfuil **agramonem** (u14¹)⁵³ vnd ain handtuol rätlich*
 D127a019 *wurtzel vnd die stuck zufamen vermifft fol man...*

Unglücklicherweise unterläuft der Hätzlerin in dieser Passage ein Zeilensprung, was, wie bereits in Kapitel 6.3.1.1. nachgewiesen werden konnte, bei ihr um einiges häufiger der Fall ist als bei Schreiber A und offensichtlich einen Schwachpunkt in ihrem Profil darstellt. Anstatt *drei hanndtuol*, wie es in A und allen übrigen Textzeugen zu lesen ist, schreibt Clara nur *ain hanndtuol*, weil ihr Auge dieselbe Angabe zwei Zeilen tiefer bei den Rettichwurzeln gesehen hatte. Von der falschen Mengenangabe sind nun gleich drei Zutaten betroffen, denn nicht nur das Benediktenkraut, sondern

53 Dieser Fehlertyp wird in Kapitel 6.3.2 thematisiert werden.

auch der Wegerich und die Agrimonie, das Ackerkraut, werden in ihrer Abschrift zu gering dosiert. Durch ein solches Versehen könnte im schlimmsten Fall das Heilmittel wirkungslos bleiben und das Pferd an der Erkrankung sterben.

Auch in der nachfolgenden Textpassage findet sich ein drastisches Beispiel dafür, wie durch Unaufmerksamkeit und einen klassischen Lesefehler eine völlig entstellte Abschrift entstehen kann. Münsinger beschreibt im 4. Kapitel des Falkenteils die Ernährungsweise einer unedlen Falkenart. Wenn diese Vögel noch jung sind, fangen sie ausschließlich Mäuse, während sie nach der ersten Mauser auch größere Beutetiere jagen:

D029a004 [...] *So fahen*
 D029a005 *fy tauben vnd hit vogel (uS4c1) [...]*

Diese Aussage ist ein Widerspruch in sich, da Tauben zweifellos zur Gattung der Vögel gehören. Tatsächlich fangen diese Falken *tuben vnd antfogel* (Hs. A, fol. 15r, Z. 21), so liest man es auch in allen übrigen Überlieferungszeugen. Der Hätzlerin ist an dieser Stelle ein Lesefehler unterlaufen, der ihr aber nicht bewusst geworden ist.

Die Auswertung des Fehlertyps der unbewussten Ersetzungen ergibt folgendes Bild:

Tabelle 14: Unbewusste Ersatzwörter

Fehlertyp UNBEWUSSTE Ersetzungen	Hs. A	Hs. D	Primärfehler in Hs. D
4a Ersetzung eines Buchstabens im Wort	62	45	37
4b Varianzwörter	6	81	80
4c Fehlerwörter	23	66	53
Summe	91	192	170

Insgesamt hat Clara fast doppelt so viele Ersatzwörter in ihrer Abschrift verwendet wie A, nämlich 170. Trotzdem scheint das Vertauschen von einzelnen Buchstaben im Wort eher eine Schwäche

von A zu sein. In seiner Abschrift findet man wiederholt Verschreibungen beim Dativ (*den* statt *dem* und umgekehrt, z. B. in fol. 27r, Z. 14; fol. 27v, Z. 26; fol. 38r, Z. 6; fol. 44r, Z. 10; fol. 64v, Z. 7 etc.). Der Schreiber von A verwendet aber auch *wierley* (fol. 54r, Z. 8) statt *viererley*, *lebens* (fol. 54r, Z. 10) statt *leibes*, *gefswulfft* (fol. 56r, Z. 1) statt *gefswulft*, *sparpffer* (fol. 79v, Z. 10) statt *fcharfer*, *wenden* (fol. 81v, Z. 25) statt *werden*, *ader* (fol. 84r, Z. 3) statt *oder*, *mit* (fol. 82r, Z. 2) statt *nit*, *fenfticlich* (fol. 18r, Z. 7) statt *fenfticlich*, *fchaden* (fol. 25v, Z. 28) statt *fchaben* und vieles mehr. Nicht weniger als viermal verschreibt sich A bei den formelhaft wiederkehrenden Überschriften:

A021r008	<i>Das achte Capitel das da fagt von den</i>
A021r009	<i>fuchten der falcken vnd von den Ertznyen</i>
A021r010	<i>die dar zů gůt feint Als fich [uS4c] meifter will-</i>
A021r011	<i>halm konig Rógers von Cecilien felckner</i>
A021r012	<i>Etwann bewert vnd befchriben hāt etc.</i>

Nicht der Falkner König Rogers II. von Sizilien hat sich *bewert*, sondern *fie*, die Arzneien, die von ihm überliefert wurden. Der gleiche Fehler unterläuft dem Schreiber von A noch auf fol. 27r, Z. 24; fol. 34v, Z. 28 und fol. 43r, Z. 24, die übrigen Textzeugen tradieren dieses Schreibversehen nicht.

Bei Clara wiederum fällt auf, dass sie sich im Bereich des Wortschatzes häufig die Freiheit nimmt, zu gleichwertigen Varianten zu greifen; das heißt, sie hält sich nicht immer sklavisch eng an die Vorlage. Sie zeigt aber auch Auffälligkeiten bei der Verwechslung von Wörtern: Des Öfteren gebraucht sie Begriffe, die in keiner anderen Abschrift belegt sind, und die inhaltlich so gar nicht in den Kontext passen wollen. Immerhin weist ihr Text mehr als doppelt so viele Fehlerwörter wie Handschrift A auf. Dies widerspricht den Beobachtungen von Schnell, der sich in einer Untersuchung mit der Unfestigkeit von medizinischen Texten des Mittelalters beschäftigt hat. Sein Befund lautete, dass diese auf der inhaltlichen Ebene relativ stabil überliefert werden, während sich die Varianz nur im Bereich der semantisch unbedeutenden Kleinwörter bemerkbar mache.⁵⁴

Nun findet man bei Clara aber Fehlschreibungen wie die folgenden: *gepaiffen* (pag. 15, Z. 9) statt *gestoffen*, *ein ftänd* (pag. 18, Z. 28) statt *niftent*, *vnedel* (pag. 31, Z. 22) statt *edel*, *nachgefchriben* (pag. 51, Z. 28) statt *vorgefchriben*, *flēch* (pag. 53, Z. 6) statt *flehen*,

54 Vgl. Schnell, Varianz oder Stabilität, S. 46.

zu *ftund* (pag. 53, Z. 26) statt *zwo ftund*, *durchainander* (pag. 86, Z. 25) statt *durch ein tuch*, *falben* (pag. 86, Z. 29) statt *fieden*, *plüe* (pag. 94, Z. 16) statt *blüt*, *erftöret* (pag. 106, Z. 33) statt *erftarret*, *pämöl* (pag. 111, Z. 8) statt *kommel*, *ftreng* (pag. 119, Z. 28) statt *kelte*, *machen anainander* (pag. 119, Z. 31) statt *nacheinander*, *ynwendig* (pag. 125, Z. 3) statt *ein wenig* und *höpffen* (pag. 132, Z. 25) statt *epheü*. Damit bewegt sie sich keineswegs mehr im Bereich der für den Inhalt irrelevanten Kleinwörter, sondern ihre Fehlschreibungen haben mitunter gravierende Auswirkungen auf den Sinn ganzer Absätze. Diese hohe Frequenz an Fehlerwörtern kann als weiteres Puzzleteil dem Stärken-Schwächen-Profil der Schreiberin hinzugefügt werden.

Wertet man nun die Häufigkeit aller unbewussten Fehlschreibungen von A und D aus, so bekommt man folgende Ergebnisse:

Tabelle 15: Häufigkeit der unbewussten Fehlschreibungen in Hs. A und Hs. D

	Fehlertyp	Hs. A		Fehlertyp	Hs. D
1	Auslassungen	99	1	Auslassungen	78
2	Zusätze	44	2	Zusätze	12
3	Umstellungen	52	3	Umstellungen	50
4	Ersetzungen	91	4	Ersetzungen	170
	Gesamtfehler	286		Gesamtfehler	310

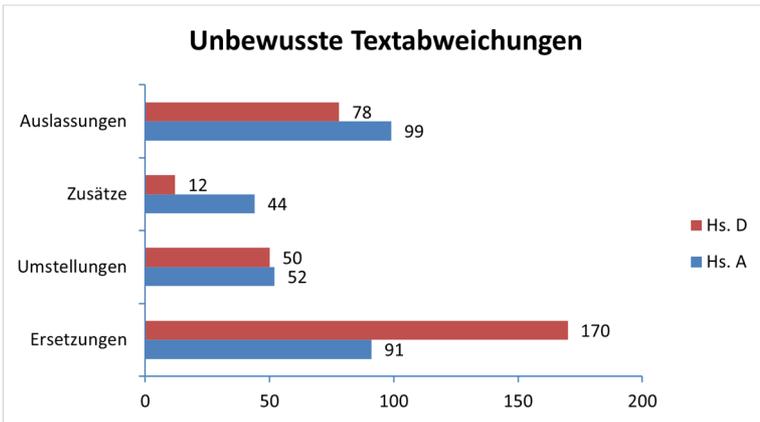


Abbildung 75: Grafische Darstellung der Häufigkeit der unbewussten Textabweichungen in Hs. A und Hs. D

Insgesamt ist die Zahl der Fehlschreibungen bei Clara höher, während sie sich 310-mal verschreibt, verbucht Schreiber A nur 286 Fälle eines *Lapsus manus* auf seinem Konto. Die Verteilung der einzelnen Fehlertypen auf die beiden Abschriften gestaltet sich – bis auf die Umstellungen – recht unterschiedlich: Zusätze kommen in beiden Handschriften am seltensten vor, wobei D bedeutend weniger Zusätze einfügt als A. Danach folgen die Umstellungen, die bei A und D relativ ausgeglichen anzutreffen sind, allerdings auch die geringste Aussagekraft haben. Bei A liegen die Ersetzungen an dritter Stelle, während Auslassungen die größte Schwachstelle seines Textes darstellen. Clara unterläuft weniger Auslassungen, dafür ist die Zahl ihrer Ersatzwörter eklatant höher und liegt damit an erster Stelle in ihrer Fehlerfrequenz.

6.3.2. Unbewusste inhaltliche Fehler: Sachfehler

Jeder Mensch kann irren, Unsinnige nur verharren im Irrtum.

(Cicero)

Sachfehler, die zweite große Gruppe der unbewussten Schreibfehler, werden im Gegensatz zu den zuvor erörterten Schreibversehen nicht durch Ablenkung, Müdigkeit oder Unkonzentriertheit der Schreiberin oder des Schreibers verursacht. Sachfehler basieren stets auf einem Wissensdefizit der kopierenden Person und können daher von dieser weder selbst erkannt noch korrigiert werden. Während also ein *Lapsus* jedem Menschen jederzeit unabhängig von seinem Vorwissen passieren kann, sind Sachfehler individuelle Fehler, die unmittelbar mit der schreibenden Person und ihrem persönlichen Wissensstand zusammenhängen. Selbst wenn man die Schreiberin darauf hinweisen würde, dass in ihrem Text ein Fehler vorliegt, könnte sie diesen nicht selbst korrigieren, weil ihr das nötige Hintergrundwissen dafür fehlt.

Sachfehler in der Gebrauchsliteratur entstehen vor allem im Bereich der Fachterminologie, im Fall der Münsinger-Abschrift dort, wo es um Spezialausdrücke und lateinische Namen von Tierkrankheiten und Heilpflanzen geht. Münsinger hatte bei seiner Übersetzung von Albertus Magnus' Traktat zwar den gesamten Text getreulich in die Volkssprache übertragen, jedoch behielt er gelegentlich die lateinischen Bezeichnungen bei den Namen der Heilpflanzen bei, die ihm als Arzt selbstverständlich geläufig waren. Da viele der Berufsschreiber*innen, wie bereits in Kapitel 2.7 dieser

Arbeit ausgeführt, wohl nicht in den Genuss einer akademischen Ausbildung gekommen sind, ist gerade der Bereich der lateinischen Fachterminologie fehleranfällig. Insbesondere Zusätze und Ersetzungen kommen hier häufig vor.

Auch Clara wurde in ihrer Abschrift gelegentlich Opfer eines sachlichen Missverständnisses. Im Kapitel, das sich mit Aufzucht und Ernährung des Habichts beschäftigt, findet sich folgendes Beispiel für einen inhaltlichen Irrtum:

D061a003 [...] / *Er wirt auch vnder*
 D061a004 *weilen verstopft das er nit fmaißt vnd alßdann*
 D061a005 *fo wirt er fwär vnd träg vnd begert weder des*
 D061a006 *aß oder des vogels an der paiß / vnderweilen fo*
 D061a007 *wirt er luftig (u121)⁵⁵ von böfen faulen flüssen vnd dempffen*
 D061a008 *die er in jm hat / [...]*

Der Habicht leidet gelegentlich an Verstopfung, sodass er keinen Kot absetzen kann, wird dann schwerfällig und träge und verspürt bei der Beizjagd keine Lust auf seine Beute. Dazu scheint die nachfolgende Aussage im Widerspruch zu stehen, wenn behauptet wird, dass er von schlechten, faulen Körpersäften und Dämpfen auch Appetit bekomme.⁵⁶ Konkret mutet das Adjektiv *luftig* unpassend an, und tatsächlich tradieren alle übrigen Textzeugen *lufig* im Sinne von ‚lausig, elend‘. Warum ist Clara dieser Fehler unterlaufen, der die Passage inhaltlich entstellt? Vielleicht hatte ihr Unterbewusstsein aufgrund des Adverbs *vnderweilen* nach der Beschreibung des trägen, unlustigen Tieres nun das genaue Gegenteil erwartet, also einen nach Futter begierigen Vogel? Die Stelle scheint bei ihr auch beim Korrekturlesen keinen Zweifel erregt zu haben, sonst hätte sie den inhaltlichen Fehler wohl ausgebessert.

Auf einen anderen sachlichen Fehler stößt man auf pag. 32 in Zeile 17, wo Clara Länder aufzählt, in denen eine bestimmte Falkenart beheimatet ist:

D032a016 [...] / *Auch ift hie zu wiffen das man in*
 D032a017 *Brittanien / in Swenden (u122) vnd in Lyff Lannde*
 D032a018 *in Schlauffen (u120) / in Clüfen (u141) / in Preyffen*
vnd ge-
 D032a019 *mainlich in den kalten Lannden die vaft kalt*
 D032a020 *find vil valcken vnd ander vederfpil vil*

55 Die Abkürzung *u/* steht hier für die Kategorie der unbewussten inhaltlichen Fehler.

56 Vgl. Lexer online, s. v. *lustec* (‚begierig‘).

D032a021 *vindet vnd find auch gröffer vnd manlicher*
 D032a022 *dann hie zu Lannd wann dafelbs ift das mer*

Beim Ländernamen Schweden wurde ein zusätzliches *n* eingefügt, das Clara freilich schon als Sekundärfehler aus ihrer Vorlage übernommen hat, denn sowohl A (fol. 17r, Z. 3) als auch C (fol. 22v, Z. 22) weisen diese Variante auf. Bei *Schlauffen* handelt es sich um die Augsburger Variante eines Landes, das in A als *Schlafen* (fol. 17r, Z. 4), in E als *Slaffen* (fol. 36v, Z. 20) und in F als *schlauen* (fol. 13v, Z. 6) wiedergegeben wird. Damit muss wohl ein ‚slawisches‘ Land gemeint sein. Ob die Schreibweise historisch korrekt ist, lässt sich aus heutiger Sicht nicht mehr exakt beurteilen, daher wurde hier ein Nullfehler zugewiesen.

Einer sachlichen Verwechslung begegnet man beim nächsten Land, das Clara irrtümlich als *Clüfen* abgeschrieben hat. Der Vergleich mit den Parallelüberlieferungen offenbart allerdings, dass es sich hierbei nur um Russland handeln kann, denn A schreibt *Rúfen* (17r, 4) und auch in den übrigen Textzeugen finden sich Varianten dieses Namens. Generell scheint sich bei Länderbezeichnungen gerne der Fehlerteufel einzuschleichen, denn schon ein paar Seiten vorher stößt man auf einen ähnlichen sachlichen Irrtum:

D024a004 *Die valcken von der sibenden edeln zucht*
 D024a005 *haiffent weißfalcken vnd koment gewon-*
 D024a006 *lich vß den kalten Lannden darumb fy äch*
 D024a007 *weiß find / als vß Norbegen Sweden vnd der*
 D024a008 *Marck (uI4⁰) [...]*

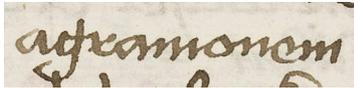
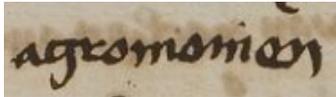
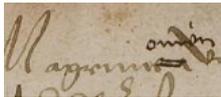
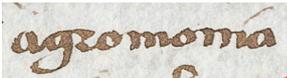
Während Schweden hier richtig geschrieben ist, herrscht große Verwirrung beim letzten Land der Aufzählung, das in folgenden Überlieferungsvarianten vorliegt: A und C haben *der marck* (12v, 17 und 17r, 18), E hat *vnden marckt* (29r, 6), während F *dennen margk* (10r, 11) und schließlich G *dennemark* (pag. 45, 8) schreiben. Allerdings weist Lindner in seinen Anmerkungen zur Edition darauf hin, dass die ursprüngliche lateinische Version bei Albertus Magnus *a regionibus Norwegiae et Suveciae et Estonia* lautet, wobei Münsinger letztere Länderbezeichnung später mit „der Mark“ übersetzt haben soll.⁵⁷ Tatsächlich war Estland im Jahr 1219 vom dänischen König Waldemar II. erobert worden und die dänische Krone behielt

57 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 2, S. 185. Nach Lindners Meinung hätte also Münsinger selbst diesen Fehler verschuldet. Dies lässt sich aber nicht mehr beweisen, da das Original der deutschen Übersetzung nicht erhalten ist.

bis 1346 die Kontrolle über das Land.⁵⁸ Ob Münsinger mit seiner Übersetzung wirklich richtig lag, ist aus heutiger Sicht nicht mehr zu beurteilen, daher wurde dieser Fehler als Nullfehler eingestuft.

Nicht nur bei Ländernamen, sondern auch bei lateinischen Pflanzenbezeichnungen herrscht in den Münsingerabschriften eine große Variantenvielfalt vor. Dies zeigt sich zum Beispiel bei den unterschiedlichen Schreibweisen, die in den elf Textzeugen für eine Pflanze namens Agrimonia verwendet werden. Die Agrimonia oder Odermennig, im Volksmund auch als Ackerkraut bezeichnet, gehört zur Familie der Rosengewächse und wurde nicht nur zum Gelbfärben von Wolle, sondern auch als Heilpflanze verwendet.⁵⁹ Odermennigkraut enthält sowohl Gerbstoffe als auch Flavonoide und wird bei Durchfallerkrankungen oder zur Behandlung von Hautentzündungen und oberflächlichen Wunden eingesetzt.⁶⁰ In der Hippokratie diente die Pflanze der Therapie von Hauterkrankungen des Pferdes, die durch einen Parasiten (Wurmbefall) ausgelöst werden. Da Münsinger jedoch nicht den Trivialnamen Ackerkraut, sondern den Fachterminus Agrimonia verwendet hatte, mühten sich die Schreiber*innen aller Textzeugen damit ab, die korrekte Schreibweise für dieses Heilkraut zu finden:

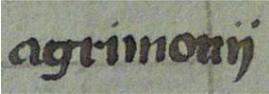
Tabelle 16: Überlieferungsvarianten von Agrimonia

	Hs. D, pag. 127, Z. 18
	Hs. A, fol. 70r, Z. 6
	Hs. B, fol. 98r, Z. 1
	Hs. C, fol. 106v, Z. 23

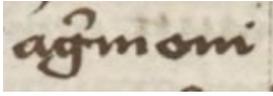
58 Vgl. 'Esten, Estland', in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4, Sp. 32–36, in Brepolis Medieval Encyclopaedias – Lexikon des Mittelalters Online.

59 Vgl. <<https://de.wikipedia.org/wiki/Odermennige>> [2022-01-31].

60 Vgl. <<http://www.arzneipflanzenlexikon.info/odermennig.php>> [2022-01-31].



Hs. F, fol. 56r, Z. 12



Hs. L, fol. 24v, Z. 24

Während C mit *agromonia* und A mit der Variante *agromonien* noch relativ stabil bleiben, schreibt Clara *agramonem*, F *agrimonii* und L *agermoni* bzw. *agremoni* mit nicht eindeutig auflösbarer Abkürzatur.⁶¹ B ist vollends verwirrt und versucht es mit *agrimen*, während eine spätere Hand mit dieser Version nicht einverstanden ist und vermutlich zu *agrimonien* korrigiert (die letzten beiden Buchstaben der Grundschrift sind infolge der Überschreibung durch den Korrektor nicht sicher zu entschlüsseln). Interessanterweise findet sich bei Clara aber nur eine Seite später doch der korrekte Begriff, wenn sie schreibt:

- D128a011 [...] *Vnd nach dem*
 D128a012 *vf schneiden so mag man den schaden mit ainem*
 D128a013 *glüenden eyfen prennen vnd darnach darauf legen*
 D128a014 *ain pflaster gemacht vs gerften mël vnd von*
 D128a015 *rochen ayrdottern oder von agrimonien vnd*
 D128a016 *läch zusammen gestoffen [...]*

Was mag die Ursache dafür sein, dass der Pflanzename zu Beginn vollkommen entstellt und bei neuerlicher Verwendung in seiner korrekten Form geschrieben wurde? Dass auch A an dieser Stelle die richtige Schreibweise *agrimonien* (70v, 7) benutzt, kann als weiterer Nachweis für die Vorlagentheorie gewertet werden. Grundsätzlich scheinen lateinische Fachtermini aber besonders fehleranfällig zu sein, und bei ihrer Verwendung kommt es am häufigsten zu Missverständnissen. Schnell bemerkt dazu: „In manchen Fällen werden sie von den Schreibern derart verstümmelt, dass sich kaum noch erahnen lässt, was gemeint ist“.⁶²

Auch Betonie ist ein Pflanzename, mit dem die Berufsschreiberin ihre liebe Not hatte. Zur Familie der Lippenblütler gehörend, enthält der echte Ziest – wie das Gewächs auch genannt wird – Bitter- und Gerbstoffe und wird in der Volksmedizin zur Behand-

61 Denkbar wäre auch -ra oder -ri, Vgl. Cappelli, 1928, S. XXIII und v. a. XXXI: Abkürzungszeichen mit veränderlicher Bedeutung, Punkt 3.

62 Schnell, Varianz oder Stabilität, S. 46.

lung von Durchfall und Darmerkrankungen eingesetzt.⁶³ Clara schreibt den Namen der Pflanze einmal als *bethomia* (pag. 69, 18), an zwei weiteren Stellen als *bethanica* (pag. 71, 30 und 73, 5-6). Den lateinischen Fachterminus hat sie wohl nie zuvor gehört.

Einen weiteren inhaltlichen Fehler baut die Hätzlerin in ihre Abschrift ein, als sie eine Pferdekrankheit, *die die walchen die morfel*⁶⁴ *heiffent* (Hs. A 64v, 24), als *man vël* (pag. 118, 35) bezeichnet. Diese bakterielle Infektion, auch Rotzkrankheit genannt, verdankt ihren Namen dem ansteckenden Schleim, der die oberen Atemwege und die Lungen verstopft, und hat nichts mit harmlosem Schnupfen zu tun.⁶⁵ Das Gebrechen zählt zu den ältesten bekannten Pferdekrankheiten und war schon im Altertum unter dem Namen *morbis malleus* bekannt.⁶⁶ Weitere markante inhaltliche Fehler sollen in Kapitel 7 dieser Arbeit ausführlich besprochen werden.

Fasst man alle Sachfehler in den beiden Handschriften A und D zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle 17: Unbewusste inhaltliche Fehler

Fehlertyp UNBEWUSSTE inhaltliche Fehler	Hs. A	Hs. D	Primärfehler in Hs. D
2 inhaltliche Zusätze	3	3	2
3 inhaltliche Umstellungen	0	1	1
4 inhaltliche Ersetzungen	1	20	20
Summe	4	24	23

63 Vgl. https://www.awl.ch/heilpflanzen/stachys_officinalis/betonie.htm.

64 Vgl. auch die franz. Bezeichnung *morve* für diese Erkrankung <[https://de.wikipedia.org/wiki/Rotz_\(Krankheit\)#Name](https://de.wikipedia.org/wiki/Rotz_(Krankheit)#Name)> [2022-01-31].

65 Vgl. Christine Theiss: Ein anonymes Roßarzneibuch aus dem bairisch-böhmischen Sprachraum. München 2014, S. 161.

66 Vgl. <[https://de.wikipedia.org/wiki/Rotz_\(Krankheit\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Rotz_(Krankheit))> [2022-01-31].

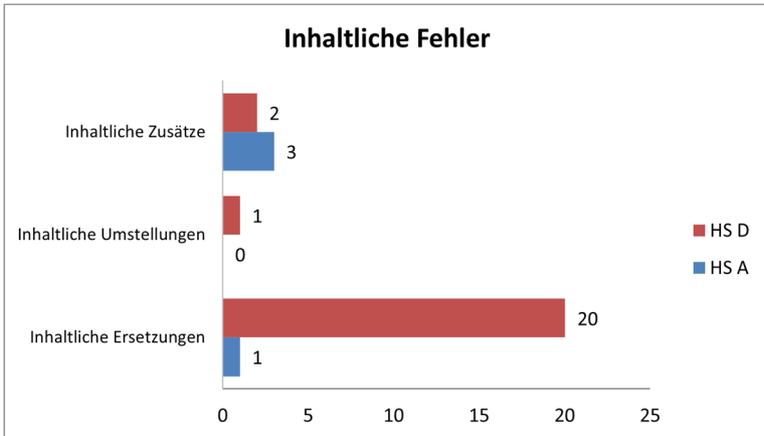


Abbildung 76: Grafische Darstellung der Häufigkeit von inhaltlichen Fehlern

In A wird an drei Stellen inhaltlich etwas hinzugefügt, was die Textaussage verfälscht, während dies in D nur zweimal geschieht. Die Hätzlerin verbucht eine inhaltliche Umstellung auf ihrem Fehlerkonto, während A diese Art von Fehler gar nicht unterläuft. Ganz anders sieht es bei den Ersetzungen aus: Clara erliegt hier immerhin 20-mal einem inhaltlichen Irrtum, bei dem sie Buchstaben oder ganze Wörter in ihrer Abschrift durch falsche oder unpassende ersetzt, während A nur in einem einzigen Fall als Verursacher eines derartigen Fehlers ausgemacht werden kann. Die Berufsschreiberin trägt durch diese inhaltlichen Missgriffe ganz nachhaltig dazu bei, dass Informationen dieser Fachschrift verfälscht werden und bei der Leserschaft nur noch verderbt ankommen, da der Text durch diese sachlichen Irrtümer unverständlich bzw. ‚sinnlos‘ wird. Diese Schwäche muss als wunder Punkt im Profil der Schreiberin festgehalten werden.

6.3.3. Bewusste Texteingriffe bei fremden Fehlern: Versuche zur Textverbesserung

Fremde Fehler sehen wir, die unsrigen aber nicht.

(Seneca)

Wie in den vorangegangenen Kapiteln nachgewiesen werden konnte, ist ein Großteil der unbewussten Textabweichungen, der sog. Schreibfehler, der Ablenkung und Unkonzentriertheit der Kopistin/des Kopisten während des Schreibprozesses bzw. einem Wissensmanko im Bereich der Fachterminologie geschuldet. Als weniger

leicht zu erkennen, aber besonders lohnend für die Textanalyse erweisen sich bewusste Eingriffe in den Text, da diese Rückschlüsse auf die Arbeitsweise und das Berufsethos der Schreiberin sowie in gewissem Maße auch auf ihre Persönlichkeit zulassen.

Timpanaro nennt zwei Gründe, warum Kopist*innen bewusst in den Text eingreifen, dies sei einerseits „a deliberate intention to change, amplify, abridge or gloss what the author wrote“⁶⁷ oder andererseits der Versuch, das Original wiederherzustellen. Diesen beiden Gründen ist noch ein dritter hinzuzufügen, denn in Claras Abschrift von Münsingers *Falkenbuch* stößt man mitunter auf Bemühungen der Schreiberin, eigene Schreibversehen zu kaschieren bzw. gänzlich verschwinden zu lassen. Aus diesem Grund wurden die bewussten Texteingriffe in Versuche zur Textverbesserung (Kategorie bV), die Clara bei fremden ‚Fehlern‘ unternommen hat, und Revisionshandlungen (Kategorie bR), die der Korrektur und mitunter auch dem ‚Kaschieren‘ von eigenen Fehlern dienen, unterteilt.

Zunächst gilt es aber grundsätzlich zu klären, wie sich bewusste Texteingriffe von unbewussten unterscheiden lassen: Während Letztere immer einem bestimmten Muster gehorchen und bei allen Schreiber*innen ähnlich verlaufen, sind Erstere individuell geprägt und können in unterschiedlichsten Formen auftreten. Versuche der Kopistin, den Text zu vereinfachen, stilistisch zu glätten oder in welcher Hinsicht auch immer zu verbessern, erkennt man zunächst daran, dass völlig andere Formulierungen verwendet werden als in der Mehrheit der Vergleichstexte und dass mitunter sogar die inhaltliche Aussage verändert ist. Daher ist es auch hier unbedingt notwendig, so viele Textzeugen wie möglich für die Gegenüberstellung heranzuziehen. Bewusste Textabweichungen lassen sich gelegentlich auch daran erkennen, dass sie mehrmals in derselben Form auftreten, weil der/die Schreiber*in von der Richtigkeit dieser Schreibweise überzeugt war, während Schreibversehen meist einmalige Erscheinungen sind. Allerdings muss eingeräumt werden, dass bei der Fehlerkategorisierung in diesem Bereich mitunter Unschärfen bestehen.

Divergieren mehrere Abschriften im Wortlaut, so ist dies häufig ein Indikator für eine schwer lesbare oder fehlerhafte Vorlage bzw. auch für fehlendes Wissen der Schreiberpersönlichkeiten speziell

67 Sebastiano Timpanaro: *The Freudian Slip. Psychoanalysis and Textual Criticism*. Translated by Kate Soper. London: NLB 1976, S. 20.

prozesses die Eigenheiten des Schreibers ihrer Vorlage immer besser kennen. Einige Seiten weiter, als A *die groffen fogel zů herfliegen vnd zů beyfften* (fol. 33v, Z. 13–14) schreibt, gibt sie die Phrase korrekt mit *Die groffen vogel zu erfliegen vnd zu paiffen* (pag. 64, Z. 8–9) wieder. Auch die weiter oben genannten ähnlichen Fälle hat die Hätzlerin bereits korrekt gelesen und abgeschrieben. Es scheint also nur beim ersten Auftreten der ungewöhnlichen Schreibweise im Text von A zu einem Missverständnis mit anschließendem ‚korrigierenden‘ Texteingriff der Hätzlerin gekommen zu sein.

Aus dem soeben analysierten Beispiel kann auch geschlossen werden, dass Clara als Schreiberin eine gewisse Berufsehre zu verteidigen hatte. Es lag ihr fern, Texte einfach gedankenlos zu kopieren und die vermeintlich darin enthaltenen Fehler zu übernehmen. Sie versuchte praktikable, einfache Lösungen zu finden, um den Text möglichst exakt und korrekt wiederzugeben. Bei jedem korrigierenden Eingreifen in den Text besteht aber immer die Gefahr einer Fehlinterpretation, durch die die Handschrift nicht verbessert, sondern noch weiter entstellt bzw. ein ursprünglich richtiger Wortlaut nun falsch wiedergegeben wird.

6.3.3.2. *Bewusste Zusätze*

Der erste Fall, in dem Clara einen Zusatz bewusst in den Text eingefügt hat, zeigt, dass dieser den Inhalt des Satzes in keiner Weise verändert und ausschließlich der stilistischen Verbesserung dient, wie sie von der Schreiberin Clara Hätzlerin subjektiv gewünscht wurde. Die Passage lautet in Handschrift A wie folgt:

A016r016 [...] / *diefer mitel falck gezuchtet von*
 A016r017 *dem pilgrin falcken vnd dem bläfüß / hät plaw*
 A016r018 *füß / Vnd ift doch nit ein rechter blafüß [...]*

Clara ergänzt den Satz um das Personalpronomen *er* und unterteilt dadurch das Satzgefüge in zwei Hauptsätze:⁶⁹

D030a030 [...] / *Difer*
 D031a001 *mitelfalck gezuchtet von dem pilgrinfalcken*
 D031a002 *vnd dem plawfüß Er (bV2) hat plawfüß vnd ift doch*
 D031a003 *nit ain rechter plawfüß / [...]*

69 Ein schwaches Verbum ‚gezühten‘ ist zwar bei Lexer nicht belegt, aber als Präfixbildung mit *ge-* müsste es resultative Bedeutung tragen, etwa ‚abstammen‘, denn was hier beschrieben wird, ist die Kreuzung zweier Arten.

Auch im nächsten Beispiel beweist die Hätzlerin, dass sie bei ihren Abschriften stets mit voller Aufmerksamkeit arbeitet und offensichtliche Auslassungen in ihrer Vorlage sofort bemerkt und wenn möglich ergänzt.

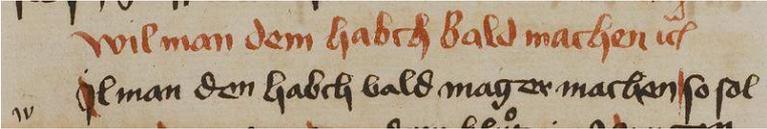


Abbildung 77: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 48r, Z. 12–13

Dem Schreiber von A ist in der Kapitelüberschrift das Adjektiv *mager* abhandengekommen, in der ersten Zeile wiederholt sich der Wortlaut der Überschrift aber, wodurch der Fehler relativ leicht zu erkennen ist. Der Hätzlerin fällt das Schreibversehen sofort auf und fügt das fehlende Wort umgehend in ihre Abschrift ein:

- D091a001 *Will man den habich bald mager (bV2) machen etc.*
 D091a002 *Will man den habich bald mager machen [...]*

Damit bestätigt sich zum wiederholten Mal, dass Clara eine mitdenkende Kopistin ist, denn ein Schreiber, der mit seinen Gedanken nicht bei der Sache ist, hätte die fehlerhafte Stelle wohl übersehen.

6.3.3.3. *Bewusste Umstellungen*

Bei den bewussten Umstellungen zum Zweck einer Textverbesserung findet sich bei der Hätzlerin nur ein Beispiel, das allerdings gut dokumentiert, welche Gedanken Clara während des Schreibprozesses durch den Kopf gegangen sein dürften. Der Beleg stammt aus dem letzten Abschnitt des Münsingertextes, in dem es um die Abrichtung, Pflege und Ernährung von Jagdhunden geht.

- D146a029 *Zu dem ersten vnder den jaghunden vnd*
 D146a030 *vnder den laitthunden so ist der aller*
 D146a031 *edelft der dife nachgeschriben zaichen*
 D146a032 *an jm hat / Die oren find jm lang vnd das*
 D146a033 *maul hanget (bV3) vnd die naslöcher find jm weit*
 D146a034 *geschlitzt / Der ober lefftz hanget jm auch herab*

Auch bei der Physiognomie der Hunde findet eine Art Auswahl der Besten statt: Die edelsten Jagd- und Leithunde sind diejenigen, deren Ohren lang sind, bei denen das Maul nach unten hängt, die Nasenlöcher geschlitzt sind und auch die obere Lefze nach unten hängt, ist bei Clara zu lesen. Auf den ersten Blick gibt es an dieser

Beschreibung nichts Auffälliges, außer dass das Maul zweifach charakterisiert ist. Jedoch liest man in Handschrift A und auch in allen weiteren Textzeugen folgende Version des Textes:

A081r008 [Z]V dem erften vnder den jaghunden vnd vnder
 A081r009 den leydhunden so ift der aller edelst der diß
 A081r010 nachgeschriben zeichen an jme hat die oren fint jm
 A081r011 lang vnd hangent das mule vnd die naflöcher fint
 A081r012 im wit geflytz der oberlefftz hanget jme auch herabe

Um den Satzzusammenhang klarer zu machen, müsste man sich nach *hangent* einen Punkt oder ein Komma denken: *die oren fint jm lang vnd hangent*. Tatsächlich bezieht sich ‚hängen‘ nämlich nur auf die langen Ohren und nicht auch auf das Maul. Die Hätzlerin hatte wohl irrtümlich angenommen, dass die Subjekte und Prädikate wie folgt zusammengehören:

- 1) *Die oren fint jm lang* und *das maul hanget*
- 2) *die naflöcher fint jm weit geschlitzt* und *Der ober lefftz hanget*

Das ergibt jeweils zwei parallele Sätze mit den Verben *sein* und *hängen*, wobei Clara nicht nur Subjekt und Prädikat umgestellt, sondern zusätzlich die (ihrer Ansicht nach) mangelnde Kongruenz im ersten Satz durch die Korrektur zu *hanget* stillschweigend wiederhergestellt hat. Ein Blick in Albertus Magnus' ursprüngliche lateinische Version bestätigt die Korrektheit der übrigen Textzeugen, denn dort liest man:

*Indicandum igitur nobis videtur quod in canibus venaticis non leverariis illi nobiles sunt, quorum aures magnae et latae directe ad maxillas dependent. et rictus bene a<m>plus, et nares apertae, et superius labium longe dependens [...]'*⁷⁰

[Ich möchte darauf hinweisen, dass unter den Jagdhunden außer dem Harrier jene (besonders) edel sind, deren Ohren groß (sind) und gerade bis zu den Kinnbacken herunterhängen, deren Maul weit ist, deren Nasenlöcher geöffnet sind und deren obere Lefze tief herunterhängt.]

Damit stellt sich in diesem Fall Claras Korrektur als unnötig heraus, da sie nur auf einer Fehlinterpretation der Vorlage beruht.

70 Albertus Magnus: De animalibus libri XXVI. Nach der Cölnener Urschrift. Hrsg. von Hermann Stadler. Bd. 2. Münster: Aschendorff 1920 (= Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. 16.) S. 1363.

6.3.3.4. *Bewusste Ersetzungen*

Die meisten Beispiele für bewusste Textverbesserungen finden sich bei den Ersetzungen. Hier hat die Berufsschreiberin am häufigsten korrigierend eingegriffen und ihr unpassend erscheinende Wörter ersetzt. Die folgende Textpassage stammt erneut aus dem Hundeteil:

A080r002	[...]	von den hunden ift zû
A080r003	wiffen das der [uS4b]	hunde vnder allen andren
A080r004	tieren die eygenschaft haben	das fie one den
A080r005	menfchen nit gefein mögen [...]	hunden [bR1]

Eine typische Eigenschaft des Hundes sei seine Anhänglichkeit gegenüber dem Menschen. Der Schreiber von A verwendet in Zeile 3 fälschlicherweise den männlichen Artikel *der* im Singular, obwohl danach *hunde* im Plural folgt. Es scheint sich hier um einen Folgefehler zu handeln, der allen Texten der x¹-Linie eigen ist, denn schon die früher entstandene Handschrift C tradiert die Version mit *der hunde* (fol. 95v, Z. 19), während man in Handschrift F, die zur x²-Linie gehört, *dye hunde* liest (fol. 65r, Z. 3). Die Hätzlerin muss während des Schreibens bemerkt haben, dass es in diesem Satz einen Kongruenzfehler gibt, den sie beim Prädikat gewissenhaft ausbessert, indem sie *der hund* mit *hat* übereinstimmt. Damit wird der gesamte Satz bewusst in den Singular gesetzt:

D144a033	[...]	von den hunden ift zu
D144a034	wiffen Das der	hund vnder allen andern
D144a035	tyern die aigenfchaft hat (bV4)	das fy on den menfchen
D145a001	nit gefein mügen [...]	

Was sie aber übersieht, ist, dass auch der nachfolgende Gliedsatz mit demselben Subjekt im Plural steht, weshalb der Satz trotz ihres Eingriffs fehlerhaft bleibt. Claras Korrektur ist also nicht bis zur letzten Konsequenz durchgezogen.

Im nächsten Textbeispiel hat Clara bewusst Ersatzwörter gewählt, weil sie anscheinend bestrebt war, das durch einen früheren Abschreiber entstellte Original wiederherzustellen. Timpanaro erklärt einen derartigen Vorgang damit, dass der Schreiber mitunter der Illusion erliege,

that he is restoring the original when he corrects what, from the standpoint of his own culture, seems deficient in sense and which

he thus takes to be a mistake on an earlier copyist or an oversight on the part of the author.⁷¹

Im hippiatrischen Teil der Münsinger-Handschrift werden unter anderem Pferdekrankheiten und deren Behandlungsmethoden beschrieben, eine davon betitelt die Hätzlerin folgendermaßen:



Abbildung 78: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 121, Z. 9

D121a009 [...] Für das zwenge oder die **vifeln** (bV4)

Der Eintrag *zweng* im Mittelhochdeutschen Wörterbuch verweist auf *getwenge*, was mit Beengung, Bedrängnis, Not übersetzt wird.⁷² Unter dem Lemma *zwang* findet sich bei Adelung die Information, dass es sich konkret bei Pferden um „eine stete, aber vergebliche Bemühung [handle], den Urin zu lassen“.⁷³ Lindner wiederum erklärt den Begriff *zweng* in seinem Glossar als Kreuzlähme, als Schmerzen in der Lendengegend.⁷⁴ Fisteln sind auch heute noch als geschwürartige Erkrankungen geläufig. Das Krankheitsbild wird folgendermaßen geschildert:

D121a010 **Das** pferd gewynnt ettwenn das **zwen** (uS1a¹) oder die
 D121a011 **vifeln** (bV4) Das ift das jm bös flüß in die Lenden
 D121a012 oder in die nyern flieffen vnd stechent es vnd machent
 D121a013 das pferd lam dafelbft / Vnd wann das gefchicht
 D121a014 fo velt das pferd nyder vf die erden vnd flieffen
 D121a015 jm die bös flüß füro zu dem hertzen vnd stirbt
 D121a016 das pferd dick dauon in zwain stunden [...]

Die mittelalterliche Humoralpathologie lehrte basierend auf den antiken Erkenntnissen von Hippokrates und Galen, dass die Gesundheit des Menschen – und wohl auch des Tieres – auf einem ausgewogenen Verhältnis der vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle beruht. Ist eine dieser Flüssigkeiten nicht ausreichend oder im Übermaß vorhanden bzw. sogar verdorben, wird der Mensch oder das Tier krank.⁷⁵ Eine derartige Unausgewogen-

71 Timpanaro, Freudian Slip, S. 20.

72 Vgl. Lexer online, s. v. *getwenge*.

73 Vgl. Lexer online, s. v. *zwang*.

74 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 2, S. 210.

75 Vgl. <<https://de.wikipedia.org/wiki/Humoralpathologie>> [2022-01-31].

heit der Körpersäfte kann nur durch Arznei, eine entsprechende Diät oder chirurgische Maßnahmen behoben werden. Auch bei Tieren galten die *bösen flüß* (schlechte Körperflüssigkeiten) als Auslöser von Erkrankungen. Nach der drastischen Beschreibung der Symptome wird klar, dass das Pferd in diesem Fall nicht an harmlosen Fisteln, sondern an einer potenziell tödlichen Krankheit leidet, die in die Nieren des Tieres eindringt, es erlahmen lässt und binnen zwei Stunden tötet.

Der Hätzlerin unterläuft gleich zu Beginn des Kapitels ein Schreibversehen, sie schreibt *zwen* statt *zweng*. Ins deutsche Wörterbuch von Grimm wurde dennoch genau diese fehlerhafte Stelle aus Claras Abschrift aufgenommen und das Wort *zwen* zur Kurzform von *zweng* erklärt.⁷⁶ Auf solche Weise haben manche Fehlschreibungen der Kopistin in ein wichtiges Nachschlagewerk Eingang gefunden und bis heute überdauert. Diese ‚Variante‘ beruht aber wohl nur auf einem reinen Schreibversehen. Auch die vermeintlichen *vifteln* führen zu Irritationen und machen eine Gegenüberstellung mit Handschrift A notwendig, um den korrekten Namen des Leidens herauszufinden:

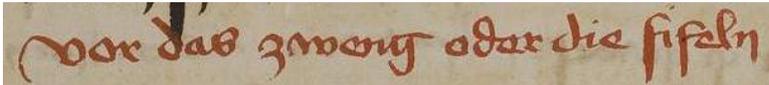


Abbildung 79: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 66r, Z. 20

A066r020 Vor das zweng oder die **fifeln**

Bei Lexer findet sich ein Hinweis, der Licht ins Dunkel bringt: Mit *fivel* oder *feifel* wird eine Drüsenkrankheit der Pferde bezeichnet.⁷⁷ Grimm erläutert den Begriff in seinem Deutschen Wörterbuch als *morbus equorum*, der Name der Krankheit leitet sich aus deren mittellateinischer Bezeichnung *vivolae* ab.⁷⁸ Gerhard Eis kann den Terminus in zahlreichen Rossarzneibüchern in vielen verschiedenen Schreibungen als *feifel*, *feibel*, *feufel* oder *nifel* nachweisen.⁷⁹ Das Wort bezeichne eine Drüse, die sich entweder am Unterkiefer oder am Hals des Pferdes befinde, wobei es sich wohl um die Ohrdrüse

76 Vgl. DWB online, s. v. *Zwenge*.

77 Vgl. Lexer online, s. v. *fivel*.

78 Vgl. DWB online, s. v. *feibel*.

79 Vgl. Gerhard Eis: *Kleine Schriften zur altdeutschen weltlichen Dichtung*. Amsterdam: Editions Rodopi 1979, S. 472.

(Parotis) oder Speicheldrüse (Glandula submaxillaris), vielleicht auch um die Mandeln handle.⁸⁰

Wie konnte es zu dieser Fehlschreibung bei Clara kommen? *f* (Schaft-s) und *f* sind zwei morphologisch ähnliche Buchstaben, die leicht zu verwechseln sind. Der Fehler könnte daher einfach mit einem Verlesen seitens der Hätzlerin erklärt werden, zöge er sich nicht durch die gesamte Textpassage. Bemerkenswerterweise verwendet die Schreiberin das Wort *vifteln* nämlich mehrmals hintereinander, zuerst in der Kapitelüberschrift, dann im Fließtext. Sie muss also davon überzeugt gewesen sein, dass es sich um die richtige Lesart handelt.

Dies ist erneut ein klassischer Fall, in dem die Schreiberin versucht, etwas zu berichtigen, und die Textstelle dabei verschlechtert. Der Hätzlerin war dieser spezifische medizinische Fachausdruck wohl nicht bekannt, von ihrem Standpunkt aus erwies sich das Wort *vifteln* als die ‚richtigere‘ Lesart, damit hatte sie – zwar im guten Glauben, aber dennoch mit gravierenden Auswirkungen – zur Entstellung der Textpassage beigetragen.

Doch die Verwirrung geht noch weiter, denn wenige Zeilen später werden die Behandlungsmöglichkeiten von Pferden, die an dieser Erkrankung leiden, beschrieben:

- D121a021 [...] *fo sol man jm laffen an der*
 D121a022 *groffen ädern die ift hinden zwischen den painen*
 [...]

 D121a027 *So fol man es pennen an zwain*
 D121a028 *enden gleich miten vf den Lenden Vnd uf den*
 D121a029 *prand sol man darnach legen gefotten clee*
 D121a030 *vermift mit speck dauon fo wechßt das här*
 D121a031 *wider vff dem prand / Vnd etlich fchneident*
 D121a032 *die fz (bV4) hinden an den oren das ift auch güt etc.*

Das Pferd wird also zunächst zur Ader gelassen, danach, wenn diese Maßnahme nicht gefruchtet hat, soll man versuchen die verdorbenen Körpersäfte auszubrennen und die verletzte Stelle anschließend mit einer heilenden Tinktur aus gekochtem, mit Speck vermengtem Klee zu versorgen. Diese Maßnahme soll auch das Fell an der verletzten Stelle wieder nachwachsen lassen. Nun wird aber empfohlen, *die fēl* hinten an den Ohren zu schneiden, was in diesem

80 Vgl. ebda.

Kontext keinerlei Sinn ergibt. Wie sollte das Schneiden/Abscheren des Fells (mhd. *vēl?*) zur Heilung einer Drüsenkrankheit beitragen?



Abbildung 80: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 121, Z. 31–32

Die Hätzlerin muss mit dem Wort *fēl* ihre Probleme gehabt haben, im Vergleich zu den anderen Wörtern in der Zeile erscheint der Schriftzug hier deutlich dicker. Hatte sie nur zufällig an dieser Stelle die Feder frisch in die Tinte getaucht oder hatte sie davor länger überlegt, was sie schreiben sollte? Ein Blick in Handschrift A zeigt folgendes Bild:

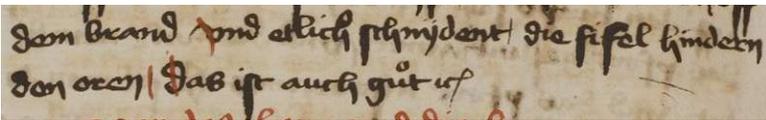


Abbildung 81: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 66v, Z. 14–15

Hier hat Schreiber A den korrekten Wortlaut tradiert und man begegnet dem schon bekannten Terminus *fifel* wieder.

A066v014 *vnd etlich schnydent die fifel hindern*
 A066v015 *den oren / Das ist auch gut etc.*

Warum hat Clara den Begriff nicht in dieser Form übernommen? Zweifelte sie an der Schreibfertigkeit ihres Vorgängers? Dessen häufige Verschreibungen waren ihr nach Dutzenden Seiten wohl schon vertraut und sie dachte vielleicht an eine irrtümliche Silbendoppelung. In Wahrheit sollten jedoch die entzündeten Ohrspeicheldrüsen aufgeschnitten werden, dieser Vorgang war im Mittelalter als Feifelschneiden oder auch -stechen bekannt. Bei diesem aus heutiger Sicht nicht zielführenden Eingriff wurde die Ohrspeicheldrüse entweder durchstoßen oder gänzlich entfernt und die Stelle danach mit Salz ausgebrannt. Diese radikale Prozedur wurde bis ins 18. Jahrhundert bei nahezu allen Pferdekrankheiten angewandt und war unter den Rossärzten im Mittelalter sehr verbreitet.⁸¹

Clara musste dieser Vorgang vollkommen unbekannt gewesen sein, daher bemühte sie sich bewusst um eine Verbesserung der

81 Vgl. Eis: Kleine Schriften, S. 477.

Textstelle. Sie ersetzte den ihr falsch erscheinenden medizinischen Fachausdruck *fifel* in freier Assoziation durch das ihrer Meinung nach passendere Wort *fël*. Dieser Befund deckt sich mit Schuberts Feststellung, dass „die Veränderung des Nicht-, Halb- und Missverstandenen [...] zu ausgesprochenen Verballhornungen führen [kann].“⁸²

Auch die nächste Textstelle verrät einiges über Claras Gedankengänge beim Kopierprozess. In diesem Kapitel des Hundebeschnitts wird die Ernährung von Hundewelpen beschrieben:

- D148a010 *zu dem erfsten fol man jn geben zu effen käfwaffer*
 D148a011 *mit milich vnd die milich fol veiſt vnd fmalzig*
 D148a012 *fein / Vnd ye mer vnd vefter fy wachfen ye mynder*
 D148a013 *man jn von dem käſwaffer in ir äß tûn fol / Vnd*
 D148a014 *wann fy acht monat alt find fo fol man jn fütter (bV2)*
 D148a015 *geben allain prot gewaicht in käswaffer vnd damit (bV4)*
 D148a016 *das käfwaffer / [...]*

Wenn die jungen Hunde der Muttermilch entwöhnt sind, sollen sie mit Molke und fetter Milch gefüttert werden. Je schneller sie wachsen, desto weniger soll man ihnen von dem Käsewasser (Molke) in ihr Futter geben. Im Alter von acht Monaten bekommen die Welpen nur noch in Molke aufgeweichtes Brot mitsamt der Einweichflüssigkeit (Käsewasser). In Handschrift A stellt sich der Text folgendermaßen dar:

- A081v025 [...] *Vnd zû dem erfsten fol man*
 A081v026 *jn geben zû effen kefe waffer mit milch Vnd die*
 A081v027 *milch fol veiſt vnd fmalzig fin vnd ye mer vnd*
 A081v028 *vefter fie wachfen ye mynder man jne von dem kefe*
 A081v029 *waffer jn ir aße tun fol Vnd wann fie acht monent*
 A082r001 *alt fint So fol man jn füter [uS1a] geben allein brot ge-*
 A082r002 *weicht in keß waffer Vnd mit [uS4a] das kefe waffer*

Im letzten Satz scheint sich in beiden Handschriften eine Ungeheimtheit und ein Widerspruch zu befinden, daher empfiehlt sich ein Abgleich mit C:

82 Schubert, Schreibereingriffe, S. 136.

- C110r019 [...] Zu dem erften fol man inen ge
 C110r020 ben zu effen keß waffer mit milch vnd
 C110r021 die milch fol fmalczig fin vnd vayft
 C110r022 vnd ye mer vnd vefter fye ~~ezen~~ wachfen
 C110r023 ye minder man inen von dem keßwaffer
 C110r024 in ir auß tün fol / Vnd wenn fye acht
 C110r025 monat alt find fo fol man in fürter ge
 C110r026 ben allain brott gewaycht in keßwaffer
 C110r027 vnd nit daß keß waffer [...]

Gemäß C ist nicht ‚Futter‘ gemeint, das den Welpen verabreicht werden soll, sondern *fürter* („fortan“) nur noch Brot, das in Molke eingeweicht wurde, aber nicht die Molke selbst. Aus den Fehlern in Handschrift A lässt sich wieder die typische Schwäche ihres Schreibers ablesen, dessen Tendenz zum Verwechsellern und Auslassen von Buchstaben bereits in Kapitel 6.3.1. nachgewiesen werden konnte und sich nunmehr bestätigt: Im Wort *fürter* ist ihm ein *r* abhanden gekommen, aus *nit* wurde *mit*.

Die Legasthenie wird in ihrer typischen Erscheinungsform in der Forschung auch als angeborene „Wortblindheit“⁸³ beschrieben, die es den Betroffenen unmöglich macht, Wörter korrekt zu erfassen, obwohl die einzelnen Buchstaben erkannt werden können. Jungen sind im Durchschnitt zwei- bis dreimal häufiger von dieser Entwicklungsstörung betroffen als Mädchen und leiden bis ins Erwachsenenalter an dieser Erkrankung, die sich als entwicklungsstabil erweist.⁸⁴

Sollte der Schreiber von Handschrift A leicht legasthenisch veranlagt gewesen sein, dann würde sich dies durch eine gelegentliche Unaufmerksamkeit im Zusammenhang mit dem Lesen und Schreiben äußern, er würde unter unscharfen Sinneswahrnehmungen leiden, die unter anderem zu Wahrnehmungsfehlern im Schreibprozess führen könnten. Kopp-Duller und Pailer-Duller beschreiben den Legastheniker als durchschnittlich intelligenten Menschen, dessen Aufmerksamkeit nachlässt, „wenn er auf Buchstaben oder

83 Vgl. Gerd Schulte-Körne und Helmut Remschmidt: Legasthenie – Symptomatik, Diagnostik, Ursachen, Verlauf und Behandlung. In: Deutsches Ärzteblatt 100 (2003), H. 7, S. 396.

84 Vgl. ebda, S. 397.

Zahlen trifft [...], da er sie durch seine differenzierten Teilleistungen anders empfindet als nicht legasthene Menschen.“⁸⁵

Die Hätzlerin, die mit dieser (möglichen) Beeinträchtigung ihres Berufskollegen unmittelbar konfrontiert war, wenn er, wie angenommen wird, der Schreiber ihrer Vorlage war, muss darauf reagieren. Man kann in diesem Fall von einem Wechselwirkungsprinzip sprechen, auf die Aktion des Schreibers A (Verursachen eines Schreibversehens) folgt Claras Reaktion (Korrekturversuch des Schreibversehens). Im obigen Beispiel korrigiert die Professionistin das erste Schreibversehen, indem sie dem Wort noch ein zweites *t* hinzufügt, um es klarer als *fütter* erkennbar zu machen, nicht wissend, dass damit ursprünglich etwas ganz anderes gemeint war. Auch am zweiten falschen Wort bleibt ihr kritischer Blick hängen, zumal die Formulierung *mit das kefe waffer* einen markanten Kasusfehler darstellt. Ohne lange zu zögern, ändert sie *mit* in *damit* um, und schon ist der Satz grammatikalisch wieder richtiggestellt, wenn auch inhaltlich nicht korrekt. Während dem Schreiber von A beide Versehen unbewusst unterlaufen sein mögen, hat die Hätzlerin als fürsorgliche Schreiberin ihre Änderungen ganz bewusst vorgenommen, sie hatte mitgedacht, darauf reagiert und eine (zumindest für sie) plausible Lösung für die Fehler gefunden.

Wolf weist auf den engen Zusammenhang zwischen hoher Textqualität in volkssprachlichen Texten und fachkundigen Schreiber*innen hin.⁸⁶ „Professionelle Skriptorien bzw. Schreiber stellen aufwändige Bücher mit sorgsam betreuten Texten her.“⁸⁷ Eine solche Sorgsamkeit kann auch Clara Hätzlerin attestiert werden, verstand sie es doch mit einfachen Mitteln auf effiziente Weise Schreibfehler zu beseitigen. Freilich gebührt Clara dieses Lob nicht uneingeschränkt, denn so manches Mal lag sie mit ihren Korrekturversuchen auch falsch, wie die Analyse der bisherigen Textstellen gezeigt hat.

An der Chronologie des nächsten Beispiels lässt sich sehr gut nachvollziehen, wie sich Schreibversehen von Abschrift zu Abschrift summieren und dabei zur fortschreitenden Entstellung eines Textes beitragen. Im 8. Kapitel des Falkenteils werden verschiedene

85 Astrid Kopp-Duller/Livia R. Pailer-Duller: Legasthenie im Erwachsenenalter. Praktische Hilfe bei Schreib- und Leseproblemen. 4. überarb. Aufl. Klagenfurt: EÖDL 2017.

86 Vgl. Wolf, Das „fürsorgliche“ Skriptorium, S. 109.

87 Ebda, S. 107.

Krankheiten des Falken aufgelistet. Während zunächst die Namen der Krankheiten in der jeweiligen Überschrift präzise benannt werden, begnügt sich Münsinger gegen Ende des Textes damit, die diversen Leiden ganz allgemein als *ein ander fucht* zu betiteln. Schon sehr früh in der Überlieferung muss einem der Abschreiber ein Versehen unterlaufen sein, denn in fast allen Textzeugen der Überlieferungsstränge x^1 und x^2 taucht plötzlich die Variante *ein ander fluß* auf. Dies würde aber auch bedeuten, dass sich im Stemma noch ein weiteres Zwischenglied x^0 befunden hat, bevor sich die beiden Linien aufgespaltet haben, falls nicht Münsinger selbst der Verursacher dieses Schreibversehens gewesen ist.

Schreiber A interpretiert nun die Variante, die noch bei C als *ein ander fluß* (38v, 20) zu finden ist, auf seine Art und macht daraus *Sein auder fluße* (28r, 6). Demnach müsste sich das Kapitel thematisch mit dem Aderlass beim Falken beschäftigen, tatsächlich wird hier aber eine Lungenkrankheit abgehandelt. Die Hätzlerin betitelt das Kapitel mit *Sein äder flüffe* (pag. 53, Z. 10, vgl. Abb. 82), wobei sie die schwäbische Diphthongierung des Langvokals *a* zu *au* durch ein diakritisches Zeichen kenntlich macht.



Abbildung 82: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 53, Z. 10

Auch durch die Handschriften der x^2 -Linie zieht sich der Fehler wie ein roter Faden, so haben F *Eyn ander fluß* (fol. 22r, Z. 18) und H *Ain Ander Fluf* (fol. 32v, Z. 15), nur E hat mitgedacht und anstelle der unverständlichen Überschrift den Wortlaut aus dem Fließtext übernommen, indem er schreibt: *Ob die lunge oder die gorgel des falcken verferet were* (fol. 57r, Z. 14–15). B hat als einzige Handschrift die richtige, weil logische Version des ursprünglichen Textes: *Ein ander fucht* (fol. 28v, Z. 9), die übrigen Textzeugen bleiben hier unberücksichtigt, weil sie nur den Pferdeteil tradieren.

Abschließend soll eine letzte Textstelle in der Abschrift der Hätzlerin analysiert werden, in der Clara korrigierend in den Wortlaut ihrer Vorlage eingreift. Am Beginn des *Falkenbuches* wird in einem Kapitel beschrieben, durch welche Eigenschaften sich die Falken von anderen Beizvögeln unterscheiden:

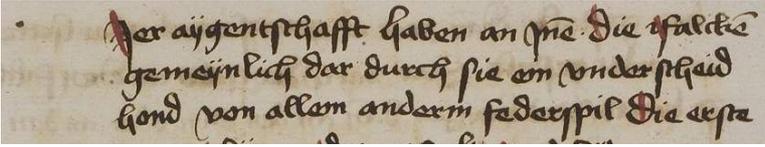


Abbildung 83: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 3r, Z. 1–3

Die Besonderheit von Handschrift A, dass die Initialen nicht ausgeführt wurden, ruft aufs Neue eine unmittelbare Reaktion Claras hervor und hat einen bewussten Texteingriff zur Folge. So könnte sie das erste Wort im Text zu einer Fehlleseung verleitet haben, zumal auch der Platzhalter am linken Seitenrand fehlt:

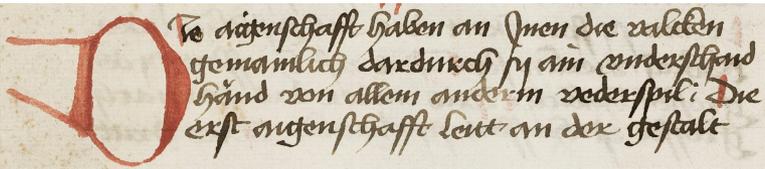


Abbildung 84: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 4, Z. 27–30

D004a027 **Die** (bV4) eigenschafft haben an Inen die valcken
 D004a028 *gemeinlich dardurch sy ain vndersthand*
 D004a029 *händ von allem anderm vederppil / [...]*

Statt *Ier* schreibt Clara *Die* und korrigiert damit stillschweigend das ‚fehlerhafte‘ Wort, dessen Entstehung sie wohl wieder der Tendenz ihres Vorgängers zum Verwechseln von Buchstaben zugeschrieben hat. Zudem lässt sich in der Vergrößerung beim genauen Blick auf das erste Wort in diesem Absatz hinter Claras *e* ein vielleicht durch Rasur getilgter früherer Buchstabe erkennen, der leider nicht mehr identifiziert werden kann. Clara war wohl unschlüssig gewesen, was sie schreiben sollte.

Angesichts dieses Textbeispiels kann der Aussage von Schmitz einmal mehr zugestimmt werden, der meinte: „Intelligente Schreiber hatten es hier schwerer als ihre weniger begabten und engagierten Kollegen“,⁸⁸ während Letztere die Vorlage gedankenlos abmalten, waren Erstere ständig gefordert, Lösungen für Problemfälle zu finden und Entscheidungen zu treffen. Die Hätzlerin entschloss sich dazu, das vermeintlich falsche Wort fürsorglich zu korrigieren, und griff damit wieder zu einer bewussten Textänderung. Was ihr allerdings nicht auffiel, war die Tatsache, dass es sich bei dem Wort

88 Schmitz, *Intelligente Schreiber*, S. 83.

mit dem fehlenden ersten Buchstaben gar nicht um den bestimmten Artikel, sondern um eine Zahl handelte. Der Vergleich mit Handschrift C offenbart Claras Irrtum:

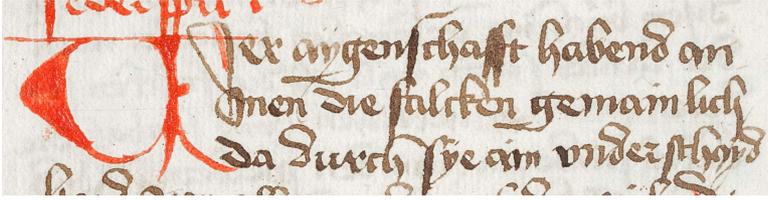


Abbildung 85: Stuttgart, Landesbibl. Cod. cam. et oec. 4° 52, fol. 3v, Z. 8–10

Durch *Vier aygenschaft* unterscheiden sich die Falken von anderen Beizvögeln, so tradieren es auch alle übrigen Textzeugen.

Die abschließende Auswertung dieser Fehlerkategorie bei der Hätzlerin ergibt folgendes Bild:

Tabelle 18: Versuche zur Textverbesserung

Fehlertyp VERSUCHE ZUR TEXTVERBESSERUNG	Hs. D
bV1 Bewusste Auslassungen	6
bV2 Bewusste Zusätze	29
bV3 Bewusste Umstellungen	1
bV4 Bewusste Ersetzungen	19
Summe	55

Clara greift oft und gerne in den Text ein, ihre Abschrift weist insgesamt 55 bewusste Textverbesserungen auf. Dabei wird sie vor allem aktiv, um ihr unpassend bzw. falsch erscheinende Wörter durch andere zu ersetzen oder neue Wörter in den Text einzufügen. Wenn A ihre Vorlage war, musste sie sich immer wieder mit den wahrscheinlich durch eine leichte Form von Legasthenie hervorgerufenen Schreibversehen ihres Berufskollegen auseinandersetzen, die sich häufig in ausgelassenen und verwechsellten Buchsta-

ben manifestierten. Die Hätzlerin war eine mitdenkende, fürsorgliche Schreiberin, das ist auf Basis des Analysebefundes unbestritten. Sie hätte auch den leichteren Weg wählen und ihre Vorlage mechanisch und unkritisch abschreiben können. Das hätte sie vielleicht weniger Zeit und Mühe gekostet und sie hätte sich bei Beanstandungen durch ihre Auftraggeber auf die unzulängliche Vorlage ausreden können. Clara war sich ihrer Verantwortung als Schreiberin für die korrekte Tradierung des Textes aber durchaus bewusst, aus ihrer Werkstatt sollten keine fehlerhaften Abschriften in Umlauf gelangen. Genau diese Eigenschaften unterschieden fürsorgliche, intelligente Schreiber*innen, die qualitativ hochwertige Kopien produzierten, von ihren gedankenlosen, stumpfen Berufskollegen, die mehr oder weniger ‚Dienst nach Vorschrift‘ machten.

Leider führte mangelndes Fachwissen bei der Hätzlerin gelegentlich dazu, dass sie Korrekturen an Stellen vorgenommen hat, die keiner Korrektur bedurften. Die Berufsschreiberin produzierte damit Textpassagen, die für die interessierte Fachleserschaft unverständlich wurden. Damit konnten diese Gebrauchsschriften ihrem Zweck, der Weitergabe von Wissen, nicht mehr in vollem Ausmaß gerecht werden. Dies war der Tatsache geschuldet, dass Clara als Laiin für ein Fachpublikum abschrieb und damit an manchen Stellen überfordert war.

6.3.4. Bewusste Texteingriffe bei eigenen Fehlern: Revisionshandlungen

Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen: es muss anders werden, wenn es gut werden soll.

(Georg Christoph Lichtenberg)

Abschließend seien nun noch die Revisionshandlungen analysiert, also jene korrigierenden Eingriffe, die von Schreiber*innen vorgenommen wurden, wenn sie sich während des Schreibens oder beim Korrekturlesen eines selbst verschuldeten Fehlers bewusst wurden. Revisionshandlungen ermöglichen aufschlussreiche Einblicke in den Entstehungsprozess einer Textniederschrift und lassen gewisse Rückschlüsse auf die dabei ablaufenden mentalen Prozesse zu. Diese Korrekturvorgänge hinterlassen immer „materielle Spuren“⁸⁹ im Text. Auch wenn ihnen „stets ein wie immer gearteter

89 Hofmeister-Winter, *Beredete Verbesserungen*, S. 5.

Mangel zu Grunde liegt“,⁹⁰ lassen sich aus ihnen wichtige Erkenntnisse über den Schreibprozess und das Profil der Schreiberin gewinnen.

Die Hätzlerin hebt sich bei den Revisionshandlungen in zwei Punkten von ihren Berufskolleg*innen ab: Einerseits ist es ihr gelungen, ein äußerst effizientes Schreib- und Korrektursystem zu entwickeln, das es ihr ermöglichte, eigene Schreibversehen systematisch, zeitsparend und professionell nachzubearbeiten. Andererseits versteht sie es, Flüchtigkeitsfehler, die im Kopierprozess entstanden sind, geschickt zu kaschieren, sodass sie auf den ersten Blick nicht als solche zu erkennen sind.

Grundsätzlich wurden die Revisionsvorgänge in dieser Studie in vier Kategorien aufgeteilt: einfache Revisionshandlungen (bR), Revisionshandlungen mit Korrekturpunkt (bK), Fremdkorrekturen (bF), die für die Zwecke dieser Arbeit irrelevant waren und daher nicht untersucht wurden, und Manipulationen (bM), die zu den interessantesten Eingriffen der Schreiberin in dieser Untersuchung gehören. Diese ungewöhnliche Eigenheit der Kopistin, die in Kapitel 6.3.4.3 analysiert werden soll, hebt die Hätzlerin aus der Masse der anonymen Schreiber*innen heraus und macht sie zu einer (be)greifbaren Persönlichkeit mit vielen individuellen Stärken und Schwächen.

6.3.4.1. Einfache Revisionshandlungen

In der Regel lässt sich nur schwer bestimmen, zu welchem Zeitpunkt eine Revisionshandlung durchgeführt wurde. Hofmeister-Winter hält in diesem Kontext fest, dass lediglich lineare Text-einfügungen nach Tilgung mit Gewissheit als Sofortrevisionen zu bestimmen sind.⁹¹ Die Eigenheit der Hätzlerin, fehlerhafte Stellen zunächst mit einem Korrekturpunkt zu markieren, um sie nachträglich auszumerzen, eröffnet die Möglichkeit, Revisionsprozesse genauer zu untersuchen. Daher wurden bei der Datenerhebung Claras Revisionshandlungen in solche ohne bzw. mit dem für sie charakteristischen Markierungszeichen differenziert. Innerhalb dieser Kategorien wurde zwischen Tilgungen, Zusätzen, Umstellungen und Ersetzungen mittels Rasur oder Überschreiben unterschieden. Mit Tilgungen sind in diesem Fall Streichungen von falschen Textstellen oder einzelnen Buchstaben gemeint, die horizontal oder

90 Ebda.

91 Vgl. ebda, S. 10.

vertikal durchgeführt werden können. So wie alle Schreiber*innen individuelle Vorlieben bei der Schreibweise von Wörtern haben, so gestalten sie auch die Streichungen von fehlerhaften Textstellen auf ihre eigene charakteristische Art und Weise. Beim Schreiber von A kann man des Öfteren Tilgungen in Form von haarfeinen schwarzen senkrechten Strichen beobachten, die (wohl zu einem späteren Zeitpunkt) zusätzlich mit einem dickeren waagrechten roten Strich verstärkt wurden (vgl. Abb. 86 und 87).

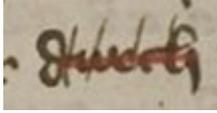


Abbildung 86: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 60v, Z. 20

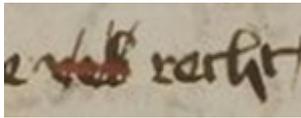


Abbildung 87: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 60v, Z. 13

Ob es sich bei den roten Tilgungen um Eigen- oder Fremdrevisionsen handelt, ist schwer zu bestimmen. Zusätzlich korrigiert A gelegentlich auch mit dicken roten Übermalungen der falschen Buchstaben, um diese ‚unkennlich‘ zu machen, und nimmt dabei keinerlei Rücksicht auf die Ästhetik des Erscheinungsbildes (vgl. Abb. 88 und 89).

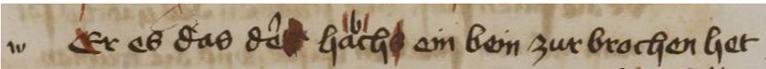


Abbildung 88: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 38r, Z. 25



Abbildung 89: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 4v, Z. 12

Als letzte, im 15. Jahrhundert kaum mehr gebräuchliche Tilgungsart findet man bei A an zwei Stellen eine Expungierung vor, und zwar zusätzlich zu einer Streichung (vgl. Abb. 90 und 91).

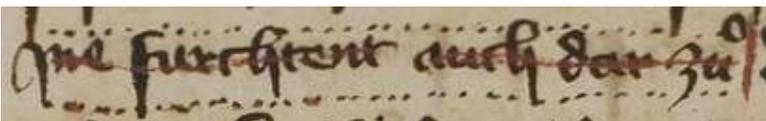


Abbildung 90: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 7r, Z. 3

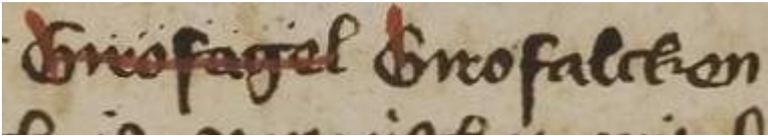


Abbildung 91: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 7v, Z. 16

Clara bevorzugt in derartigen Fällen – wenn es denn unvermeidlich ist – eine akkurate waagrechte Strichführung mit roter oder schwarzer Tinte (vgl. Abb. 92):

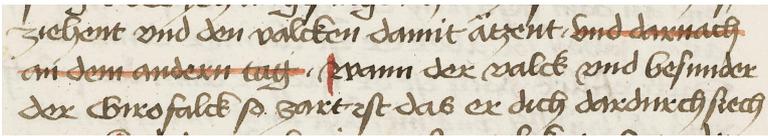


Abbildung 92: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 16, Z. 13–15

Wenn Schreiber A – wie das bei ihm häufig vorkommt – einen oder mehrere Buchstaben auslässt, fügt er diese gerne linear, interlinear oder marginal als Zusatz in seine Abschrift ein (vgl. Abb. 93, aber auch schon in Abb. 88 zu beobachten):

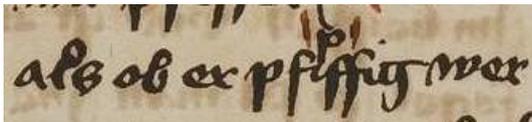


Abbildung 93: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 34v, Z. 22

Nicht als Revisionshandlung gewertet wurde es, wenn Schreiber A das letzte Wort einer Zeile als Überhang unterhalb des vorletzten Wortes platzierte, was oft zusätzlich durch ein hakenförmiges Zeichen in Rot angezeigt ist. (vgl. Abb. 94). Diese Einfügungen dienen nur der Platzersparnis und nicht dem Ergänzen von Textstellen.

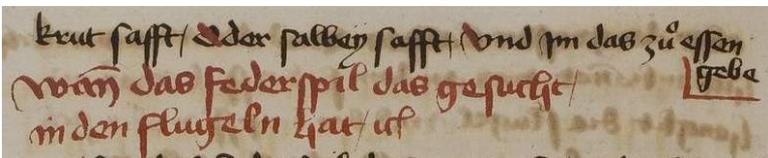


Abbildung 94: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 50v, Z. 1–3

Zu den Umstellungen wurden nachträgliche Positionsänderungen eines Wortes gezählt, das mittels paariger Einfügungszeichen eine neue Stelle im Text zugewiesen bekommen hat. Allerdings ist diese Unterkategorie zu vernachlässigen, da die Hätzlerin diese Revisionsart niemals benutzt hat und der Schreiber von A nur in einem

einzigsten Fall zu dieser Maßnahme gegriffen hat, nämlich bei der in Kapitel 5.1 analysierten *maria*-Textstelle.

Als vierte und letzte Unterkategorie wurde schließlich die Korrektur eines Wortes durch Rasur und/oder Überschreiben festgelegt. Dabei versuchte der Schreiber/die Schreiberin ein falsch geschriebenes Wort mittels Messer oder Bimsstein vom Beschreibstoff zu schaben und anschließend das korrekte Wort an dessen Stelle zu setzen. Gelegentlich wurde auch versucht, bereits vorhandene Buchstaben durch Überschreiben zu anderen Buchstaben umzuformen. Hofmeister-Winter spricht in diesem Zusammenhang von „Transformation“ durch „Umformung“ oder „Nachzeichnung“.⁹² Dabei wurden nach Möglichkeit schon bestehende Buchstabenkomponenten rezykliert.

Der Schreiber von Handschrift A greift nur äußerst selten zu dieser Maßnahme – im nachstehenden Beispiel dürfte er als Sofortrevision die beiden ersten Buchstaben des Wortes getilgt und dann zu überschreiben versucht haben, was zu keinem ästhetisch befriedigenden Ergebnis geführt hat:



Abbildung 95: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 74r, Z. 21

Die Hätzlerin wiederum zieht diese Korrekturmethode allen anderen vor. Grundsätzlich lässt sich anmerken, dass Rasuren bei der Hätzlerin zum größten Teil sehr sauber ausgeführt wurden, gelegentlich sind aber übrig gebliebene Häkchen zu erkennen, die wohl als irrtümlich stehen gebliebene Superskripte zu deuten sind (vgl. Abb. 96).⁹³

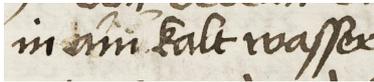


Abbildung 96: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 36, Z. 8

Wie die Berufsschreiberin bei ihren Revisionen strategisch vorgeht, soll im nächsten Kapitel erläutert werden.

92 Ebd., S. 8.

93 Ähnliche Zeichen finden sich in folgenden Textstellen: pag. 6, Z. 7; pag. 9, Z. 1; pag. 11, Z. 15 und pag. 36, Z. 6.

6.3.4.2. *Revisionshandlungen mit Korrekturpunkt*

Clara zeichnet sich, wie bereits oben erwähnt, als Schreiberin durch eine ökonomische Arbeitsweise und ein individuelles Korrektursystem aus, das sie im Laufe ihres Berufslebens entwickelt hatte und das es ihr ermöglichte, äußerst zielorientiert zu arbeiten, um während des Kopiervorgangs gemachte Fehler schnell wiederfinden und ausbessern zu können.

Die Hätzlerin war zweifellos eine hoch professionelle und routinierte Schreiberin mit einem ausgezeichneten Ruf, nicht umsonst vertraute man ihr u. a. die Abschrift wichtiger Rechtstexte an. Aber nicht nur an der Quantität der kopierten Handschriften, sondern auch an Claras Arbeitsweise lässt sich ihr hoher Grad an Professionalität erkennen. Wernfried Hofmeister und Andrea Hofmeister-Winter konnten im Rahmen ihres Projekts *DAmalS* (Datenbank zur Authentifizierung mittelalterlicher Schreiberhände) mittels statistischer Auswertung der i-Punktsetzung in allen neun Kodizes der Berufsschreiberin nachweisen, dass Clara durchschnittlich nur in 37 % aller Fälle einen i-Punkt setzt, nämlich einzig und allein dann, wenn dies zur Unterscheidung zwischen *i* und den morphologisch ähnlichen Buchstaben *m*, *n* und *u* unumgänglich ist.⁹⁴ Wo keine Verwechslungsgefahr mit angrenzenden Buchstaben droht, lässt sie den i-Punkt systematisch weg.⁹⁵ Wenn man bedenkt, dass das Setzen eines i-Punktes jedes Mal den Schreibfluss unterbricht und sich dieser Umstand bei den vielen Seiten, welche die Professionistin pro Tag zu füllen hatte, auf die quantitative Schreibleistung auswirken musste, wird erkennbar, wie rationell die Fachfrau hier vorgegangen ist.

Andrea Hofmeister-Winter und Wernfried Hofmeister bewerten nicht nur die Frequenz des i-Punktes, den sogenannten i-Punkt-Faktor an sich, sondern auch die Regeln, denen die Setzung desselben unterliegt und die die Schreiberin offenbar für sich selbst aufgestellt hat, als signifikantes Charakteristikum einer Schreiberhand, mit dessen Hilfe sich eine Schreiberpersönlichkeit klar von

94 Vgl. Hofmeister/Hofmeister-Winter, *Schriftzüge unter der High-Tech-Lupe*, S. 107–108.

95 So ergab die Auswertung aller neun Handschriften der Hätzlerin, aus denen jeweils Proben mit mindestens 4000 Wörtern genommen wurden, dass die Schreiberin beim Artikelwort ‚die‘ immer auf den i-Punkt verzichtet, was für die Konsequenz ihres Schreibusus zeugt.

einer anderen unterscheiden lässt.⁹⁶ Sie stellen ferner fest, dass „[r]outinierte SchreiberInnen [speziell für besonders hoch frequentierte Wörter] Logos ausbilden und derart automatisieren, dass diese bei der graphomotorischen Realisierung – trotz aller Lebendigkeit des Schreibvorganges – in verblüffend stereotyper Weise ausgeführt werden.“⁹⁷ Hofmeister und Hofmeister-Winter sprechen in diesem Kontext von Stempelwörtern, an denen sich die Schreibroutine und Erfahrung einer Schreiberin/eines Schreibers ablesen lässt.

In den Abschriften der Clara Hätzlerin entdeckt das paläografisch geschulte Auge an manchen Stellen am linken Rand des Textes einen kleinen, kaum wahrnehmbaren Punkt, den man zunächst fälschlich als Tintenspritzer abtun könnte. Diese Markierungen werden von der Schreiberin jedoch ganz bewusst gesetzt und dienen der leichteren Wiederauffindbarkeit von reparaturbedürftigen Textstellen.⁹⁸

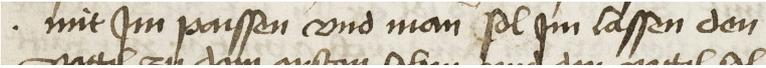


Abbildung 97: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 63, Z. 27

In obiger Abbildung kann man den unscheinbaren Punkt am linken Textrand deutlich erkennen, des Weiteren ist beim Wort *fol* eine nur noch schwach erkennbare Verschreibung am Wortanfang zu bemerken, die durch Rasur getilgt wurde. Da spätmittelalterliche Schreiber*innen zumeist selbst korrigierten, war auch Clara Schreiberin, Korrektorin und Lektorin in Personalunion. Sie musste daher eine möglichst effiziente Methode entwickeln, um Fehler schnell wiederfinden und verbessern zu können, und ging dabei bewundernswert systematisch vor. Dabei sollten die Markierungszeichen aber so unauffällig sein, dass sie die Optik nicht störten und dem Auftraggeber am besten nicht auffielen. Dies gelang ihr durch das Setzen dieser kleinstmöglichen Markierungen in Form von Punkten am Rand einer fehlerhaften Zeile.

96 Vgl. ebda, S. 108.

97 Ebda.

98 Vgl. Hofmeister-Winter, *Beredete Verbesserungen*, S. 11.

Wenn sich ausnahmsweise mehrere Textfehler in einer Zeile einschlichen, wurden diese mittels der entsprechenden Anzahl an Korrekturpunkten markiert:



Abbildung 98: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 11, Z. 15

Wie in Abbildung 98 gut zu erkennen ist, kam es hier zu Verschreibungen bei den Wörtern *vor-* und *vier*, welche durch Überschreiben bzw. Abschaben der fehlerhaften Stelle mit einem Rasiermesser richtiggestellt wurden. Beim *o* von *vorgeschriben* ist eine Umformung zu erkennen: Es sieht so aus, als ob die Hätzlerin ursprünglich ein *i* schreiben wollte. Vermutlich hat sie schon zum Schreiben des Wortes *vier* angesetzt, das mit demselben Anfangsbuchstaben beginnt, also eine klassische Antizipation. Sie hat ihr Versehen aber noch rechtzeitig bemerkt und das *i* in ein *o* umgeformt.

An der nachfolgenden Textstelle lässt sich das wohl durchdachte Vorgehen Claras bei Revisionsvorgängen sehr gut nachvollziehen:

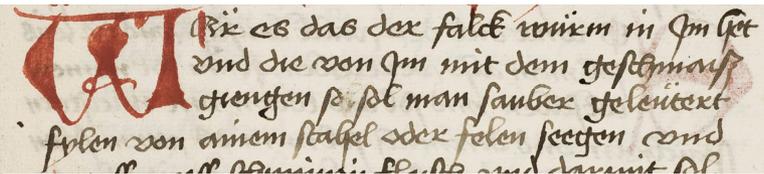


Abbildung 99: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 45, Z. 13

Die Hätzlerin verschreibt sich bei *so sol* in Zeile 12, ursprünglich hatte sie wohl eine Dittographie *sol sol* zu Papier gebracht. Damit sie nicht vergisst, das überflüssige *l* nach dem Trocknen der Tinte abzuschaben, setzt sie ihre typische Markierung. Nun bemerkt man aber, dass sich der Korrekturpunkt nicht wie sonst exakt auf der Höhe der fehlerhaften Zeile befindet, sondern eine halbe Zeile tiefer. Der Grund dafür ist im freizuhaltenden Platz für die Initiale zu vermuten. Um sicherzustellen, dass ihr Markierungspunkt auch nach dem Ausführen der Initiale noch zu erkennen ist, weicht Clara hier vorausschauend aus.

Abschließend sei noch eine Textstelle analysiert, die als weiterer Nachweis für die Vorlagenbeziehung zwischen Handschrift A und D herangezogen werden kann:

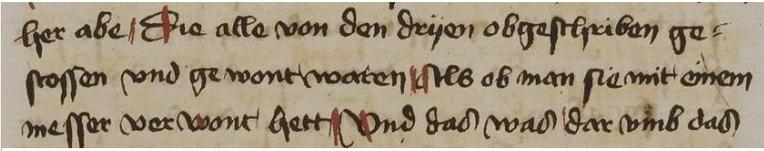


Abbildung 100: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 11r, Z. 18–20

A011r018 [...] / Die alle von den dreyen obgeschriben ge-
 A011r019 stoffen vnd gewont waren / Als ob man sie mit einem
 A011r020 messer verwont hett / [...]

Münsinger berichtet in einer narrativen Passage seines Traktats von einem Einsiedler, der beobachtet hat, wie drei Falken zwanzig Wildgänse jagen, und diese wie mit einem Messer verwundet vom Himmel herabfallen. Während der Schreiber von A zur mitteldeutschen Variante *gewont* und *verwont* („verwunden“) greift, distanziert sich Clara von dieser Form und korrigiert den ersten der beiden Belege mit Korrekturpunkt auf *gewunt*, während der zweite Beleg in der darauffolgenden Zeile von vornherein die von ihr bevorzugte Graphie *verwunt* aufweist:

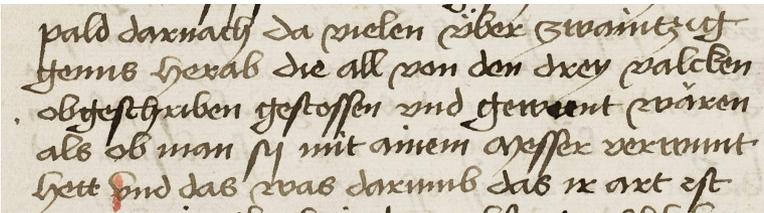


Abbildung 101: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 21, Z. 18–22

D021a018 *pald darnach da vielen über zwaintzig*
 D021a019 *genns herab die all von den drey valcken (bV2)*
 D021a020 *obgeschriben gestoffen vnd gewunt (bK4) wären*
 D021a021 *als ob man sy mit ainem messer verwunt*
 D021a022 *hett [...]*

Betrachtet man das korrigierte Wort genauer, lässt sich erkennen, dass Clara zuerst buchstabengetreu kopierend ein *o* geschrieben hatte, das sie nach dem Korrekturlesen jedoch in ein *u* umformte, indem sie die Konturen des Buchstabens *u* durch Nachzeichnen verstärkte. Wollte sie die Schreibweise von A nur an die Augsburger Schreibsprache anpassen oder hatte sie das Wort *gewont* als fehlerhaft und damit verbesserungswürdig betrachtet? In jedem Fall handelt es sich wieder um einen bewussten Texteingriff von Clara, der als unmittelbare Reaktion auf die Schreibweise des Wortes in ihrer Vorlage zu beurteilen ist. Zudem schreibt die Professionistin

den zweiten Beleg für dieses Wort bereits von vornherein mit *u* und fügt dem Text die ihr stilistisch notwendig erscheinende Ergänzung *valcken* hinzu – allerdings an der falschen Stelle, nämlich vor dem Attribut *obgefchriben* –, dies mag als weiterer Nachweis für den Denkprozess einer aufmerksamen und kritischen Schreiberin beurteilt werden.

Wertet man die einfachen Revisionshandlungen und die Revisionshandlungen mit Korrekturpunkt, die nur von der Hätzlerin und nur in Form von Rasuren oder Überschreibungen vorgenommen wurden, nun statistisch aus, so ergibt sich ein sehr kontroverses Profil der beiden Schreiberpersönlichkeiten:

Tabelle 19: Revisionshandlungen

Fehlertyp REVISIONSHANDLUNG ohne und mit Korrekturpunkt	Hs. A	Hs. D
bR1 Streichung von falschen Textstellen ohne kosmetische Nachbehandlung	132	6
bR2 Einfügung von Buchstaben oder Wörtern	18	2
bR3 Änderung der Position eines Wortes	1	0
bR4 Korrektur eines Wortes durch Rasur oder Überschreiben	18	14
bK4 Korrektur eines Wortes durch Rasur oder Überschreiben und Markierung der fehlerhaften Stelle mit Korrekturpunkt	–	37
Summe	169	59

Stellt man die unterschiedlichen Revisionshandlungen einander noch einmal in einer anschaulicheren Grafik gegenüber, so zeigt sich folgendes gegensätzliche Bild der beiden Handschriften:

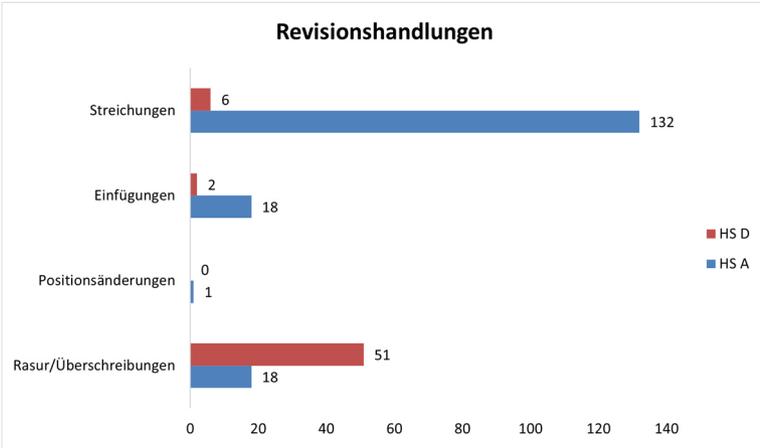


Abbildung 102: grafische Darstellung der Revisionshandlungen in Hs. A und Hs. D

Der signifikanteste Unterschied sticht bei der Zahl der Streichungen ins Auge: Während Clara nur sechsmal eine Textstelle durch Streichung tilgt, muss der Schreiber von A an gezählten 132 Stellen eine Korrektur vornehmen, weil er sich verschrieben hat. Es fällt auch auf, dass A in nahezu allen Fällen nur einzelne Buchstaben streicht, während Clara manchmal einzelne Buchstaben, manchmal auch mehrere Wörter tilgen muss. Daraus kann man ableiten, dass der Schreiber von A eher unaufmerksam arbeitete oder gar unter Konzentrationsstörungen litt. Seine Abschrift ist durch geringere Sorgsamkeit und eine gewisse Flüchtigkeit gekennzeichnet, die sich in zahlreichen Verschreibungen und Revisionshandlungen im Text manifestiert.

Seine durchschnittliche Quote in der 172 Blätter umfassenden Handschrift A liegt damit bei rund 0,6 Korrekturen pro Seite. Wohlgermerkt: Das sind nur die eigenen Textrevisionen – die Fehler, die der Schreiber selbst nicht bemerkt hat, sind in dieser Zahl nicht inkludiert. Im Unterschied dazu kommt Clara in ihrer 155-seitigen Abschrift nur auf eine Streichungsquote von 0,04. Wie bereits Schmidt beklagt hatte,⁹⁹ fehlen bisher Untersuchungen über das individuelle Korrekturverhalten einzelner Schreiberpersönlichkeiten. Daher weiß man wenig über durchschnittliche Fehlerquoten und die Zahl der Eigenrevisionen von anderen Schreiber*innen und hat kaum Vergleichsmöglichkeiten.

Trotzdem ist die große Differenz bei den Korrekturquoten der beiden Schreiber*innen von A und D augenscheinlich und sucht

99 Vgl. Schmidt, *Der Schreiber als Problem*, S. 177.

nach einer Erklärung: Dem Schreiber von A könnte es nicht nur an Konzentration gemangelt haben, sondern auch an Motivation; vielleicht spielte das optische Erscheinungsbild des Ergebnisses in seinem Fall keine Rolle. Was aber den signifikanten Unterschied zwischen den beiden Schreiberpersönlichkeiten betrifft, könnte dieser eventuell daher rühren, dass Claras niedrige Revisionsquote eine Ausnahme darstellt – um das zu beurteilen, müssten allerdings weitere Schreiberprofile vorliegen. Die Hätzlerin arbeitet jedenfalls äußerst genau, konzentriert und sauber. Zudem erzielt sie durch ihre geschickten Methoden zum Kaschieren der eigenen Fehler, die im nächsten Kapitel vorgestellt werden sollen, ein relativ makelloses Erscheinungsbild ihrer Schreiberzeugnisse.

Nicht so groß, aber dennoch vorhanden, sind die Unterschiede bei den Einfügungen von vergessenen Buchstaben oder Wörtern, die bei A 18-mal notwendig sind, während die Hätzlerin nur zweimal zu dieser Maßnahme greifen muss. Diese Auswertung verstärkt gemeinsam mit den bereits bei den unbewussten Schreibversehen erhobenen Auffälligkeiten die Theorie, dass der Schreiber von Handschrift A legasthenische Tendenzen aufweist. Der legasthene Mensch kämpft mit Wahrnehmungsfehlern, die durch ihre Häufigkeit und Resistenz auffallen und dazu führen, dass Wörter im selben Text einmal richtig und einmal falsch geschrieben werden.¹⁰⁰ Solche Auffälligkeiten lassen sich auch im Schreibprodukt von Schreiber A beobachten, der immer wieder Buchstaben auslässt oder verdreht, dies vielfach nicht registriert (erkennbar an der hohen Zahl seiner Schreibversehen), mitunter aber doch wahrnimmt und nachträglich korrigiert (ablesbar an der Zahl seiner Revisionshandlungen).

Wahrnehmungsfehler unterscheiden sich von Rechtschreibfehlern dadurch, dass sie nicht auf mangelnde Intelligenz oder fehlende Kenntnisse zurückzuführen sind, sondern ein Legasthener ist aufgrund seiner andersartigen Wahrnehmung nicht imstande zu erkennen, dass er das Wort nicht korrekt geschrieben hat.¹⁰¹ Kopp-Duller listet als typische Erkennungszeichen für dieses Krankheitsbild Fehler bei der Wortdurchgliederung (Auslassungen, Hinzufügungen, Reihenfolge), Vertauschung von optisch schwer unterscheidbaren Buchstaben, sowie Merkfehler auf, wenn das-

100 Vgl. Astrid Kopp-Duller: *Der legasthene Mensch*. Klagenfurt: EÖDL-Verlag 2017, S. 125.

101 Vgl. ebda.

selbe Wort im Text immer wieder anders geschrieben wird.¹⁰² All diesen Auffälligkeiten begegnet man in der einen oder anderen Form in der Abschrift von Schreiber A. Die unzähligen Streichungen könnten ein weiteres Symptom seiner Schreibschwäche darstellen. Er nimmt sich keine Zeit, die fehlerhaften Wörter umständlich vom Papier zu schaben und richtigzustellen, sondern streicht schnell und ohne lange zu überlegen. Die Besonderheit bei seinen Tilgungen (feine senkrechte und breite waagrechte Striche in Kombination), die in Kapitel 6.3.4.1 vorgestellt wurden, könnte aber auch darauf hindeuten, dass ein Teil der Revisionen in Handschrift A durch eine zweite kontrollierende Instanz vorgenommen wurde.

Im Gegensatz zu den häufigen Streichungen in Handschrift A bevorzugt Clara die ästhetisch befriedigendere Korrekturmethode mittels Rasur, sie ist eine überlegte und bedächtige Schreiberin, nimmt sich in der Regel die Zeit, jedes falsch geschriebene Wort vom Papier zu schaben und dadurch ein optisch schöneres Schriftbild zu erzielen. Nicht weniger als 51 Rasuren konnten in ihrer Abschrift registriert werden, von denen 37 mit einem Korrekturpunkt versehen sind. Streichungen versucht sie weitgehend zu vermeiden, nur im äußersten Notfall greift sie zu dieser Maßnahme. Auch gibt es so gut wie keine extralinearen Einfügungen in ihrem Text, was darauf hinzuweisen scheint, dass ihr niemals unabsichtliche Auslassungen von Einzelwörtern unterlaufen. Nun hat aber die vorangegangene Analyse der unbewussten Schreibversehen ergeben, dass gerade Zeilensprünge die Schwachstelle der Clara Hätzlerin darstellen. Wie sie vermeidet, dass dadurch nachträgliche Einfügungen erforderlich werden, soll das nächste Kapitel anschaulich darstellen.

6.3.4.3. Manipulationen

Wie bereits in Kapitel 6.3.1 nachgewiesen werden konnte, neigt die Hätzlerin zu Zeilensprüngen, diese Schwäche ist ein signifikantes Merkmal ihres Schreiberinnenprofils. Ihre Anfälligkeit für diesen Fehlertyp wird ihr des Öfteren zum Verhängnis und sie legt offenbar großen Wert darauf, dieses Manko geschickt zu verschleiern, indem sie zur Fehlerbehebung kreative Lösungen ersinnt, um bei Auslassungen von einzelnen Wörtern oder ganzen Zeilen ohne größere Streichungen noch einen einigermaßen passablen und verständlichen Text zu produzieren. Innerhalb dieser Kategorie wird

102 Ebda, S. 126–127.

zwischen Zusätzen (bM2), Umstellungen (bM3) und Ersatzwörtern (bM4) zum Kaschieren von eigenen Fehlern unterschieden, wobei Texteingriffe, die durch einen Zeilensprung ausgelöst wurden, eine spezielle Kennzeichnung erhalten (bM2z, bM3z und bM4z).

Vorausgeschickt sei, dass sich diese von der Hätzlerin manipulierte Passagen auf den ersten Blick nicht als solche zu erkennen geben und oft erst durch den Abgleich mit mehreren anderen Überlieferungszeugen als fehlerhaft und bewusst verändert zu identifizieren sind. Ein wichtiger Indikator ist meist das Vorhandensein von einem oder mehreren vorangegangenen unbewussten Schreibversehen, die als Auslöser der Manipulationen zu bewerten sind.

Um zu verdeutlichen, wie kreativ Clara mitunter vorgeht, wenn sie ihrem Auftraggeber ein optisch einwandfreies Schriftbild gewährleisten will, sei die folgende Textpassage analysiert. Sie befindet sich im hippiatrischen Teil des Münsinger-Traktats in einem Kapitel über Pferdekrankheiten. Hier wird beschrieben, wie dem Pferd eine Geschwulst im Maul wächst:

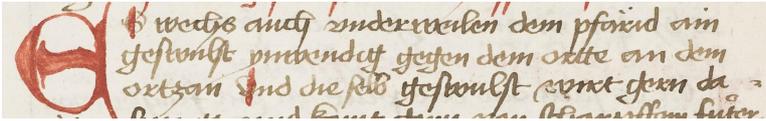


Abbildung 103: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 104, Z. 14–16

- D104a014 *Es wechs auch vnderweilen dem pfärid ain*
 D104a015 *gewulft ynwendig gegen dem orte* (bM4z) *an* (bM4z) *dem*
 D104a016 *ortzan [...]*

Den *ortzan* übersetzt Lexer mit Eckzahn,¹⁰³ wobei er Münsinger nach Claras Abschrift als einzige Belegstelle zitiert, seltsam erscheint freilich die Doppelung des Begriffs: *gegen dem orte an dem ortzan*. Der Abgleich mit Handschrift A liefert folgende Variante:

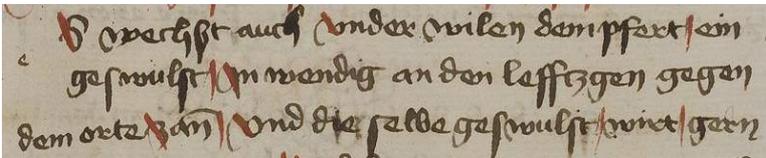


Abbildung 104: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 56r, Z. 13–15

103 Vgl. Lexer online, s. v. *ortzan*.

A056r013 [E]S wechßt auch vnder wilen dem pfert ein
 A056r014 gewulft / Inwendig an den leffczgen gegen
 A056r015 dem ortezann [...]

Die Geschwulst wächst an den Lefzen gegenüber dem Eckzahn, also an den Weichteilen und nicht am Zahn selbst. Wie war es zu dieser Verschreibung gekommen? Das Auge der Hätzlerin ist beim Lesen der Vorlage vermutlich wieder einmal abgeirrt und hat die genaue Lokalisierung der Geschwulst *an den leffczgen* übersprungen und gleich den nachfolgenden Textteil anvisiert. Als sie mitten im Satz ihren Irrtum bemerkt, bricht sie ab, lässt die bereits niedergeschriebene Präpositionalphrase *gegen dem orte* stehen, indem sie befindet, dass ‚am Rand‘ mit *an den lefftzgen* annähernd gleichbedeutend sei, und tauscht, um eine Lösung nicht verlegen, nur die beiden Ortspräpositionen *an* und *gegen* aus. Damit hat sie ihre Fehlschreibung durch eine Umformulierung harmonisch in den Text integriert, ohne größere Passagen streichen zu müssen. Dass der Textsinn dadurch gelitten hat, beweist der Umstand, dass Lindner das Nomen *ortezann* in seinem Glossar zu Münsingers *Falkenbuch* fälschlich als letzten, hintersten Zahn im Pferdegebiss übersetzt.¹⁰⁴ In die Irre geführt mag ihn dabei auch das Grimmsche Wörterbuch haben, das für das Lemma *Ortzahn* ebenfalls Claras Text als Belegnachweis anführt:¹⁰⁵

Ein weiterer bewusster Zusatz befindet sich ganz am Ende des Münsingertextes, in dem kurzen Teil, der den Hunden gewidmet ist. Der Leser/die Leserin erfährt hier Wissenswertes über die Versorgung von Verletzungen des Hundes, die durch Fliegenmaden befallen wurden:

D152a022 *Ist es das dem hund in wunden oder mälen (bM2)*
 D152a023 *oder in altem schaden gewachfen find würme*
 D152a024 *so fol man den schaden wäfchen mit dem saft des*
 D152a025 *krautz das da haiffet Reinfan [...]*

In Handschrift A und auch in allen anderen Textzeugen fehlt der Zusatz *oder mälen* und man findet folgenden Wortlaut vor:

A084r025 [J]St es das dem hund in wunden oder in alten schaden
 A084r026 *gewachfen fint würme So fol man den schaden*
 A084r027 *wefchen mit dem faltz [bR1] safft des kruts das da heiffet*
 A084r028 *reiff [bR1] reinfan als lang biß sie dauon sterben [...]*

104 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 2, S. 192.

105 Vgl. DWB online s. v. *Ortzahn*.

Warum verändert die Hätzlerin den Text in dieser willkürlichen Art und Weise und fügt den Wunden und Verletzungen als weiteres Synonym ‚(Wund-)Male‘ hinzu? Man muss einen Blick auf ihre Vorlage werfen, um nachzuvollziehen, was sie gesehen hat:

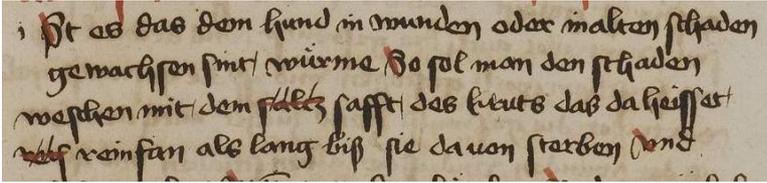


Abbildung 105: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 84r, Z. 25–28

Der Schreiber von A hatte nicht nur die Präposition *in* so nahe an das nachfolgende Adjektiv *alten* geschrieben, dass es mit diesem optisch zu einem Wort verschmolzen ist, sondern die beiden Wörter sind auch so unglücklich ausgeführt, dass auf den ersten Blick *malten* gelesen werden könnte. Die Hätzlerin hat ihren professionellen Blick wohl nur kurz auf die erste Zeile dieses Kapitels geworfen, dabei den *i*-Punkt übersehen, und so konnte es zu einer klassischen Fehllesung kommen. Wie bereits an früherer Stelle angemerkt, verläuft der Abschreibprozess nicht immer vollkommen konzentriert, die Gedanken schweifen mitunter ab, dadurch unterlaufen den Kopist*innen Fehler, die den Freudschen Fehlleistungen nicht unähnlich sind.¹⁰⁶ Das Lesen – so Timpanaro – sei niemals synthetisch, wir lesen nicht Buchstabe für Buchstabe, sondern wenn wir einige Buchstaben erkannt und das Wortbild als Ganzes erfasst haben, ergänzen wir im Gedächtnis die restlichen Buchstaben.¹⁰⁷ Daher überliest man auch mitunter Fehlschreibungen, und ist trotzdem der festen Überzeugung, dass das Wort richtig geschrieben ist. Dieses Phänomen, dass Fehler beim Lesevorgang im Geiste automatisch korrigiert werden, könnte man als eine Art von Fehlertoleranz bezeichnen.

Clara könnte also zunächst *in wunden oder malen* gelesen und kopiert und unmittelbar darauf bei einem neuerlichen Blick auf die Vorlage festgestellt haben, dass sie sich verlesen hat, daher hat sie zusätzlich *oder in altem schaden* ergänzt. Damit hätte sie eine passable Lösung für ihren Lesefehler gefunden, denn das zusätz-

106 Vgl. Timpanaro, *Freudian Slip*, S. 22.

107 Vgl. ebda.

liche Wort fügte sich als erläuterndes Synonym zu *wunden* unauffällig in den Text ein.

Eine andere Erklärung könnte lauten, dass Clara – mit den Schwächen ihrer Vorlage am Ende ihrer Abschrift bereits bestens vertraut – *malten* für eine Fehlschreibung ihres Berufskollegen gehalten hatte und das vermeintlich überzählige *t* stillschweigend getilgt hat. Die Wörter *wunden*, *schaden* und *male* stehen einander hinsichtlich ihrer Bedeutung zweifellos nahe, daher ist Claras Korrektur durchaus nachvollziehbar.

Ein weiteres typisches Beispiel für Claras Arbeitsweise befindet sich im Pferdeteil des Münsingertraktats. Münsinger beschreibt, wie man eine Geschwulst auf dem Pferderücken am besten behandeln soll:

D123a022 *vnd darnach fol man daruf legen vnd die*
 D123a023 *gefhwulft bedecken mit ainem Leynin tûch das*
 D123a024 *an der praitt **vber ain** (bM4z) vinger praitt vbertrift*
 D123a025 *die praitte der gefhwulft / [...]*

Auf den ersten Blick scheint die Passage wiederum korrekt zu sein, doch beim Vergleich mit Handschrift A stellt sich heraus, dass Claras Version fehlerhaft ist:

A067v014 *[...] Vnd dar nach fol man dar uff legen vnd*
 A067v015 *die gefhwulft bedecken mit einem linen tuch das*
 A067v016 *an der breite **vier** finger breÿt übertrift die*
 A067v017 *breÿtte der gefhwulft [...]*

Im Gegensatz zu A, wo das Leinentuch vier Finger breit über die Geschwulst hinausragen soll, ist der Verband bei der Häzlerin nur *vber ain vinger prait*. Warum ändert sie die präzise Maßangabe? Clara ist auch in diesem Fall ein Missgeschick passiert, sie schreibt offenbar sehr schnell, die Augen fliegen in Bruchteilen von Sekunden über die Vorlage und bleiben wieder einmal an der falschen Stelle hängen. Die *prait* kommt in dieser Zeile zweimal vor und die Häzlerin schreibt sogar noch das nächste Wort, bevor sie ihren Fehler bemerkt. Da sie das Präfix *vber* bereits geschrieben hat, kann sie nicht mehr *vier vinger* schreiben, das würde den Inhalt zu sehr verfälschen. Daher ändert sie die Zahlenangabe auf *vber ain vinger* und erzielt damit wieder einen ‚einigermaßen‘ stimmigen Satz.

In der folgenden Textstelle ist Claras bewusster Eingriff in den Wortlaut reichlich ungeschickt erfolgt und führt zu einiger Verwirrung. Es geht in dieser Passage um die Jagd- und Fressgewohn-

heiten des Habichts, die in der Hätzlerschen Abschrift folgendermaßen beschrieben werden:

D060a006 *wenn er den hafē gefächt so ftät er mit dem*
 D060a007 *glinggen füß in die erden vnd mit dem gerechten*
 D060a008 *hebt er den hafē [...] (uS1c1) vnd yffet feine augen vnd*
 D060a009 *ertötet jn darnach vnd alspald er mag fo*
 D060a010 *erplendt er des erften (bM2z) den hafē (bM3z) [...]*

Spätestens in der letzten Zeile dieser Passage zeigt sich, dass die Formulierung *des erften* chronologisch nicht ans Ende dieses Vorgangs passt. Die Abfolge der einzelnen Handlungsschritte beim Beutefang mutet in Claras Abschrift merkwürdig an: Während der Habicht sich mit dem linken Fuß auf dem Boden abstützt, hebt er mit dem rechten den Hasen und frisst dessen Augen, danach tötet er seine Beute, und ‚sobald er dazu in der Lage ist, blendet er den Hasen *zuerst*‘ (wörtliche Übersetzung). Die Blendung des Hasen erscheint nach dem Aushacken der Augen widersinnig, da redundant. In der Vergleichsstelle in Handschrift A erscheint der Ablauf der einzelnen Handlungsschritte in der logischen Reihenfolge:

A031v003 *Vnd wenn er denn hafē gefacht fo stat er mit dem*
 A031v004 *lincken füß vff die erde vnd mit dem rechten*
 A031v005 *hebt er den haßen vnd als bald er mag / fo erblent*
 A031v006 *er denn haßen vnd yßet fin augen Vnd ertötet*
 A031v007 *jne darnach [...]*

In der Konfrontation mit allen übrigen Textzeugen stellt man fest, dass die Formulierung *des erften* nur bei der Hätzlerin auftritt, es handelt sich also um eine eigenmächtige Ergänzung. Bei einer nicht in den Text passenden Formulierung muss immer auch ein bewusster Texteingriff in Betracht gezogen werden. Wie erklärt sich dieser Zusatz?

Vorangegangen war wohl wiederum ein Zeilensprung, ausgelöst durch das zweimalige Auftreten des Akkusativs *den hafē* in Zeile 5 und 6 der Vorlage. Das Auge der Schreiberin war in der Eile des Schreibprozesses eine Zeile tiefer hängen geblieben und ihre Hand hatte bereits begonnen diese Zeile zu kopieren. Als der Professorin ihr Missgeschick bewusst wird, hat sie drei Möglichkeiten: Entweder sie belässt im Text eine Lücke oder sie streicht eine ganze Zeile in der Abschrift, was zu einem optisch unschönen Schriftbild führen würde. So entscheidet sie sich für die dritte Möglichkeit, sie flickt den vergessenen Satz verspätet in den Text ein. Dabei muss sie aber außer der Umstellung des Textes noch zu einem bewussten Zusatz als Hilfsmittel greifen, damit die Erwähnung der Blendung

des Hasen zu diesem späten Zeitpunkt, als der Hase bereits getötet worden ist, einigermaßen sinnvoll erscheint. In der poetischen Literatur ist dieses Phänomen als Stilfigur unter der Bezeichnung Hysteron-Proteron bekannt: Dabei wird die übliche zeitliche Abfolge eines Geschehens absichtlich umgekehrt und es kommt zu einem Bruch der erwarteten syntaktischen Ordnung.¹⁰⁸ Der Hätzlerin diene die etwas holprige Einfügung des temporalen Adverbs *des erften* freilich nicht als ästhetisches Gestaltungsmittel ihrer Abschrift, sondern diese Maßnahme ist vielmehr dem Versuch geschuldet, das Blenden des Hasen ‚zurückzudatieren‘ und sich mit diesem Trick aus der Affäre zu ziehen.

Auf pag. 70 ist der Hätzlerin ein Versehen bei den Überschriften unterlaufen und sie hat das Kapitel *Für das gefucht* irrtümlich mit *Für das ftechent wee* (pag. 70, Z. 18) betitelt, obwohl die in diesem Absatz beschriebene Krankheit nichts mit stechenden Schmerzen zu tun hat. Auch dieses Versehen wurde vermutlich durch ein Abschweifen des Auges verursacht, jedoch von der Schreiberin kurz danach bemerkt und die Situation wie folgt gerettet: Die nächste Überschrift, bei der es sich tatsächlich um das bereits zuvor angekündigte Kapitel handelt, versieht die Schreiberin kurzerhand mit dem Zusatz ‚abermals, wieder‘: *Aber (bM2z) für das ftechent wee* (pag. 71, Z. 19). Da keine andere Überlieferung diesen Zusatz enthält, muss er von der Hätzlerin ganz bewusst gesetzt worden sein.

Texteingriffe in Form von Einfügungen, die auf einer bewussten Entscheidung der Schreiberin beruhen, sind symptomatisch für Claras Arbeitsweise und konnten in dieser kreativen Form in keiner anderen Überlieferung des Münsinger-Textes beobachtet werden. Das soll auch in der nun folgenden Textpassage aufgezeigt werden. Im achten Kapitel des Falkenteils erfährt man, was zu tun ist, wenn der Falke durch Kontakt mit faulem Holz eine Vergiftung erlitten hat:

D050a019 *So der valck vergiffet ift*
 D050a020 *Wann der valckner den valcken gebadet*
 D050a021 *hat So sol er sich hütten das er jn nit*
 D050a022 *stelle vff ain faules holtz oder stangen*
 D050a023 *wann dardurch möcht er vergiffet werden / Vnd*
 D050a024 *wär es das er ietz also vergiffet wär So sol*
 D050a025 *man nemen gûten driacers vnd den pfeffer*

108 Vgl. Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur. 6. verb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Kröner 1979. (= Kröners Taschenausgabe. 231.) S. 359–360.

- D050a026 prennen des fol fein (bM2z) driü pfeffer körner vnd
 D050a027 die zu famen vermifchen / Vnd dem falcken geben
 D050a028 Vnd fol jn alfo behalten newn tag / vnd fol den
 D050a029 driacers vnd den pfeffer prennen in ainem fcherben
 D050a030 vnd das puluer fol man fäen uff das flaiſch [...]

Albertus Magnus empfiehlt, dem Vogel *driacer* (Theriak) zu verabreichen, ein im Mittelalter geschätztes Universalheilmittel. Der Name leitet sich vom griechischen *thēriakón* für ‚wildes, giftiges Tier‘ ab und wurde schon in der Antike als Gegengift bei Schlangenbissen angewendet.¹⁰⁹ Den *driacer* soll man dem erkrankten Tier gemeinsam mit gebranntem Pfeffer neun Tage lang eingeben. Dazu wird angewiesen, den *driacer* zusammen mit dem Pfeffer in einem Tontopf zu brennen und das Pulver auf das Futter des Falken zu streuen. Handschrift A liefert folgenden Wortlaut:

- A026v007** *So der falck vergiffet ist etc.*
 A026v008 [W]Ann der felckner den falcken gebadt hät
 A026v009 So fol er ſich hüten / das er Ine nit ſtell vff
 A026v010 ein fule holtz oder ſtangen wann dardurch
 A026v011 mocht er vergiffet werden / Vnd wer es das er ytz
 A026v012 alfo vergiffet wer / ſo fol man nieman guten triackers
 A026v013 Vnd drü pfeffer kerner Vnd die züſamen vermifchen
 A026v014 Vnd dem falcken geben Vnd fol Ine alfo behalten
 A026v015 nün tag Vnd dar nach fol man den triackers vnd
 A026v016 den pfeffer brennen in einem ſcherben Vnd das puluer
 A026v017 fol man ſegen uff das fleiſch / [...]

Wieder einmal liegt ein Zeilensprung vor, den Clara durch die Erweiterung der Mengenangabe *driü pfeffer körner* um den Zusatz *des fol fein*, im Sinne einer nachgeschalteten Präzisierung ‚und zwar‘ geschickt kaschiert hat.

Wertet man diesen Fehlertyp nun statistisch aus, so zeigt sich, dass die Hätzlerin insgesamt 16-mal in den Text eingegriffen und den Wortlaut bewusst verändert hat. Allein neun dieser Eingriffe dienten dem Kaschieren von Zeilensprüngen, die ihr zuvor unterlaufen waren.

109 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Theriak>.

Tabelle 20: Bewusste Manipulationen

Fehlertyp BEWUSSTE Manipulationen	Hs. D	Zeilensprung als Ursache
bM2 Bewusste Zusätze zum Kaschieren von eigenen Fehlern	9	5
bM3 Bewusste Umstellungen zum Kaschieren von eigenen Fehlern	1	1
bM4 Bewusste Ersatzwörter zum Kaschieren von eigenen Fehlern	6	3
Summe	16	9

Zusammenfassend zeigt dieses Kapitel, dass Clara eine intelligente Strategie anwandte, um ihre eigenen Flüchtigkeitsfehler zu verschleiern. Hätte sie alle Zeilensprünge durch umfangreiche Streichungen korrigiert, wäre das Schriftbild mit Sicherheit stärker beeinträchtigt worden. Gerade bei Zeilensprüngen, die wie in den oben analysierten Beispielen über mehrere Zeilen reichen, gibt es kaum eine Möglichkeit, diese unauffällig zu korrigieren. Die Hätzerin hat einen Ausweg für diese missliche Situation gefunden, der nicht nur von großer Kreativität, sondern auch von einem Selbstbewusstsein zeugt, das seinesgleichen sucht. Indem sie ihre eigenen Fehler durch bereinigende Zusätze sozusagen rechtfertigt, zeichnet sie sich als eine von ihrem eigenen Tun überzeugte Frau aus. Ein gesundes Selbstvertrauen sowie ein großes Maß an Kreativität können der Berufsschreiberin in jedem Fall als typische Persönlichkeitsmerkmale bescheinigt werden.

6.3.5. Überblick: Fehlertypologie und Revisionshandlungen

Abschließend sei die gesamte Fehlertypologie mit allen Kategorien von unbewussten Textabweichungen und bewussten Textänderungen noch einmal übersichtlich zusammengestellt, um das rasche Nachschlagen der in den analysierten Textbeispielen verwendeten Indices zu erleichtern. Zugleich dienen die nachfolgenden Tabellen

als Legende zur Transkription der Handschriften A und D, die als Editionssynopse vollständig online unter dem Link <https://doi.org/10.25364/505.2022.1> zugänglich ist (eine Editionsprobe ist im Anhang auf S. 321–325 beigegeben). Obwohl selten auftretende Fremdreversionen (sog. Gebrauchsspuren von anderen, meist späteren Händen) für diese Arbeit keine Rolle spielen, wurden sie in der Transkription mit erfasst, jedoch nicht näher untersucht.

Tabelle 21: Fehlertypologie: Unbewusste Textabweichungen und bewusste Textänderungen

UNBEWUSSTE TEXTABWEICHUNGEN	
A. SCHREIBVERSEHEN: Lapsus manus	
uS1a	Auslassung eines Buchstabens oder einer Silbe
uS1b	Auslassung eines Wortes
uS1c	Auslassung mehrerer Wörter oder Zeilen (Zeilensprung)
uS1d	Auslassung von Überschriften
uS2a	Zusatz eines Buchstabens oder einer Silbe
uS2b	Zusatz: Doppelschreibung eines Wortes oder Satzteilens (Dittographie)
uS2c	Zusatz eines Wortes oder mehrerer neuer Wörter
uS3a	Umstellung von Buchstaben (Buchstabendreher)
uS3b	Umstellung von Wörtern im Satz
uS4a	Ersetzung eines oder mehrerer Buchstaben im Wort
uS4b	Ersetzung eines Wortes in einem Satz, wobei die Satzaussage annähernd gleichbleibt (Varianzwort)
uS4c	Ersetzung eines Wortes in einem Satz, wobei die Satzaussage mehr oder weniger verfälscht bzw. unverständlich wird (Fehlerwort)

B. INHALTLICHE bzw. SACHFEHLER	
u1	Auslassung , die auf einem sachlichen oder inhaltlichen Fehler beruht
u2	Zusatz , der auf einem sachlichen oder inhaltlichen Fehler beruht
u3	Umstellung , die auf einem sachlichen oder inhaltlichen Fehler beruht
u4	Ersetzung , die auf einem sachlichen oder inhaltlichen Fehler beruht
BEWUSSTE TEXTÄNDERUNGEN	
VERSUCHE zur Textverbesserung	
bV1	Auslassung von Buchstaben oder Wörtern zur Textverbesserung oder Korrektur der Vorlage
bV2	Zusatz von Buchstaben oder Wörtern zur Textverbesserung oder Korrektur der Vorlage
bV3	Umstellung von Buchstaben oder Wörtern zur Textverbesserung oder Korrektur der Vorlage
bV4	Ersetzung : Ersatzwörter zur Textverbesserung oder Korrektur der Vorlage

Tabelle 22: Kategorien von Revisionshandlungen

A. REVISIONSHANDLUNGEN ohne Korrekturpunkt	
bR1	Streichung von Textstellen
bR1z	Streichung von Textstellen, die durch Zeilensprung verursacht wurden
bR2	Zusatz von Wörtern oder Buchstaben mittels Einfügungszeichen und/oder Ergänzung neben oder über dem Wort bzw. am Rand des Textes
bR3	Änderung der Position eines Wortes oder Satzes mittels Einfügungszeichen
bR4	Änderung bzw. Korrektur eines Wortes durch Rasur und/oder Überschreiben

B. REVISIONSHANDLUNGEN mit Korrekturpunkt	
bK4	Änderung bzw. Korrektur eines Wortes durch Rasur und/oder Überschreiben
bK4z	Änderung bzw. Korrektur eines Wortes durch Rasur und/oder Überschreiben wegen Zeilensprung
C. MANIPULATIONEN zum Kaschieren von eigenen Fehlern	
bM2	Zusatz zum Kaschieren von eigenen Fehlern
bM2z	Zusatz zum Kaschieren von eigenen Fehlern, die durch Zeilensprung verursacht wurden
bM3	Umstellung zum Kaschieren von eigenen Fehlern
bM3z	Umstellung zum Kaschieren von eigenen Fehlern, die durch Zeilensprung verursacht wurden
bM4	Ersatzwörter zum Kaschieren von eigenen Fehlern
bM4z	Ersatzwörter zum Kaschieren von eigenen Fehlern, die durch Zeilensprung verursacht wurden
D. FREMDKORREKTUR	
bF1	Streichung von Textstellen von fremder Hand
bF2	Zusatz von Wörtern oder Buchstaben mittels Einfügungszeichen und/oder Ergänzung von fremder Hand
bF3	Einfügungszeichen von fremder Hand ohne Einfügung

6.3.6. Statistische Auswertung der Textabweichungen

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln eine ausführliche Autopsie repräsentativer Beispiele aus Claras Abschrift vorgenommen worden ist, sollen ihre Textänderungen gegenüber Handschrift A nun insgesamt statistisch ausgewertet werden. Jedoch muss vorweg einschränkend festgehalten werden, dass eine derartige Bestandsaufnahme freilich keinen Absolutheitsanspruch erheben kann, da sie aus einer zeitlichen Distanz von mehr als 500 Jahren vor dem Hintergrund des heutigen Wissensstandes erhoben wurde und vielleicht einige Aspekte, die der mittelalterlichen Schreiberin, dem mittelalterlichen Schreiber selbstverständlich waren, unberücksichtigt bleiben mussten. Dennoch gewähren die Ergebnisse aus den überlieferungskritischen Analysen tiefe Einblicke in den Überlieferungsprozess einer spätmittelalterlichen Gebrauchshandschrift und in die Schreibgewohnheiten und -strategien zweier Schreiberpersönlichkeiten mit ihren individuellen Stärken und Schwächen.

Tabelle 23: Auswertung aller Textabweichungen

	Handschrift A	Handschrift D
Schreibversehen	286	310
Sachfehler	4	23
SUMME	290	333
Versuche zur Textverbesserung	nicht ausgewertet	55
Revisionshandlungen	169	59
Manipulationen	nicht ausgewertet	16
SUMME	169	130
GESAMTSUMME der Textabweichungen	459	463

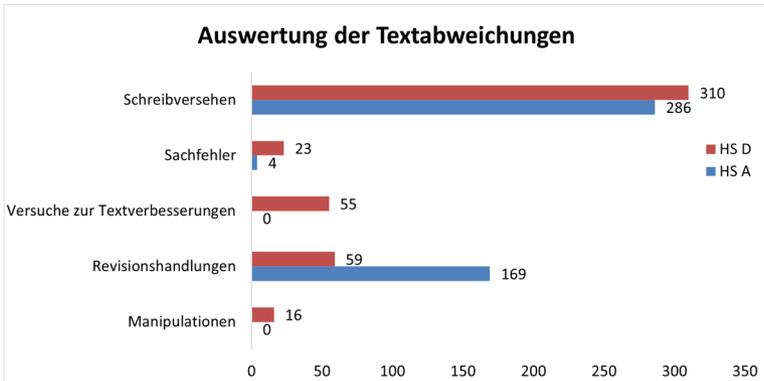


Abbildung 106: Grafische Darstellung aller Textabweichungen

Zusammenfassend kann vorerst festgehalten werden, dass die einfachen Schreibversehen die größte Gruppe der Textabweichungen darstellen, in diesem Bereich konnten bei beiden Schreiber*innen die meisten Fehler verzeichnet werden. Wertet man das Profil der beiden Kopist*innen aus, so stellt sich zunächst heraus, dass sie bei der Häufigkeit der Schreibversehen annähernd gleichauf liegen: Clara verursacht 310 dieser Fehler, der unbekannte Schreiber von Handschrift A 286. Dies entspricht genau den Erwartungen, sind diese *Lapsus manus* doch nichts anderes als unerwünschte Folge eines Moments der Unaufmerksamkeit im Schreibprozess – solche Fehlleistungen unterlaufen jedem Schreiber/jeder Schreiberin. Als einziges individuelles Kennzeichen dieses Fehlertyps kann bei der Hätzlerin eine eindeutige Schwäche im Bereich der Zeilensprünge ausgemacht werden, und dass sie auffällig viele Ersatzwörter verwendet, während der Schreiber von A leicht legasthenische Tendenzen zeigt und gerne Buchstaben verdreht, auslässt oder vertauscht.

Anders sieht es bei den Sachfehlern aus: Diese kommen bei A so gut wie gar nicht vor, während Clara gerade im Bereich der Fachterminologie Unsicherheiten zeigt und einige sachliche Irrtümer in ihre Abschrift einbaut. Die Versuche zur Textverbesserung konnten nur in Handschrift D ausgewertet werden. Dabei kann festgehalten werden, dass Clara eine fürsorgliche und äußerst umsichtige Kopistin ist, der es ein großes Anliegen ist, den Text nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch zu verbessern und zu glätten. Mit diesem Bemühen um einen korrekten Text wird sie ihrem Berufsethos als Schreiberin gerecht. Sie hat wiederholt mit Verschreibungen zu kämpfen, die dem Schreiber von Handschrift A, die höchstwahrscheinlich ihre Vorlage war, unterlaufen sind. Ihre Korrekturen

ließen sich in mehreren Textpassagen als unmittelbare Reaktionen auf diese schriftlichen Fehlgriffe ihres Kollegen/ihrer Kollegin nachweisen. Auch wenn Clara nicht immer die optimale Lösung gefunden und den Text gelegentlich noch weiter entstellt hat, kann man ihr keinesfalls den Vorwurf machen, sie hätte bei ihren Abschriften nicht mitgedacht. Immerhin zeugen 55 dieser von Clara korrigierten Textpassagen von Versuchen, Fehler zu bereinigen und den Text zu verbessern.

Im Rahmen der Revisionshandlungen kann Schreiber A ein großes Maß an Unbekümmertheit bescheinigt werden, denn unzählige Streichungen verteilen sich über den gesamten Text und zeugen von geringem Engagement für ein optisch perfektes Schriftbild. Es finden sich kaum fehlerhafte Stellen, die zeitaufwendig vom Blatt geschabt wurden, sondern überwiegend schnelle, schlampige Striche über den falschen Buchstaben. Dagegen erweist sich Clara als äußerst sorgfältige und professionelle Berufsschreiberin, die alles unternimmt, um ihrer Schreibebeit ein gefälliges Erscheinungsbild zu geben. Sie entwickelt nicht nur ein Korrektursystem, das es ihr ermöglicht, fehlerhafte Passagen schnell wiederzufinden und auszubessern, sondern sie vermeidet hässliche Streichungen, indem sie kleine Fehlschreibungen immer sorgfältig vom Papier schabt und mit dem korrekten Wortlaut überschreibt. Was ihre Schwäche, die Neigung zu Zeilensprüngen, anbelangt, so erweist sie sich als äußerst kreativ, um diese nicht offensichtlich werden zu lassen. Stets überlegt sie sich Lösungen, sodass sie großflächigen Streichungen ausweicht und trotzdem einen einigermaßen passablen Text bei ihren Auftraggebern abliefern kann.

Die Hätzlerin greift häufiger als andere Schreiber in den Text ein, wobei sie diesen gelegentlich auch recht willkürlich verändert. Aus heutiger Sicht ist es schwer zu beurteilen, ob ihre Auftraggeber exakte Vorlagentreue erwartet haben oder ob ihr gewisse Freiheiten gestattet waren, vor allem, wenn es darum ging, inhaltliche Fehler zu bereinigen. Insgesamt unterlaufen der Hätzlerin auf 155 Seiten 333 Schreibversehen, davon 310 in Form eines Lapsus manus und 23 inhaltliche Fehler. Durchschnittlich macht sie also pro Seite 2,2 Fehler. Die Zahl ihrer Revisionshandlungen ist mit 59 im Vergleich zum Schreiber von Handschrift A relativ gering, an 55 Stellen greift sie in den Text ein, um Fehler der Vorlage zu verbessern, 16-mal verschleiert sie ihre eigenen Fehler. Damit sind 130 bewusste Textänderungen auf ihrem Konto zu verbuchen, das entspricht einer Eingriffsquote von 0,8 pro Seite.

Dass Handschrift A „den weitaus besten, alle anderen Handschriften überragenden Text der Münsingerschen Übersetzung bietet“,¹¹⁰ mag zwar auf die sachlich-inhaltliche Seite bezogen zu treffen, nicht aber auf die sprachlich-formale. Lindner hatte in seiner Edition auf die Erstellung eines Variantenapparates verzichtet, den er für überflüssig hielt. Außerdem finden Textrevisionen in seiner Arbeit keine Beachtung. Seine Entscheidung, Handschrift A vor allen anderen Überlieferungen den Vorrang einzuräumen, erweist sich nach der vollständigen Transkription, Kollationierung und statistischen Auswertung aller Textabweichungen als revisionsbedürftig.

6.4. Schritt 3 der Fehleranalyse: Ursachenforschung

Der große Wert der Fehlleistungen liegt darin, daß es sehr häufige, auch an der eigenen Person leicht zu beobachtende Erscheinungen sind, deren Zustandekommen das Kranksein durchaus nicht zur Voraussetzung hat.

(Sigmund Freud, Vorlesungen)

Fasst man die verschiedenartigen Ursachen für die diversen bewussten und unbewussten Textabweichungen, die in den vorangegangenen Kapiteln im Rahmen der Beschreibung und Typisierung der Fehler bereits kurz zur Sprache gekommen sind, noch einmal zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle 24: Ursachen von Textabweichungen

UNBEWUSSTE Textabweichungen
Ursachen von Schreibversehen
Ablenkung, Müdigkeit, Unkonzentriertheit, Krankheit, schlechte Tagesverfassung, eine beschmutzte, beschädigte oder aus anderen Gründen unleserliche Vorlage
Ursachen von inhaltlichen Fehlern
Unwissenheit, Unkenntnis oder Unsicherheiten bei lateinischer Fachterminologie

BEWUSSTE Textabweichungen
Gründe für Versuche zur Textverbesserung
Bemühung um stilistische und inhaltliche Verbesserung des Textes, (vermeintliche) Verbesserung von fremden Fehlern, Anpassung an neue Gebrauchsbedingungen, (vermeintliche) Wiederherstellung des Originals, Vereinfachung des Textes → immer subjektiv im Sinne der Schreiberin
Gründe für Revisionshandlungen
Richtigstellung von eigenen Schreibversehen, Bemühungen eigene Schreibfehler verschwinden zu lassen, ohne die Abschrift zu verunstalten

Um weiterführende Erkenntnisse aus den Fehlleistungen der Professionistin Clara Hätzlerin beim Kopieren gewinnen zu können, muss versucht werden, den Entstehungsweg dieser Fehler bis zu ihren Ursprüngen zurückzuverfolgen. Hier begibt man sich auf das Forschungsgebiet der Sprachpsychologie, die sich eingehend mit den Ursachen für ungewolltes Versprechen, Verlesen, Verschreiben aber auch Verhören auseinandersetzt. Die Erscheinungsformen dieser Art von Fehlern in der schriftlichen und mündlichen Sprachproduktion sind vielfach als sogenannte Freudsche Fehlleistungen bekannt.

6.4.1. Zur Entstehung von Schreibfehlern

Lesen macht vielseitig, Verhandeln geistesgegenwärtig und Schreiben genau.

(Francis Bacon)

Leider gibt es kaum aktuelle Sekundärliteratur, die sich mit den Ursachen von Schreibversehen auseinandersetzt, daher konnte für diese Arbeit nur ältere Forschungsliteratur herangezogen werden. In seinen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* hat sich Sigmund Freud unter anderem mit dem Phänomen der sprachlichen Fehlleistungen beschäftigt. Der so bekannte ‚Freudsche Versprecher‘ ist laut seinem Namensgeber ein Lapsus, der niemals zufällig auftritt, sondern ein seelischer Vorgang, der durch „die Interferenz zweier verschiedener Redeabsichten“¹¹¹ zustande kommt.

111 Sigmund Freud: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. 3. Aufl. Leipzig [u. a.]: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1926, S. 30.

Die/der Sprechende möchte etwas sagen, wird aber durch eine „störende Tendenz“¹¹² abgelenkt. Es wirken somit zwei konkurrierende Absichten auf die Person ein, wobei eine die andere überlagert, weil sie die dominante ist. Dabei können störende und gestörte Tendenz (das, was man eigentlich sagen wollte) entweder inhaltlich zusammenhängen oder thematisch unabhängig voneinander sein. Im letzteren Fall kommen die störenden Einflüsse entweder von einem Gedanken, der dem Sprecher kurz vorher durch den Kopf gegangen ist – Freud spricht hier von „Nachklang“¹¹³ – oder es gibt einen anderen assoziativen Zusammenhang.

Freud berichtet in diesem Kontext von einem Redner, der beim Eröffnen einer Sitzung verkündet: „Ich erkläre somit die Sitzung für geschlossen“, wodurch er das verrate, was ihn wirklich bewegt, nämlich die Hoffnung, dass er die anstrengende Sitzung schon bald hinter sich hätte.¹¹⁴ Solche störenden Tendenzen können von der/dem Sprechenden nur schwer unterdrückt werden. Freud schildert den Fall eines Professors, der in seiner Antrittsvorlesung kundtut: „Ich bin nicht geneigt (eigentlich wollte er „geeignet“ sagen), die Verdienste meines sehr geschätzten Vorgängers zu würdigen“.¹¹⁵ Sein latenter Wunsch, dem ungeliebten Vorgänger keine lobenden Worte zu widmen, trete hier sehr vehement zutage, wobei der Professor diesen bewusst selbstverständlich niemals so deutlich ausgesprochen hätte. Freud zufolge setzen sich diese zurückgedrängten Tendenzen immer gegen den Willen des Redners/der Rednerin in einer Äußerung durch. Der Versuch, diese zu unterdrücken, ist damit quasi die Bedingung dafür, dass der Versprecher überhaupt zustande kommt.¹¹⁶

Ähnliche Ursachen ortet Freud auch in Bezug auf das Verschreiben, so konstatiert er: „Im Allgemeinen weiß man, wenn man in einem Brief ein Verschreiben findet, daß beim Schreiber nicht alles in Ordnung war.“¹¹⁷ Auch könne dieser Fehlleistung gelegentlich eine allgemeine Schreibunlust zugrunde liegen oder der Wunsch, bald mit der Arbeit zu einem Ende zu kommen. Ebensolche Gedanken mögen auch bei der Berufsschreiberin dazu geführt

112 Ebda, S. 35.

113 Ebda, S. 53.

114 Vgl. ebda, S. 21.

115 Vgl. ebda.

116 Vgl. ebda, S. 56.

117 Ebda, S. 60.

haben, dass sich mitunter unwillkürliche Unzulänglichkeiten in ihre Abschrift eingeschlichen haben, wenn die Kopierarbeit buchstäblich kein Ende nehmen wollte und sie nach einem langen Tag vermutlich schon einen gewissen Widerwillen gegen diese Tätigkeit verspürte. Sie musste sich vielleicht selbst immer wieder motivieren, mit dem körperlich und geistig anstrengenden Schreiben fortzufahren, auch wenn die Finger schon müde waren und Kopf und Rücken schmerzten.¹¹⁸

Freud bestreitet, dass Schreibfehler einem Nachlassen der Aufmerksamkeit geschuldet seien, sondern betont vielmehr, dass deren Auftreten immer von einem fremden Gedanken ausgelöst werde, der plötzlich nach oben dränge und sich Raum verschaffe.¹¹⁹ Größere Verschreibungen, also Irrtümer, die keine Flüchtigkeitsfehler mehr seien, lassen seiner Meinung nach immer die Natur der störenden Einflüsse erkennen, das heißt, dass sie Hinweise auf die Gedanken geben können, die sie überlagern.

Ein großer Kritiker der Freudschen Theorie ist der italienische Altphilologe Timpanaro, der kontert, dass es sich bei schreiberischen Fehlleistungen nur um die übliche Art von Fehlern handle, die sich bei jedem Abschreibeprozess unwillkürlich einschleichen. Diese würden keineswegs von störenden Tendenzen ausgelöst, sondern seien allein der Ablenkung geschuldet, der jeder Schreiber, ob Gelehrter oder Laie, während des Schreibens ausgesetzt sei:

But it has long been realized that the majority of mistakes in transcription and quotation [...] are ‚errors due to distraction‘ [...], to which anyone transcribing or citing a text may be subject – whether scholar or lay man, mediaeval monk or modern typist or student.¹²⁰

Eine weitere Ursache für die Entstehung von Schreibversehen sei die Unbekümmertheit der Schreiber*innen im Umgang mit Handschriften. Paul weist darauf hin, dass, je unkonzentrierter und ungenauer ein mittelalterlicher Schreiber arbeitete, sich desto eher andere Gedanken, die ihm gerade durch den Kopf gingen, vor die eigentliche Abschrift schoben und das eben Gelesene verdrängten. Dabei blieb das gelesene Wort nicht lange genug im Gedächtnis

118 Vgl. den bekannten Schreiberspruch, der die Mühsal des Schreibens veranschaulicht: „Drei Finger schreiben, aber der ganze Körper leidet“, hier zitiert nach Brinker-von der Heyde, *Literarische Welt des Mittelalters*, S. 45.

119 Vgl. Sigmund Freud: *Zur Psychopathologie des Alltagslebens*. 7., weiter verm. Aufl. Leipzig [u. a.]: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1920, S. 156.

120 Timpanaro, *Freudian Slip*, S. 20.

haften, bis es zu Papier gebracht werden konnte, sondern wurde von einem alltäglichen Gedanken beiseitegedrängt.¹²¹ Stoll spricht in diesem Zusammenhang von Fehlwörtern, die das richtige Wort verdrängen würden.¹²²

Timpanaro gibt überdies zu bedenken, dass kein Kopist einen Text Wort für Wort abschreibe, sondern eine mehr oder weniger lange Passage lese und diese dann, ohne noch einmal in das Original zu blicken, „from memory“ niederschreibe.¹²³ In dieser kurzen Zeitspanne zwischen dem Lesen und der Niederschrift könnten sich Fehler einschleichen, die genau jenen entsprächen, deren Entstehung Freud psychologisch zu erklären versuche. Zudem könnten die Gedanken während des Schreibprozesses auch abschweifen und sich die Aufmerksamkeit des Schreibenden auf andere Dinge richten. Dabei entstünden wiederum derartige Verschreibungen, wie Freud sie beschrieben habe.¹²⁴

Eine weitere Ursache für die Entstehung von Textabweichungen sei die Tendenz zur Vereinfachung eines Textes, der viele Schreiber*innen erliegen. Timpanaro prägte den Begriff der „banalization“;¹²⁵ bei diesem unbewussten Vorgang ersetzt der Kopist ein Wort automatisch durch ein anderes, dessen Bedeutung annähernd gleich ist und dessen Verwendung ihm geläufiger ist.¹²⁶ Andererseits nähmen Kopist*innen auch bewusste Textänderungen vor, um den Wortlaut zu erweitern, zu kürzen oder zu vereinfachen. Viele dieser Texteingriffe ließen sich auf „the copyist’s illusion that he is restoring the original“¹²⁷ zurückführen. Der Schreiber verbessere nur das, was aus seiner Sicht unzulänglich erscheine und was er für einen Fehler eines früheren Kopisten oder das Versehen des Autors selbst halte. Diese bewussten Änderungen könnten viel über die Kompetenzen, die Einstellung und den Hintergrund des Kopisten erzählen.¹²⁸

121 Vgl. Paul, Methodenlehre, S. 187.

122 Vgl. Jakob Stoll: Zur Psychologie der Schreibfehler. In: Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen 2 (1913), H. 1/2, S. 22.

123 Timpanaro, Freudian Slip, S. 21.

124 Vgl. ebda, S. 21–22.

125 Ebda, S. 21.

126 In der Nomenklatur der Lachmannschen Textkritik wird dieses Phänomen *lectio faciliior* genannt.

127 Ebda, S. 20.

128 Vgl. ebda.

Für den Wiener Sprachpsychologen Friedrich Kainz ist das Schreiben als die später erworbene Fertigkeit wesentlich anfälliger für Fehlleistungen als das Sprechen.¹²⁹ Zudem würden durch den motorisch langsameren Schreibprozess Antizipationen, also die Vorwegnahme von Gedanken, begünstigt. Beim Schreiben eile der Geist der Hand oft voraus und das Hirn sei bereits beim nächsten Satz, während die trägen Finger noch mit dem vorherigen beschäftigt sind. In diesen Fällen komme es des Öfteren vor, dass das übernächste Wort vorweggenommen werde, bevor das nächstfolgende überhaupt geschrieben sei.¹³⁰

Ein solcher Fall von Antizipation liegt in der nachfolgenden Textstelle vor:

D101a030 *Zu dem erften gefchicht es das das pferde*
 D101a031 *ze vil puls (uS4a1) plütz oder funft ze vil plütz*
 D101a032 *by jm hatt [...]*

Die Hätzlerin war in Gedanken schon beim Wort *plütz*, während sie noch (wie in den anderen Textzeugen tradiert) *fuls* („schlechtes, verdorbenes“) Blut zu schreiben hatte. Diese Unkonzentriertheit führte zu einem Lapsus manus und Clara brachte stattdessen *puls* zu Papier, wobei das vorweggenommene mit dem beabsichtigten Wort vermischt wurde. Diese kuriose Schreibung veranlasste Lexer, das Wort unter dem Lemma *puls-bluot* in sein Mittelhochdeutsches Wörterbuch aufzunehmen und es sogar erklärend mit ‚Blut der Pulsader‘ zu übersetzen.¹³¹

Auch wenn die Hätzlerin eine Magenerkrankung des Habichts mit den Worten *das er ain böfen magen hatt der ze vil (uS4a1) ift* (pag. 60, Z. 22–23) beschreibt, liegt eine Antizipation vor, denn sie hat das *i* aus dem nachfolgenden *ift* vorweggenommen und anstelle des *o* in *vol* realisiert. Grundsätzlich tendieren benachbarte Laute dazu, einander in ihrer Lautqualität zu beeinflussen, die gegenseitige Beeinflussung kann dabei entweder vom früheren zum späteren Laut, aber auch umgekehrt erfolgen. Wenn ein späterer Laut durch einen früheren verändert wird, spricht man von Perseveration.¹³² Eine solche Form der Beeinflussung hat stattgefunden, wenn die Hätzlerin *die groß oder* statt *ader* (pag. 115, Z. 9) schreibt.

129 Vgl. Kainz, *Psychologie der Sprache*, S. 415.

130 Vgl. ebda, S. 416.

131 Vgl. Lexer online, s. v. *pulsbluot*.

132 Vgl. Stoll, *Schreibfehler*, S. 88–89.

Auch bei *Ift es das man ander fiben tag damit arbit* (pag. 118, Z. 32–33) klingt das *a* von *das* und *man* so stark nach, dass aus *under* unwillkürlich *ander* wird; genauso denkbar wäre hier Antizipation des *a* aus den nachfolgenden Wörtern.

Laut Kainz bringen geübte Schreibende häufig verwendete und daher geläufige Wörter gleichsam automatisiert zu Papier, „man schreibt Wortbildgestalten“,¹³³ während ungebräuchliche Wörter buchstabiert werden müssen. Deshalb werden bei ersteren Wörtern gelegentlich ähnliche Silben, die aufeinander folgen, ausgelassen, während es bei letzteren (sehr häufig bei Fremdwörtern) zu einer ungewollten Silbenvermehrung kommt. Dies werde durch das laute Mitsprechen beim Schreiben dieser herausfordernden Wörter noch begünstigt.

In Claras Abschrift zeigt sich dieses Phänomen zwar nicht, sie scheint in diesem Bereich sehr sattelfest, doch dem Schreiber von A, der wohl mit einer leichten legasthenisch bedingten Wortblindheit zu kämpfen hat, unterlaufen solche unbewussten Silben- und Buchstabenvermehrungen bei geläufigen Wörtern des Öfteren: So schreibt er *gefenhen* statt *gefehen* (fol. 5v, Z. 29), *fürtern* statt *füttern* (fol. 52r, Z. 25), *verfert* statt *verfert* (fol. 58r, Z. 2) und *geschwachen gelidern* statt *schwachen gelidern* (fol. 61r, Z. 6).¹³⁴

Stoll gelang es nachzuweisen, dass die sogenannte „Ranschburgsche Hemmung“, die der ungarische Psychologe Pál Ranschburg ursprünglich bei der Wiedergabe von ähnlichen Elementen in Zahlenreihen erforscht hatte, auch beim Abschreiben von Texten wirksam wird.¹³⁵ Demzufolge treten Auslassungsfehler vergleichsweise häufiger auf, wenn ähnliche oder gleiche Silben aufeinander folgen. Dieses Phänomen kann man auch in der nachfolgenden Textstelle beobachten, in der beschrieben wird, wie Wunden bei einem Pferd behandelt werden sollen, die dieses durch die Sporen des Reiters erlitten hat.

D113a033	[...] Vnd das
D113a034	<i>Loch des ftichs sol man ettwielang offen halten</i>
D114a001	<i>das das aytter oder das feücht gewäffer daruß ge-</i>
D114a002	<i>fließen müge / wann man es zu stund ließ wachfen (uS1a¹)</i>
D114a003	<i>fo möcht dem pferd gröffer fmertz vnd schade da-</i>
D114a004	<i>von komen / [...]</i>

133 Kainz: Psychologie der Sprache, S. 417.

134 Vgl. dazu Kapitel 6.2.1.2.

135 Vgl. Stoll, Schreibfehler, S. 64.

Die Verletzung soll möglichst lange offen gehalten werden, damit der Eiter und die Wundflüssigkeit abfließen können. Ließe man die Wunde gleich wieder zuwachsen, müsste das Pferd große Schmerzen leiden. Clara hat aber nicht *zuwachsen* geschrieben, wie es in allen übrigen Textzeugen tradiert wird, sondern die präfixlose Form *wachsen*. Durch die Aufeinanderfolge der Silbe *zu* in *zuftund* und *zuwachsen* war es möglicherweise zu einer Gedächtnishemmung gekommen, wie Ranschburg sie beschrieben hatte. Bei Ähnlichkeit zweier Silben vermischen sich diese in der Erinnerung und es kommt zu einer beeinträchtigten Reproduktionsleistung. Man bezeichnet dieses Phänomen daher auch als Ähnlichkeitshemmung.

Eine weitere Art der schriftlichen Fehlleistung ist die sogenannte Kontamination. Dabei verschmelzen aufeinanderfolgende Wörter miteinander zu einem neuen Wort. Kainz spricht auch von „Kompromissbildungen“. ¹³⁶ Dabei wird ein Teil eines Wortes durch einen Teil eines zweiten Wortes substituiert, woraus ein neues Wort entstehen kann. Eine solche Kontamination findet sich im hippiatrischen Teil des Textes in der folgenden Passage:

D117a026 *Vnd man mag auch **nachinander** (uS4c1) pflaster machen*

Münsinger empfiehlt zur Behandlung einer Pferdekrankheit das Auflegen von verschiedenen Pflastern, was in Handschrift A folgendermaßen beschrieben wird:

A064r009 [...] *Vnd man mag auch*
 A064r010 **noch ein ander** *pflaster machen [...]*

Bei der Berufsschreiberin sind die drei Wörter *noch ein ander* in der Schnelligkeit des Abschreibeprozesses zu *nacheinander* verschmolzen.

In einer anderen Passage wird beschrieben, wie das Federkleid des Habichts durch eine Erkrankung schütter werden kann. An die Stelle, an der dem Jagdvogel eine Feder ausgefallen ist, soll man als Ersatz eine Hühnerfeder stecken, denn *fo blibet die selbe feder vnd **beclibet** vnd wirt gefund* (fol. 46r, Z. 17–19), schreibt A. Bei der Hätzerin liest man hingegen *fo pleibt die selb veder **vnbeklaibet** (uS4c1) vnd wirt gefunt* (pag. 87, Z. 20–21) Lexer übersetzt das Lemma *bekliben* mit ‚haften bleiben, wurzeln‘, ¹³⁷ während Claras Version das Gegenteil, also eine Feder, die nicht anwächst, be-

136 Kainz, *Psychologie der Sprache*, S. 399.

137 Vgl. Lexer online, s. v. *bekliben*: haften bleiben, stecken bleiben, wurzeln.

schreibt. In ihrer Abschrift sind die Konjunktion *vnd* und *beclibet* eine Allianz zum Neologismus *vnbeklaibet* eingegangen, auch in diesem Fall handelt es sich um eine Kontamination.

Da in der Sekundärliteratur immer wieder darüber spekuliert wurde, ob Clara nach Diktat gearbeitet haben könnte, soll im Folgenden theoretisch und anhand von praktischen Beispielen untersucht werden, ob Claras Schreibversehen auf Lese- oder Hörfehlern basieren. Kainz unterscheidet drei Hauptformen des Schreibens: das Spontanschreiben, das Schreiben nach Diktat und das Abschreiben.¹³⁸ Da es sich bei Clara Hätzlerin um eine Auftragschreiberin handelt, kann das Spontanschreiben für diese Untersuchung außer Acht gelassen werden. Von großer Bedeutung für ihre Arbeit sind die beiden anderen Formen, die nun näher analysiert werden sollen, indem die Entstehung von Lese- und Hörfehlern erörtert wird.

6.4.2. Zur Entstehung von Lesefehlern

Leserlichkeit ist die Höflichkeit der Handschriften.

(Friedrich Dürrenmatt)

Fehlleistungen beim Abschreiben beginnen oft mit einem Verlesen und anschließenden falschen Schreiben des zuvor gelesenen Textes. Das Lesen gehört wie auch das Hören zu den rezeptiven Tätigkeiten, während das Schreiben und Sprechen produktive Betätigungen sind. Beim Lesen müssen zunächst optische Signale verarbeitet werden, bevor ein Verstehensprozess einsetzen kann. Dabei werden manche Buchstaben besser wahrgenommen als andere. Kainz spricht von dominierenden Buchstaben, die aufgrund ihrer Oberlängen leichter rezipiert werden als Buchstaben mit Unterlängen. Außerdem könnten Mittelbandbuchstaben wie m, n, o, a und r nicht immer eindeutig erfasst werden und man neige hier leichter zum Verlesen als bei anderen, da sie morphologisch weniger distinkt seien.¹³⁹

Stolls Untersuchungen haben gezeigt, dass der Blick des/der Lesenden zunächst auf Buchstaben mit Oberlängen fällt, danach auf die Unterlängen, während die Mittellängen am wenigsten ins Auge

138 Vgl. Kainz, *Psychologie der Sprache*, S. 6.

139 Vgl. ebda, S. 222.

stechen.¹⁴⁰ Aust hält ergänzend fest, dass man bei Wörtern, die ein vertrautes Erscheinungsbild haben, weil man sie schon unzählige Male zuvor gelesen hat, nur gerade so viele Unterscheidungsmerkmale perzipiert, dass man den Rest des Wortes aus der Erinnerung vervollständigen kann. Der Leser/die Leserin hat also eine visuelle Vorstellung von diesem Wort, die er/sie sofort mit dem gelesenen Wort abgleichen kann. Der Verstehensprozess setzt dabei oft schon ein, bevor man das optische Erfassen des Wortes abgeschlossen hat, bereits die ersten Teilinformationen aktivieren unser Wissen. Den Moment, in dem das Wort erkannt wird, beschreibt Aust als „Schnittpunkt von Erinnerung und Erwartung.“¹⁴¹ Doch woher beziehen wir unser Wissen über das optische Erscheinungsbild und die Bedeutung dieser Wörter und wo werden sie abgespeichert?

Moderne psycholinguistische Forschungen haben gezeigt, dass der Mensch über einen gigantischen sprachlichen Wissensspeicher verfügt, der mentales Lexikon genannt wird. Ein gebildeter Erwachsener verfügt heute über wenigstens 50.000 Wörter in seinem mentalen Lexikon, und kann jedes davon innerhalb einer Fünftelsekunde abrufen.¹⁴² Die Worterkennung funktioniert deshalb so schnell, weil die Sprecher*innen das Wort oft schon am Anlaut erkennen, bevor sie es noch vollständig gehört haben. Bei Experimenten, in denen den Versuchspersonen Fantasiewörter vorgespielt wurden, konnten die Probanden bereits innerhalb einer halben Sekunde feststellen, dass es sich dabei um ein nicht existierendes Wort handelte. Diese Ergebnisse zeigen, dass das mentale Lexikon eines Menschen erstaunlich gut organisiert und klar strukturiert sein muss, weil die einzelnen Einträge in diesem geistigen Speicher um ein Vielfaches schneller gefunden werden können als in einem realen Wörterbuch.¹⁴³

Wenn man sich das menschliche Hirn als informationsverarbeitende Maschine vorstellt, sind die graphischen Figuren, die man im Leseverlauf visuell aufnimmt, der Input, während das Aufrufen der semantischen Informationen zu dem soeben gelesenen Wort im

140 Vgl. Stoll, Schreibfehler, S. 89.

141 Hugo Aust: Lesen. Überlegungen zum sprachlichen Verstehen. Tübingen: Niemeyer 1983. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft. 31.) S. 16.

142 Vgl. Jean Aitchison: Wörter im Kopf. Eine Einführung in das mentale Lexikon. Aus dem Englischen von Martina Wiese. Tübingen: Niemeyer 1997, S. 9.

143 Vgl. ebda, S. 10.

mentalen Lexikon den Output darstellt. Dietrich und Gerwien weisen darauf hin, dass der lesefähige Mensch in der Lage sei, Buchstaben zu identifizieren, egal in welcher Schriftart sie geschrieben sind (sofern sie von der erlernten Grundschriftart abgeleitet sind): „Wir verfügen über die Fähigkeit, graphisch verschiedene Realisierungen desselben Graphems zu erkennen.“¹⁴⁴ Diese Befähigung ermöglichte es auch der Schreiberin Clara Hätzlerin, die diversen Vorlagen in individuellen Ausprägungen, mit denen sie im Laufe ihrer Berufskarriere konfrontiert war, mehr oder weniger erfolgreich zu entziffern und abzuschreiben.

Beim Lesevorgang scannen die Augen das optische Erscheinungsbild einer graphischen Figur und anschließend wird diese anhand spezifischer Merkmale einem bestimmten Buchstaben in unserem Alphabet zugeordnet. Dietrich und Gerwien schließen daraus, dass unser mentales Lexikon eine Merkmal-, eine Graphem- und eine Wortebene enthält, zwischen denen Verbindungen bestehen, die bei der Schriftverarbeitung aktiviert werden.¹⁴⁵

Die Psycholinguistin Aitchison wiederum vermutet, dass die Wörter in unserem mentalen Lexikon nicht nur nach der Lautung, sondern auch nach der Bedeutung abgespeichert werden. Dies begründet sie damit, dass wir, wenn wir uns versprechen, oft bedeutungsähnliche Wörter verwenden.¹⁴⁶ Ähnliche Beobachtungen machten auch Dietrich und Gerwien, die als strukturelle Besonderheit von Versprechern eine sprachliche Beziehung zwischen dem falschen und dem intendierten Wort feststellen. So würden Wörter eher mit solchen kollidieren, die mittels Sinnrelation mit diesen verbunden seien.¹⁴⁷

Aitchison merkt weiters an, dass die Kapazität unseres Wortspeichers niemals erschöpft sei, da ständig neue Wörter hinzukommen und vorhandene abgeändert würden. Die Zusatzinformationen zu jedem Eintrag in unserem mentalen Lexikon seien wesentlich vielfältiger und umfangreicher, als das in einem Wörterbuch jemals möglich wäre.¹⁴⁸

144 Rainer Dietrich / Johannes Gerwien: Psycholinguistik. Eine Einführung. 3. aktualis. u. erw. Aufl. Stuttgart: Metzler 2017, S. 212.

145 Vgl. ebda.

146 Vgl. Aitchison, Wörter im Kopf, S. 13.

147 Vgl. Dietrich/Gerwien, Psycholinguistik, S. 38.

148 Vgl. Aitchison, Wörter im Kopf, S. 15–16.

Mithilfe dieses komplexen Wissensbestandes in unserem Kopf funktioniert die Worterkennung beim Leseprozess, der immer mehrdimensional abläuft. So erfasst man die Bedeutung von Wörtern nicht nur in eine Richtung, sondern mitunter auch rückwärtsgerichtet, wenn man ein Wort erst im Nachhinein aus dem Kontext heraus versteht. Psycholinguist*innen konnten beim Leseprozess einen Wortüberlegenheitseffekt feststellen, das heißt, dass die Verarbeitung von einzelnen, zusammenhanglosen Buchstaben im mentalen Gedächtnis mehr Zeit benötigt als von Buchstaben, die gemeinsam ein sinnvolles Wort bilden. Die Wortbedeutung wird in diesem Fall schneller vom Wahrnehmungsspeicher aktiviert, als wenn man sinnlose Buchstabenfolgen liest.¹⁴⁹ Dabei werden zwei verschiedene Modelle der Worterkennung diskutiert, das Suchmodell und das Aktivationsmodell: Bei Ersterem werden die zuvor visuell erfassten graphischen Figuren mit den Einträgen im mentalen Lexikon abgeglichen, bis es entweder zu einem Treffer kommt oder die Suche aus unterschiedlichsten Gründen erfolglos abgebrochen werden muss. Das zweite Modell verknüpft graphische, syntaktische und semantische Merkmale miteinander, es arbeitet also mehrdimensional, bis das Wort erkannt wird.¹⁵⁰

Ähnlich wie bei der Worterkennung verhält es sich bei der Erfassung eines Satzes: Man stellt den Sinn nicht durch die Aneinanderreihung einzelner Wortbedeutungen her, sondern als Ganzes. Nur bei völlig neuen, unbekanntem Wörtern, die z. B. aus einer Fremdsprache stammen, ist das nicht möglich und man muss additiv Buchstaben für Buchstaben optisch erfassen.¹⁵¹

Da der geübte Leser oder die versierte Leserin es gewohnt sind, Sinn mithilfe von Wortgestaltbildern zu erfassen, sei es – so Kainz – für diese auch eine ganz besondere Herausforderung, einen Text Korrektur zu lesen. Man müsse sich dabei regelrecht zwingen, einzelne Buchstaben isoliert zu lesen, da das Hirn dazu tendiert, automatisch zum gestalthaften Wortlesen zurückzukehren und dabei so manchen Schreibfehler zu übersehen.¹⁵²

Kainz unterscheidet zwischen apperzeptivem und assimilativem Lesen: Bei der apperzeptiven Form des Lesens ist die Aufmerksamkeit auf einen kleinen Ausschnitt des Textes gerichtet und

149 Vgl. Dietrich/Gerwien, Psycholinguistik, S. 213.

150 Vgl. ebda, S. 214.

151 Vgl. Kainz, Psychologie der Sprache, S. 224.

152 Vgl. ebda, S. 242.

der Lesende nimmt lediglich das vorhandene graphische Material auf. Die Konzentration liegt dabei auf dem einzelnen Buchstaben und ist nur auf die Schriftgestalt fokussiert.¹⁵³ Bei Gesichtsfeldmessungen konnte festgestellt werden, dass das Blickfeld dabei wesentlich weiter ist als die beim Lesevorgang normalerweise fixierten drei bis vier Schriftzeichen. Obwohl nur im Bereich der sogenannten Sehgrube, der *Fovea centralis*, die höchste Sehschärfe erreicht wird, ist das Auge in der Lage, auch außerhalb dieser Lesespanne noch weitere Buchstaben zu erfassen. Allerdings nimmt die Sehschärfe zu den Rändern hin deutlich ab.¹⁵⁴

Das apperzeptive Lesen wird nicht nur von Leseanfänger*innen praktiziert, sondern auch von gründlichen, akribischen Leser*innen. Man bedient sich des apperzeptiven oder auch statarischen Lesens auch beim Korrekturlesen oder wenn der Text schwer zu entziffern ist, weil einzelne Wörter undeutlich geschrieben sind.¹⁵⁵ So mag wohl auch die Hätzlerin immer wieder apperzeptiv gelesen haben, wenn sie auf unleserliche Passagen gestoßen ist. Diese Form des Lesens ist anstrengend und mühevoll, da sich die dafür notwendige Konzentration immer nur für eine kurze Zeitspanne aufrechterhalten lässt. Laut Kainz ist selbst ein versierter Leser nur schwer in der Lage, längere Zeit apperzeptiv zu lesen. Immer wieder geschehe es dann, dass Fehler übersehen werden, da die korrekte Form „spontan substituiert“¹⁵⁶ werde und das „intendierte richtige Wortbild deutlicher vor dem geistigen Auge“¹⁵⁷ erscheine als das tatsächliche. Man kann in diesem Kontext von einer gewissen Fehlertoleranz sprechen. Dies erklärt, warum die Berufsschreiberin trotz ihres ausgeklügelten Korrektursystems so viele ihrer Fehler nicht bemerkt hat.

Die zweite Form des Lesens, das assimilative oder kursorische Lesen, ist nur auf den Inhalt gerichtet.¹⁵⁸ Dabei wird das eben optisch Wahrgenommene permanent mit dem persönlichen Wissensbestand abgeglichen. Assimilation findet dabei insofern statt,

153 Vgl. ebda, S. 257.

154 Vgl. Dietrich/Gerwien, Psycholinguistik, S. 210.

155 Vgl. Kainz, Psychologie der Sprache, S. 258.

156 Ebda, S. 258.

157 Ebda, S. 259.

158 Vgl. Aust, Lesen, S. 124.

als das durch einen äußerlichen Reiz Erfasste mit dem innerlichen Speicher zusammengeführt wird.¹⁵⁹

Bei dieser schnellen Form des Lesens werden kurze und sehr häufig vorkommende Wörter gelegentlich übersprungen, da sie für die Erfassung des Inhalts nicht wichtig sind. Dabei handelt es sich vornehmlich um Funktionswörter wie Artikel oder Konjunktionen. Neueste psycholinguistische Forschungen haben auch ergeben, dass während eine Buchstabenfolge fixiert wird, bereits parallel die an den Rändern des Blickfeldes liegenden Buchstaben wahrgenommen und teilweise vom mentalen Lexikon verarbeitet werden. Damit könnten theoretisch mehrere lexikalische Einheiten zur gleichen Zeit sowohl erfasst als auch verarbeitet werden.¹⁶⁰

Diese schnelle, in größeren Sinnzusammenhängen operierende Form des Lesens könne aber leicht misslingen, wenn der Leser/die Leserin nicht über ausreichende Bildung, Kombinationsgabe und kritisches Denken verfüge. Spontane Assoziationen führten dann immer wieder zu Fehlleistungen.¹⁶¹

Mit diesen Herausforderungen war auch Clara Hätzlerin konfrontiert, wenn sie im Abschreibeprozess auf Textstellen wie die folgende traf:

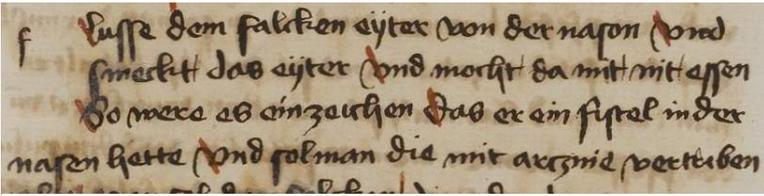


Abbildung 107: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 26r, Z. 14–17

- A026r014 [F]Luffe dem falcken eyter von der nafen Vnd
 A026r015 fmeckt das eyter [vbel] [uS1b] Vnd mocht da mit mit effen
 A026r016 So were es ein zeichen Das er ein fytel in der
 A026r017 nafen hette [...]

Thema dieser Passage ist eine Erkrankung des Falken: Er leidet unter Fisteln, dabei läuft ihm Eiter aus der Nase und er verliert aufgrund des eingeschränkten Geruchssinns seinen Appetit. Weiter heißt es, dass *das eyter fmeckt*. Hier treffen zwei Unsicherheitsfaktoren aufeinander: Allen Texten der x¹-Linie fehlt das bedeu-

159 Vgl. Kainz, *Psychologie der Sprache*, S. 259.

160 Vgl. Dietrich/Gerwien, *Psycholinguistik*, S. 216.

161 Vgl. Kainz, *Psychologie der Sprache*, S. 261.

tungsmodifizierende Adverb *vbel*, das in den Überlieferungen der x²-Linie die richtige Assoziation unterstützt.¹⁶² Graphisch könnte das Wort *fmeckt*¹⁶³, liest man es assimilativ im Kontext des Satzes, unter Einfluss der subjektiven Worterwartung leicht als *finckt* gelesen werden. Hätte die Hätzlerin dabei noch an die Schwerkraft gedacht – der Eiter kann nur nach unten rinnen bzw. sinken – so würde der Satz für sie also durchaus Sinn ergeben.

D049a028 *Fluß dem valcken aytter vs (uS4b¹) der Nafen vnd*
 D049a029 *fincket (uS4c¹) das ayter vnd möcht damit nit effen*
 D049a030 *fo wär es ain zaichen das er ain fistel in*
 D050a001 *der nafen hett [...]*

Das wäre eine plausible Erklärung, wie die obige Variante der Hätzlerin zustande kommen konnte: Die Kombination aus einem Schreibversehen in einem früheren Überlieferungszeugen und aus assimilativem Lesen, das sich wohl größtenteils im Unterbewusstsein abspielt (daher auch die Zuordnung zu den unbewussten Schreibfehlern), hatte zu diesem auf den ersten Blick unerklärlichen Fehler geführt.

Gelegentlich kommt es vor, dass Wörter mehrdeutig sind, bzw. dass es ähnliche Wörter mit einer vollkommen anderen Bedeutung gibt. Der oder die Lesende konstruiert sich dann mitunter einen Sinn aus dem Kontext, der nicht in der Intention des Textes liegt. Die nachfolgende Textstelle beschäftigt sich wieder mit Pferdekrankheiten im hippiatrischen Teil des Textes:

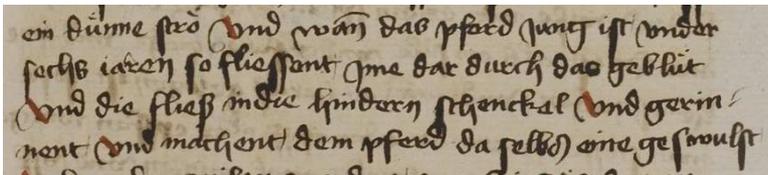


Abbildung 108: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 77r, Z. 17–20

- 162 E hat *fmacket daffelbe eyter vbel* (fol. 54r, 1), B schreibt *vnd das aytter finckht vbel* (fol. 26v, 2–3).
- 163 Das Verbum *fmecken* bezog sich im Mittelhochdeutschen sowohl auf den Geschmackssinn als auch auf eine olfaktorische Sinneswahrnehmung, vgl. *Lexer online*, s. v. *smecken*.

A077r017 [...] Vnd wann das pferd jung ift vnder
 A077r018 *fechs iaren fo flieffent jme dar durch das geblüt*
 A077r019 *Vnd die fließ in die hindern schenckel Vnd gerin-*
 A077r020 *nent vnd machent dem pferd da felbs eine gefwulft*

Wenn man das junge Pferd im Winter bei Schneefall lange geritten hat und es danach mit nassen Beinen im Stall auf die bloße Erde stellt, so fließen ihm das Blut und die schlechten Säfte in die hinteren Schenkel, gerinnen dort und es bildet sich eine Geschwulst. Die Hätzlerin hat diese Passage aber folgendermaßen missverstanden:

D140a014 [...] / vnd wann
 D140a015 *das pferd jung ift vnder fechs jarn fo flieffent*
 D140a016 *jm dardurch das geplüt vnd die flüß in die hindern*
 D140a017 *schenckel vnd grymmet (u14¹) vnd machent dem pferde*
 D140a018 *dafelbst ain gefwulft [...]*

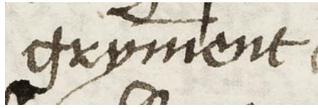


Abbildung 109: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 140, Z. 17

Statt *gerinnet* schreibt sie *grymmet*, wobei *grimmen* oder auch *krimmen* die Bedeutung ‚kratzen, zwicken‘ haben könnte,¹⁶⁴ was allenfalls mit ‚Schmerzen verursachen‘ zu assoziieren wäre. Da Handschrift A, wie in Kapitel 5 nachgewiesen werden konnte, wohl Claras Vorlage war, hatte die Schreiberin ein Wort vor sich, dessen letzte Silbe durch Worttrennung am Beginn von Zeile 20 zu stehen gekommen war. Ein durch Zeilenumbruch zertrenntes Wort erhöht grundsätzlich die Schwierigkeiten beim Lesen. Wenn die Hätzlerin dieses flüchtig erfasste Wortbild nun mit dem medizinischen Kontext bzw. ihrem Vorwissen abgleicht, dann erschließt sich ihr vielleicht in Bruchteilen von Sekunden ein anderer, aber unglücklicher Weise falscher Sinn. So schlussfolgert sie, dass diese schlechten Körpersäfte dem Pferd Schmerzen bereiten, Krämpfe oder Juckreiz verursachen, womit sie leider einem inhaltlichen Irrtum zum Opfer fällt und den Sinn dieser Passage entstellt.

Unser sprachliches Wissen macht es möglich, dass wir grundsätzlich alles verstehen können, was andere Menschen in unserer Muttersprache mündlich oder schriftlich formuliert haben. Wäh-

164 Vgl. Lexer online, s. v. *krimmen* und *grimmen*.

rend das mentale Lexikon den gesamten sprachlichen Wissensbestand darstellt, liefert die mentale Grammatik die Kenntnis der Kombinationsmöglichkeiten der einzelnen Einträge zu komplexen Äußerungen.¹⁶⁵

Aitchison weist darauf hin, dass Leute, die sich versprochen haben, häufig der Meinung seien, sie hätten das richtige Wort gewählt. Ähnlich verhält es sich auch mit Lesefehlern, die Schreiberin bemerkt ihr Versehen nicht und ist überzeugt davon, das korrekte Wort abgeschrieben zu haben. Lesefehler folgen bestimmten Regeln und laufen nach vorhersagbaren Mustern ab, die bei allen Menschen gleich sind. Aitchison unterscheidet zwischen Montage- und Selektionsfehlern. Während bei Ersteren nur die einzelnen Wortbestandteile in vertauschter Reihenfolge wiedergegeben werden, beruhen Letztere auf Laut- oder Bedeutungsähnlichkeit.¹⁶⁶ Um eine solche handelt es sich auch bei dem oben analysierten sprachlichen Missgriff der Hätzlerin, wenn sie *grymment* statt *gerinnent* schreibt.

Ein weiteres Beispiel für missglücktes apperzeptives Lesen findet sich bei der Schreibweise einer ungewöhnlichen Initiale in der Abschrift der Hätzlerin, die ebenfalls Einblick in die Gedankengänge der Schreiberin gewährt. Münsinger beruft sich in seiner Übersetzung übereinstimmend mit Albertus Magnus mehrmals auf drei jüdische Gelehrte namens Aquila, Symmachus und Theodotion als Gewährsleute, die eine Abhandlung über die Falknerei an den ägyptischen König Ptolemäus VI. Philometor gerichtet haben sollen.¹⁶⁷ Dieser sogenannte Ptolemäusbrief stellt eine der wichtigsten Quellen für das mittelalterliche Fachschrifttum zur Jagd dar, dessen Einflüsse bis weit ins 15. Jahrhundert reichten.¹⁶⁸ Clara Hätzlerin jedoch war der Name Theodotion (zumindest am Beginn ihrer Kopierarbeit) offenbar nicht geläufig, denn sie hatte mit der Abschrift dieses schwierigen Namens einige Mühe:

165 Vgl. Dietrich/Gerwien, Psycholinguistik, S. 24.

166 Vgl. Aitchison, Wörter im Kopf, S. 24.

167 Vgl. Lindner, Habichtslehre, S. 73. Historisch ist das nicht richtig, denn Ptolemäus war zu Lebzeiten der drei Bibelübersetzer bereits seit drei Jahrhunderten tot.

168 Vgl. Lindner, Von Falken, Hunden und Pferden, Bd. 2, S. 21.

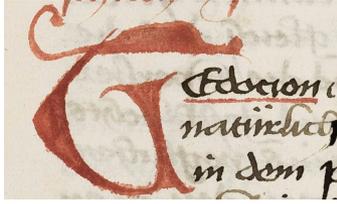


Abbildung 110: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 3, Z. 17

Man liest zunächst *GEDocion*, die Schreiberin hat offensichtlich das *h* der Vorlage (vgl. Abb. 111) falsch gelesen, ihre Mustererkennung hat an dieser Stelle wohl versagt, daher hat sie die Wortgestalt fehlerhaft erfasst. Zudem wurde das erste *o* ausgelassen und auch der Platzhalter für die Initiale, das kleine rote *t* (am linken äußeren Rand zu erkennen) in der Vorlage übersehen. Dadurch entstand der verstümmelte Name *Gedocion*, Clara war bei der Lesung wohl äußerst unsicher.



Abbildung 111: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 2r, Z. 22

Auffällig ist, dass ihre Initiale sowohl Merkmale eines *G* als auch eines *T* in sich vereint, da sie oben einen Querbalken wie ein *T* trägt, ansonsten aber die Rundung des *G* aufweist. An den folgenden beiden Belegen in Abbildung 112 a und b lässt sich erkennen, wie die Lombarde *G* bei Clara normalerweise gestaltet ist. Beide Belege weisen ein separat gemaltes ‚Dach‘ auf, dieses ist jedoch beim obigen Beispiel mit einem Schnörkel deutlich nach links erweitert. Durch diese korrigierenden Eingriffe gleicht sich die Lombarde der von Clara verwendeten Majuskelform des *T* an, die man etwa bei der Schreibung von *Tritzlin* in Abbildung 113 beobachten kann.



Abbildung 112 a und 112 b: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 50, Z. 10, und pag. 48, Z. 27

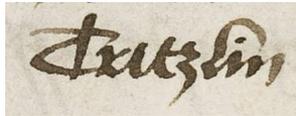


Abbildung 113: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 3, Z. 29

Clara muss also, nachdem ihr die Fehlschreibung des Namens bewusst geworden ist, einen Korrekturversuch unternommen haben, indem sie das ‚Dach‘ des *G* nachträglich erweitert und den inneren Bogen durch Verstärkung zu einem senkrechten Schaft ‚begrädigt‘ hat, sodass er nunmehr die distinkten Kennzeichen eines *T* zeigt. Es handelt sich im oben erörterten Beispiel folglich um eine recht kunstvolle und kreative Revisionshandlung des Typs Transformation.

Da die Namen der drei Gelehrten im Traktat mehrmals genannt werden (in D auf pag. 28, 59 und 91), ist es möglich, die falsche Schreibung mit anderen Textstellen in Claras Abschrift zu vergleichen. Die fantasievolle Initiale stellt die erste Erwähnung des griechischen Namens dar, an späterer Stelle ist sich die Hätzlerin bei der Schreibweise bereits vollkommen sicher und kopiert den Namen korrekt.

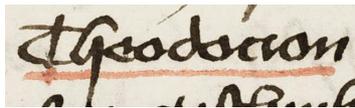


Abbildung 114: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 28, Z. 22

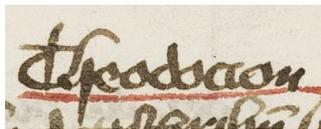


Abbildung 115: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 59, Z. 1



Abbildung 116: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 91, Z. 17

Clara schreibt das anlautende *T* zwar immer mit einem linksläufigen Bogen, der an ein *G* erinnert, trotzdem ist bei beiden Textstellen klar zu erkennen, dass es sich um ein *T* handelt. Möglicherweise hat Clara die falsche Initiale auf pag. 3 erst im Nachhinein korrigiert, nachdem sie den Namen Theodocion im Fließtext auf pag. 28 noch einmal vollständig, nämlich mit dem korrekten Anfangsbuchstaben

lesen konnte. Die Professionistin lernte also im Laufe ihres Abschreibeprozesses dazu, weil sie eine mitdenkende, intelligente Schreiberin war, und ließ diese neuen Erkenntnisse umgehend in ihre Abschrift einfließen. Eine Bestätigung für diese Vermutung liefert die etwas hellere Färbung des Daches in Abbildung 110, die auf eine Korrektur zu einem späteren Zeitpunkt hindeuten könnte. In jedem Fall mag diese aufschlussreiche Fehlschreibung als weiterer schlagender Nachweis dafür gewertet werden, dass A Claras Vorlage war, da die nicht ausgeführten Initialen in ursächlichem Zusammenhang mit Claras Unsicherheit beim Abschreiben zu stehen scheinen.

Ein letztes Beispiel soll zeigen, wie leicht sich ein Lesefehler selbst bei einer routinierten Schreiberin einschleichen kann. Es geht in dieser Textstelle um die Wanderfalken, die ihre Nester an sehr abgelegenen Plätzen bauen, so dass man sie kaum jemals zu Gesicht bekommt. In Claras Abschrift stößt man auf die Formulierung *ein ftänd*, deren Sinn sich nicht so recht erschließen will.

D018a027 [...] Wann
 D018a028 *nyemant waißt wă fy ein ftänd (uS4c1) vnd hatt*
 D018a029 *auch kain man ire nester nye gefehen [...]*

Handschrift A wartet mit einer besseren Version auf:

A009v021 *wann nieman weiffet wo sie niftent / Vnd hät ouch*
 A009v022 *kein man ir nester nie gefehen / [...]*

Die Hätzlerin hat also das Wort *niftent* falsch gelesen. Paul weist darauf hin, dass geübte Schreiber*innen insbesondere bei scheinbar ‚einfachen‘ Texten nicht jeden Buchstaben exakt perzipieren, sondern den Rest aus dem Zusammenhang ergänzen:

Diese Art des Lesens ist die gewöhnliche, wenn die Aufmerksamkeit nicht besonders angestrengt wird. Sie genügt meistens, und Irrungen, die daraus entspringen, werden gewöhnlich sofort korrigiert, aber doch bleiben manche unbemerkt.¹⁶⁹

Solche Fehler passieren leicht beim ‚mechanischen Abschreiben‘, wenn wie bei anderen Routinetätigkeiten die Gedanken mitunter abschweifen. Wirft man einen Blick auf die entsprechende Textstelle in Handschrift A, so erkennt man, dass das Wort *niftent* hier sehr undeutlich geschrieben ist. Bei der Anfangssilbe *ni* scheint die Feder ein wenig gepatzt zu haben, sodass zwei Kurzschäfte der

169 Paul, Methodenlehre, S. 187.

benachbarten Buchstaben *n* und *i* miteinander verschmolzen. So könnte man das Wort unter Umständen als *einfstent* lesen:

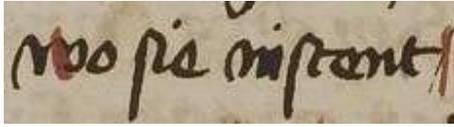


Abbildung 117: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 9v, Z. 21

Abschließend kann jedenfalls festgehalten werden, dass die Lesegenauigkeit beim apperzeptiven Lesen deutlich höher ist als beim assimilativen. Clara Hätzlerin als Professionistin konnte es sich wohl nicht leisten, zu viel Zeit für das genaue Lesen und exakte Buchstabieren von schwer zu entziffernden Wörtern zu verschwenden, daher überflog sie ihre Vorlagen in der Regel nur flüchtig. Ihr Auge erfasste manches Wortbild lediglich bruchstückhaft und ihr Geist ergänzte mitunter assimilativ die Bedeutung eines ähnlich lautenden Wortes aus ihrem mentalen Lexikon, das jedoch mit der Vorlage nicht übereinstimmte. Dies führte dann zu den charakteristischen Fehlleistungen, denen man in Claras Abschrift immer wieder begegnet.

6.4.3. Zur Entstehung von Hörfehlern

Es hört doch jeder nur, was er versteht.

(Johann Wolfgang von Goethe)

Obwohl die bisherigen Analyseergebnisse zumindest für das *Falkenbuch* mehrheitlich dagegen sprechen, dass Clara ihre Kopie nach Diktat geschrieben habe, sollen hier der Vollständigkeit halber auch die möglichen Fehlerquellen beim Diktatschreiben überprüft werden: Analog zum Lesen kann der Schreibakt schon im Vorfeld durch ein Verhören beeinträchtigt werden, denn der diktierte Wortlaut muss zunächst einmal richtig erfasst und verstanden werden. Somit sind Fehler beim Diktatschreiben häufig mit einem akustischen Missverstehen verbunden.¹⁷⁰ Homophone, also Wörter, die gleich klingen, sich aber in der Bedeutung und ggf. auch in der Graphie unterscheiden, lassen sich mit dem ‚mentalen Wörterbuch‘ oft nur aus dem Kontext heraus abgleichen. Da das optische Wortbild beim

170 Vgl. Kainz, *Psychologie der Sprache*, S. 424.

Diktat fehlt, kommt es hier besonders leicht zu Irrtümern und Verwechslungen.

Kainz unterscheidet zwischen Verhören und Missverstehen: Während das Verhören nur eine akustische Fehlperzeption ist, kommen beim Missverstehen auch noch falsche Ergänzungen aufgrund einer bestimmten Erwartungshaltung und unrichtiger Deutungen hinzu.¹⁷¹ Auch dies sei ein assimilativer Prozess wie bei den Lesefehlern. Intelligente Menschen würden dieser letzteren Form der Fehlleistung häufiger zum Opfer fallen, weil ihr flinker Verstand der Rede ihres Gegenübers meist schon vorausseilt und Sinn antizipiert, „wobei sie sich oft verrennen und etwas anderes als das vom Sprecher Gemeinte ins Auge fassen, für dessen angemessene Rezeption sie durch die vorgefasste Meinung geradezu blind geworden sind.“¹⁷² Hier würde eine rasche Auffassungsgabe in verhängnisvoller Allianz mit Ungenauigkeit zu zahllosen Missverständnissen führen.

Kainz hält zudem fest, dass Fehler beim Diktatschreiben, die von Hörfehlern verursacht werden, mitunter von schwererer Art seien als Abschreibfehler. Der Schreiber würde bei mangelnder Konzentration seine eigenen Gedanken mit dem Gesagten vermengen und die fehlerhafte Interpretation des diktierten Textes sodann schriftlich fixieren. Man könne aus der Art der Fehler erkennen, ob nach Diktat geschrieben worden sei.¹⁷³

Laut Aust wiederum kommt dem Hören eine wesentliche Rolle im Verstehensprozess zu und es läuft ähnlich wie das Lesen ab. Die akustisch gewonnenen Daten werden zunächst an das Verstehenszentrum gesendet. Während aber beim Lesen diese Daten erst in ein System der gesprochenen Sprache übertragen werden müssen, vollzieht sich das Verstehen beim Hören ohne Zwischenstufe viel unmittelbarer.¹⁷⁴

Lindner vermutet aufgrund der mannigfachen Textabweichungen, die Clara Hätzlerin bei der Abschrift ihres zweiten jagdkundlichen Werkes, des *Beizbüchleins*, unterlaufen waren, dass sie nach Diktat gearbeitet habe. Diese These leitet er von Fehlschreibungen ab, die er als Hörfehler klassifiziert.¹⁷⁵ Auch in Münsingers *Falken-*

171 Vgl. ebda, S. 406.

172 Ebda, S. 407.

173 Vgl. ebda, S. 436.

174 Vgl. Aust, Lesen, S. 17.

175 Vgl. Lindner, Habichtslehre, S. 41.

buch finden sich einige verderbte Stellen, die durchaus aufgrund von Hörfehlern entstanden sein könnten. So schreibt Clara:

tötet (pag. 26, Z. 11) statt *tütet* (fol. 13v, Z. 23) – als regionale Variante von *diuten*, bedeuten

drey tag machen anainander (pag. 119, Z. 31) statt *III tag nacheinander* (fol. 65v, Z. 1)

ynwendig (pag. 125, Z. 3) statt *ein wenig* (fol. 68v, Z. 11)

berynnent (pag. 109, Z. 16) statt *berment* (fol. 59r, Z. 21)

vspeiffen (pag. 105, Z. 6) statt *uß riffen* (fol. 56v, Z. 12)

Eine besonders interessante Textstelle findet man im hippiatrischen Teil des Traktats, wo die vier verschiedenen Arten von Pferden beschrieben werden. Die Pferde, die Münsinger Wettläufer nennt, sollen kastriert werden, damit – wie Clara schreibt – die Adern durchsichtig bleiben.

D100a027 [...] Die
 D100a028 *dritten pferd find wettlauffer vnd die find zu*
 D100a029 *lauffen vnd zu fliehen güt vnd den münichet*
 D100a030 *man vnderweilen das das geäder dann durch-*
 D100a031 *sicht beleib (uS4c¹) vnd nit zu dürr werd von der*
 D100a032 *hitz des laufs / [...]*

Da diese Aussage jeglicher Logik entbehrt, erhebt sich einmal mehr der Verdacht auf einen Schreiberfehler. Lexer hat das Wort *durchsicht* als Hapax legomenon aus Claras Abschrift in sein Mittelhochdeutsches Wörterbuch aufgenommen¹⁷⁶ und übersetzt es mit ‚durchsichtig‘, gleichsam als Nebenform zum Lemma *durchsihtec*.¹⁷⁷ Stellt man obige Passage der entsprechenden Vergleichsstelle in Handschrift A gegenüber, so findet man folgende Version vor:

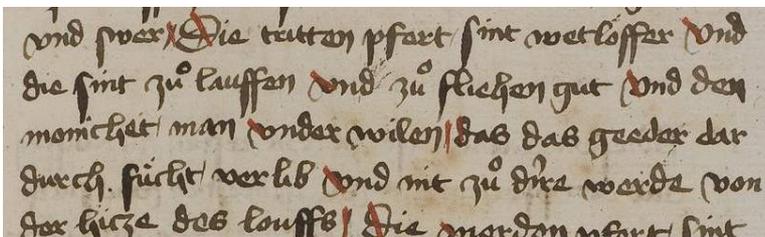


Abbildung 118: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 54r, Z. 2–6

176 Vgl. Lexer online, s. v. *durchsiht*.

177 Vgl. Lexer online, s. v. *durchsihtec*.

A054r002	[...] / Die tritten pferf fint wetlöffer Vnd
A054r003	die fint zů lauffen vnd zů fliehen gut Vnd den
A054r004	monichet man vnder wilen / das das geeder dar
A054r005	durch fūcht verlib vnd nit zů dirre werde von
A054r006	der hicze des louffs / [...]

Das Pferd wird also kastriert, damit die Adern feucht bleiben und nicht austrocknen, dieser Satz ergibt mit seiner Bezugnahme auf die Humoralmedizin mehr Sinn als die Version der Hätzlerin. Handelt es sich hier tatsächlich um einen Hörfehler? Wie konnte aus den beiden Wörtern *dardurch fūcht* die semantisch völlig abweichende Formulierung *dann durchficht* werden?

Aitchison spricht von mentalen Landkarten, um das Ordnungssystem des mentalen Lexikons zu beschreiben. Wörter seien über bestimmte Nervenbahnen im Gehirn miteinander verknüpft. Dies mache es möglich, dass Versuchspersonen bei der spontanen Wortsuche sofort Assoziationen und bedeutungsähnliche Wörter in den Sinn kommen.¹⁷⁸ In diesem Fall handelt es sich aber nicht um bedeutungsähnliche Wörter, auch wurde das Pronominaladverb *dardurch* auseinandergerissen und durch das temporale Adverb *dann* ersetzt. Der zweite Wortteil *durch* bildet nun mit *fūcht* ein völlig neues Kompositum.

Aitchison berichtet über Experimente, in denen Versuchspersonen Wörter vorgespielt werden, die mit derselben Lautfolge anfangen, aber unterschiedliche Endungen haben. Ziel war es herauszufinden, ab welchem Zeitpunkt das Wort von den Personen erkannt wird. Mit diesen Versuchen lässt sich bestimmen, wie viele Informationen notwendig sind, bis ein Wort identifiziert werden kann.¹⁷⁹ Könnte Clara die beiden Wörter akustisch rezipiert und irrtümlich falsch identifiziert haben?

Spielt man Lindners Theorie mit den Hörfehlern durch, so hätte Clara einen Gehilfen benötigt, der ihr den Text vorliest. Dies war zwar in den klösterlichen Schreibstuben des Hochmittelalters gängige Praxis, wohl auch in den kommerziellen Schreibwerkstätten in spätmittelalterlichen Universitätsstädten, wo Lehrbücher für den akademischen Unterricht gleichzeitig von mehreren Schreibern vervielfältigt wurden, jedoch eher nicht bei der Anfertigung eines einzelnen Exemplars. Sollte dies dennoch der Fall gewesen sein,

178 Vgl. Aitchison, Wörter im Kopf, S. 30.

179 Vgl. ebda, S. 32.

worauf nichts hinweist, wäre doch anzunehmen, dass eine Schreiberin, die den Text, der ihr diktiert wird, nicht versteht oder dessen Inhalt sich ihr nicht gänzlich erschließt, sofort nachfragen würde, ob sie richtig gehört hat, bevor sie den falschen Wortlaut zu Papier bringt.

Untersuchungen, bei denen die Proband*innen mittels Assoziationsübungen spontan den ersten Begriff nennen sollen, der ihnen dazu einfällt, haben gezeigt, dass man sich stets für Partnerwörter entscheidet, wenn Wörter zu einem Wortpaar gehören.¹⁸⁰ Hört man das Wort ‚groß‘, so denkt man spontan an ‚klein‘. Folglich hätte die Hätzerin bei *fücht* unweigerlich an *trocken* oder *dürre* denken müssen, was im Text an späterer Stelle (Z. 31) ja tatsächlich vorkommt. Der Gedanke an *durchficht* ist also nicht wirklich nachvollziehbar und die Hörfehler-Theorie daher nicht verifizierbar.

Eine weitaus näherliegende Erklärung für die Entstehung des Fehlers ist eine Verwechslung von *f* und *ʃ*, was für einen typischen Lesefehler spricht, wie er der Schreiberin auch an anderen Stellen bereits unterlaufen ist. Tatsächlich lassen sich die optischen Erscheinungsbilder von *f* und *ʃ* in der spätmittelalterlichen Bastarda kaum auseinanderhalten und werden von Schreiber*innen häufig verwechselt. Kainz spricht von Wörtern mit schlechter Gestaltqualität, bei denen es wiederholt zu Verwechslungen komme.¹⁸¹ Zudem erhöhe sich die Wahrscheinlichkeit, einen Fehler zu machen, bei sehr schnellem Lesen, weil dann nur assimilativ-kursorisch gelesen werde. Sobald man das Wort erkannt zu haben glaubt, wird der Rest aus dem Gedächtnis ergänzt.

Auch die nachfolgende Textstelle, in der das Aussehen der Falken beschrieben wird, scheint zunächst auf einen Hörfehler hinzudeuten:

- D005a007 *er ift damit nit zu lang noch zu kurtz vnd*
 D005a008 *ift fynwell mit (uS4a¹) abgefchliffen vedern (bV2) gen*
 D005a009 *dem Schnabel als an den Aren / Befunder*
 D005a010 *der ſchnabel an den valcken hatt ainen*
 D005a011 *anfangk gleich forme (uS4c¹) an der Synwell*
 D005a012 *des kopffes / [...]*

Er (der Kopf des Falken) ist weder zu lang noch zu kurz und rund, mit zum Schnabel hin abgeschliffenen Federn wie bei den Adlern. Die Spitze des Falkenschnabels ist ähnlich wie die Rundung des

180 Vgl. ebda, S. 106.

181 Vgl. Kainz, *Psychologie der Sprache*, S. 449.

Kopfes geformt. Wenn man von der etwas ungewöhnlichen Wortstellung absieht, scheint diese Beschreibung nachvollziehbar zu sein. Stellt man dem Text jedoch Handschrift A vergleichend gegenüber, ergeben sich gleich mehrere Widersprüche:

- A003r013 *er ift da mit nit zû lang noch zû kurtz Vnd*
 A003r014 *ift finwel **nit** Abgesliffen genn dem snabel Als*
 A003r015 *an den Aren / Befunder der snabel an den falcken*
 A003r016 *hät einen Anfangk glich **vornen** an der finwelle*
 A003r017 *des kopffes [...]*

Das Partizip *abgesliffen* bezieht sich auf die Kopfform: ‚Der Kopf ist rund und nicht zum Schnabel hin abgeflacht wie beim Adler.‘ Das Wort *vedern* fehlt in A. Konnte ein solches Missverständnis von einem Diktat herrühren? Warum hätte jemand Clara ein Wort diktieren sollen, das nicht in der Vorlage stand? Beim Vergleich mit allen Paralleltexten stellt sich heraus, dass die Hätzlersche Version allein gegen die gesamte Überlieferung steht. Offensichtlich hatte Clara die Vorlage nicht verstanden bzw. für fehlerhaft gehalten und sich daher einen eigenen Satzsinn ‚zurechtgezimmert‘. Die Ergänzung des Wortes *vedern* stellt damit eine bewusste Ergänzung zur ‚Korrektur‘ des Vorlagentextes dar.

Doch die Verderbnisse in dieser Textstelle setzen sich fort: Die Hätzlerin schreibt in weiterer Folge, dass der Schnabel des Falken die *gleich forme an der Synwell des kopffes* habe, also gleich geformt (i. S. von gekrümmt?) sei wie seine Kopfrundung. In Handschrift A liest man hingegen *gleich vornen an der finwelle des kopffes*, was eine ganz andere Bedeutung hat, obwohl eigentlich nur ein Buchstabe ausgetauscht wurde: ‚Der Schnabel des Falken beginnt unmittelbar vorne an der Rundung des Kopfes‘. Was nun die Fehlerursache betrifft, könnte man freilich große lautliche Nähe der beiden Wörter *forme* und *vornen* ins Treffen führen, die einen Verhörfehler ausgelöst haben könnte. Plausibler scheint jedoch, dass der Schreiberin erneut ein unbewusstes Schreibversehen aufgrund von Verlesen zum Verhängnis geworden ist, und zwar dürfte sie wie schon in Zeile 14 ein *n* als *m* gelesen haben. Sämtliche Textabweichungen in dieser Passage sind also höchstwahrscheinlich durch die Verwechslung von zwei optisch sehr ähnlichen Buchstaben zustande gekommen, hatten aber weitreichende inhaltliche Verderbnisse zur Folge.

Die Beispiele in diesem Abschnitt legen nahe, dass die These, Clara habe nach Diktat gearbeitet, als widerlegt gelten kann. Die Hätzlerin war Einzel-Unternehmerin, weitere Mitarbeiter*innen, die ihr die Vorlage diktieren hätten können, standen ihr bestimmt

nicht zur Verfügung, das hätte auch nicht der gängigen Praxis einer Lohnschreiberin im Spätmittelalter entsprochen. Auch die Art der Fehler, die ihr bei der Abschrift unterlaufen sind, deutet mehrheitlich darauf hin, dass es sich dabei um Lese- und nicht um Hörfehler handeln dürfte.

7. Ausgewählte Fallbeispiele sinngestörter Textstellen in der Abschrift der Clara Hätzlerin

Ein Fehler zieht den anderen nach sich.

(Lateinisches Sprichwort)

Im Folgenden sollen exemplarische Textstellen, bei denen es zu interessanten, aussagekräftigen und teilweise auch kuriosen inhaltlichen Versehen der Schreiberin gekommen ist, analysiert und korrigiert werden. Fehlschreibungen der Kopistin haben zu einer Reihe von Phantomwörtern geführt, die als Hapax legomena Eingang in das Mittelhochdeutsche Wörterbuch von Matthias Lexer gefunden haben. Diese sind bis heute in der Online-Ausgabe dieses wichtigsten Nachschlagewerks für Germanist*innen als Wortschatznachweis dokumentiert und zeugen von einer gewissen Nachhaltigkeit von Claras Wortkreationen.

Die Fehler, die Clara in ihren Texten unterlaufen sind, aber auch die Korrekturen, die sie vorgenommen hat, ermöglichen zum Teil Einblick in die Denkvorgänge der Schreiberin. Es existieren zwar keinerlei genuine Schreibprodukte der Professionistin, aber auch die Abschriften aus ihrer Werkstatt liefern wichtiges Datenmaterial, das es nun zu erfassen gilt. Zur Klärung dieser Problemstellen wurden bei der Kollationierung immer sämtliche Textzeugen gegenübergestellt, um auch etwaige ‚Weiterentwicklungen‘ von früheren Fehlschreibungen und verderbten Textstellen in den übrigen Überlieferungsträgern zu untersuchen.

7.1. Hapax legomena aus der Feder der Clara Hätzlerin

Die Tatsache, dass Claras Abschrift von Münsingers *Falkenbuch* bereits sehr früh ediert wurde,¹⁸² führte dazu, dass Matthias Lexer diese Fassung in der Edition von Hassler als Quelle für zahlreiche Belegstellen in sein Mittelhochdeutsches Handwörterbuch einbezog, das zwischen 1872 und 1878 erstmals herausgegeben wurde. Die Universität Trier stellt parallel zur Druckausgabe dieses

182 Hasslers Edition stammt aus dem Jahr 1863, vgl. Kapitel 3.4.1.

wichtigen Nachschlagewerkes mit MWB Online¹⁸³ eine Internetpublikation des Wörterbuches bereit, in der über eine Lemmaliste gezielt nachgeschlagen werden kann. Unter der Sigle ‚Myns.‘ finden sich hier zahlreiche Hapax legomena aus Claras Feder.

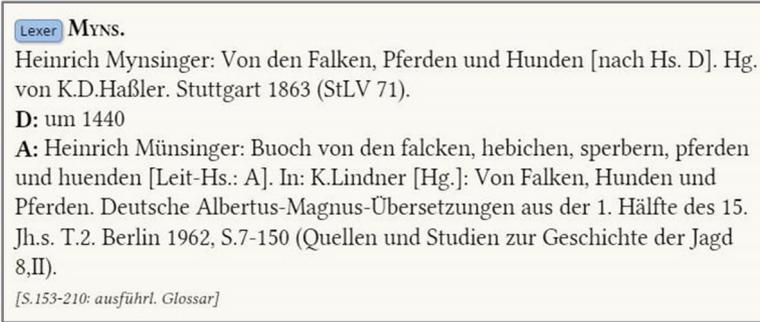


Abbildung 119: Eintrag im Quellenverzeichnis zum Online-Lexer

Für die Zwecke dieser Arbeit wurde mir dankenswerterweise von Prof. Dr. Kurt Gärtner von der Arbeitsstelle der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz an der Universität Trier eine Lemmaliste mit Belegen von Heinrich Münsingers *Falkenbuch* zur Verfügung gestellt, die insgesamt 346 Einträge unter der Sigle ‚MYNS.‘ auflistet. Viele dieser Lemmata stammen aus der Pflanzenheilkunde wie etwa *papel-wurzel*, *hûs-wurzsaft*, *bene-dicten-krût* und aus der Veterinärmedizin wie *gallen-suht*, *hunds-darm*, *büller* oder der Beizjagd-Terminologie wie *lock-vleisch*, *gewelle*, *beiz-hunt* etc. Diese Einträge konnten mithilfe des Online-Lexer überprüft und diejenigen herausgefiltert werden, für die auch andere Belegquellen genannt wurden. Die verbliebenen 117 Lemmata, die nur im *Falkenbuch* als einziger Quelle belegt sind, wurden anschließend mit der Transkription von Handschrift A und gegebenenfalls mit den restlichen Textzeugen abgeglichen. Dadurch konnten jene Lemmata, die auch in einem der übrigen zehn Textzeugen tradiert wurden, ausgeschieden und die verbleibenden zehn Hapax legomena aus Claras Feder zweifelsfrei identifiziert werden.

Lexen führt unter einem Stichwort, das nur in einer einzigen Quelle belegt ist, immer die betreffende Textstelle an, d. h., bei Münsingers *Falkenbuch* zitiert er Claras Abschrift nach der Hasslerschen Edition, z. B. folgendes Stichwort:

183 Vgl. <<http://mwv.uni-trier.de/de/die-woerterbuecher/mittelhochdeutsches-woerterbuch/>> [2022-01-31].

  **krüt-hesch-nezzel** f. die clainen aiterrnesseln, die ettlich haissent die krautheschnessel [MYSN. 76.](#)

Abbildung 120: Lexer online, Artikel *krûtheschnezzel*

Mitunter versucht Lexer, diese von Clara kreierten ‚Phantomwörter‘ zu übersetzen, was nicht immer von Erfolg gekrönt ist, wie sich in den nachfolgenden Kapitelabschnitten zeigen wird. Tabelle 25 listet jene zehn lexikographisch erfassten Begriffe, bei denen es sich um echte Hapax legomena der Clara Hätzlerin handelt, in alphabetischer Reihung:

Tabelle 25: Hapax legomena und deren Übersetzung durch Lexer

Hapax legomena	Übersetzung von Lexer
<i>ankel</i>	-
<i>bettec</i>	bettartig
<i>brecke</i>	-
<i>durch-siht</i>	durchsichtig
<i>getrinnen</i>	entweichen
<i>krüt-hesch-nezzel</i>	-
<i>puls-bluot</i>	Blut der Pulsader
<i>tist</i>	-
<i>überschaffen</i>	bedeckt
<i>velhîn</i>	-

Die Berufsschreiberin steht mit diesen Wörtern gegen ihre Vorlage und gegen die gesamte Überlieferung. Im Folgenden sollen alle diese Hapax legomena, sofern sie nicht bereits in einem früheren Kapitel behandelt worden sind, analysiert, ihre Entstehung – soweit wie möglich – rekonstruiert und anschließend die korrekte Lesart ermittelt werden.¹⁸⁴

184 Zum Lemma *puls-bluot* siehe Kapitel 6.4.1; zu *durch-siht* siehe Kapitel 6.4.3.

7.2. Sinnentstellte Pflanzennamen

Vorausgeschickt sei, dass alle Textabweichungen, die in diesem Teil der Untersuchung analysiert werden, entweder auf inhaltlichen Fehlern oder auf Schreibversehen basieren, die zu sachlichen Irrtümern führen und die Verständlichkeit des Textes erheblich beeinträchtigen. Den Beginn machen drei rätselhafte Pflanzennamen, die als Heilmittel gegen diverse Erkrankungen bei Beizvögeln, Pferden oder Hunden eingesetzt werden sollen, jedoch in dieser verderbten Form in keinem einschlägigen Arzneimittelllexikon oder Heilpflanzennachschlagewerk nachzuweisen sind.

7.2.1. Die ‚Krautheschnessel‘

Den Beginn macht ein rätselhaftes Fehlerwort im hippiatrischen Teil von Claras Abschrift des Münsingertextes: Man findet hier eine Auflistung von Arzneimitteln, die bei schwer heilenden Wunden des Pferdes zum Einsatz kommen, wenn das verletzte Gewebe bereits nekrotisch wird:

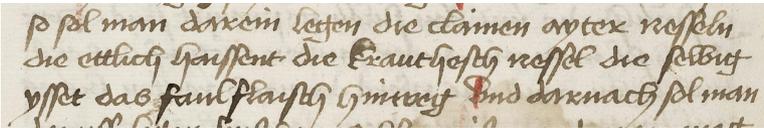


Abbildung 121: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 124, Z. 31–33

- D124a031 *so sol man darein legen die clainen ayter neffeln*
 D124a032 *die ettlich haiffent die **krautheschnessel** (ul41) die selbig*
 D124a033 *yffet das faul flaisch hinweg / [...]*

Als Kompositum könnte sich das Substantiv *Krautheschnessel* eventuell aus dem mhd. Nomen *krût* (nhd. Kraut) und dem mhd. Verb *heschen* mit der Bedeutung ‚schluchzen‘ zusammensetzen, freilich ergibt diese Kombination keinerlei Sinn. Bei Lexer findet man unter dem Suchbegriff ‚*krûtheschnessel*‘ als einzige Belegstelle jene aus Claras Münsinger-Abschrift.¹⁸⁵ Weitergehende Recherchen führen zu einem Eintrag im Frühneuhochdeutschen Wörterbuch, wo man auf den Hinweis stößt, dass es sich um eine kleine Brennesselart handle, die mit den Eiternesseln identisch sei, also exakt jene Definition, die man schon bei Münsinger liest (vgl. Abb. 121).¹⁸⁶ Als

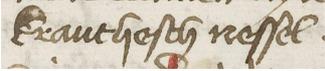
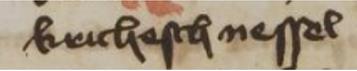
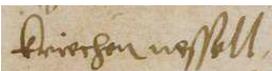
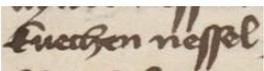
185 Vgl. Lexer online, s. v. *krûtheschnezzel*.

186 Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. v. Ulrich Goebel et al. Bd. 8, bearb. v. Vibeke Winge. Berlin/Boston: De Gruyter 2013, S. 1598.

Informationsquelle wird hier das Schwäbische Wörterbuch mit einem Beleg um 1450 genannt, das könnte eine ‚heiße Spur‘ zur *Krautheschnessel* sein. Doch damit schließt sich der Kreis wieder, denn beim einzigen Nachweis der Existenz der *Krautheschnessel* handelt es sich erneut um die bekannte Münsinger-Quelle in der Hätzlerschen Abschrift.¹⁸⁷

In der Pflanzenkunde ist eine Nessel dieses Namens nicht bekannt, aber es besteht die Hoffnung, dass die übrigen Überlieferungszeugen dabei helfen können, der Herkunft der rätselhaften Pflanze auf die Spur zu kommen:

Tabelle 26: Überlieferungsvarianten der ‚griechischen Nessel‘

 <p>Hs. D, pag. 124, Z. 32</p>
 <p>Hs. A, fol. 68v, Z. 6</p>
 <p>Hs. C, fol. 104v, Z. 25</p>
 <p>Hs. B, fol. 96r, Z. 15</p>
 <p>Hs. L, fol. 22v, Z. 16</p>

A schreibt *kriechesch nessel*, es scheint sich also um eine geografische Herkunftsbezeichnung zu handeln. C enthält leicht verballhornt *kriechesch nesseln* (vermutlich ist am Wortende ein *h* ausgefallen), bei B findet man *kriechen nessell*, Handschrift L bietet (gegen die gesamte Überlieferung) als weitere Variante *kuechen nessel* an.

Weil die Mehrheit der Textzeugen die Variante ‚griechisch‘ tradiert, kann davon ausgegangen werden, dass es sich bei der *Kraut-*

187 Vgl. Schwäbisches Wörterbuch. Hrsg. v. Hermann Fischer et al. Bd. 4, Tübingen: Laupp 1914, Sp. 713.

heschnessel der Berufsschreiberin um eine Fehlschreibung handelt. Doch wie mag dieses kuriose Phantomwort, dessen Spur sich durch sämtliche Nachschlagewerke zieht und in der Forschung bis heute als Faktum akzeptiert ist,¹⁸⁸ entstanden sein? Zwischen den beiden Wörtern *krauthesch* (D) und *krichefch* (A) gibt es bis auf die Endsilbe keine phonetischen Ähnlichkeiten, zudem bleibt unklar, warum die Hätzlerin das ihr unbekanntes Wort *krauthesch* niedergeschrieben haben sollte, ohne dessen Bedeutung zu hinterfragen.

Aitchison, die versucht hat, mittels auditiver Wortassoziationsexperimente nachvollziehbare Verbindungen zwischen Wörtern in unserem mentalen Lexikon zu finden, konnte feststellen, dass die Versuchspersonen einerseits fast immer Begriffe aus dem semantischen Feld des Ursprungswortes nannten und andererseits Wörter derselben Wortklasse. Ein Nomen löst demnach immer ein weiteres Nomen als Assoziation aus und ein Verb ein anderes Verb.¹⁸⁹ Auch bei Versprechern und Wortselektionsfehlern behält das falsche Wort immer die Wortart des Zielworts bei.¹⁹⁰

Da es sich bei *krauthesch* um ein neu geschaffenes Wort aus Claras Feder handelt, kann man sich der Thematik nur Schritt für Schritt annähern: Auf der semantischen Ebene lassen sich keinerlei Ähnlichkeiten zwischen ‚griechisch‘ und ‚Kraut‘ bzw. mhd. *heschen* nachweisen. Die Wortklasse wiederum lässt sich bei *krauthesch* nur schwer festlegen, da es sich aus dem mhd. Nomen *krût* und dem mhd. Verb *heschen* zusammensetzen dürfte. Jedenfalls scheint die Hätzlerin dabei an kein Adjektiv wie *krichefch* gedacht zu haben. Somit kann es sich um keinen Hörfehler handeln.

Für einen Lesefehler als Ursache der Fehlschreibung spricht die Tatsache, dass die Schriftbilder von *krauthesch* und *krichefch* einander in gewisser Weise ähneln und der Fehler durch eine optische Verwechslung von *ch* und *th* entstanden sein könnte. Wie bereits in Kapitel 4.4 ausführlich erörtert, reicht das *t* in den gotischen Kursivschriften kaum über das Mittelband hinaus und kann daher nur schwer von *c* unterschieden werden. Clara konnte wohl die Anfangsbuchstaben *kr* und die Endsilbe *-hefch* gut lesen, den Rest hat sie mit etwas Fantasie ersetzt, wie sie das gelegentlich zu tun

188 So listet etwa Klug dieses Gewächs in seinem ‚Portal der Pflanzen des Mittelalters‘, vgl. <http://medieval-plants.org/mps-daten/mps_entry/krautheschnessel/> [2022-01-31].

189 Vgl. Aitchison, Wörter im Kopf, S. 106–107.

190 Vgl. ebda, S. 127.

pflegte. Eine andere mögliche Erklärung für das Zustandekommen des kuriosen Phantomwortes wäre, dass die Kopistin das fragliche Wort in ihrer Vorlage als *kruhefch* gelesen hat, weil der i-Punkt fehlt. In der irrigen Annahme, dass dem Schreiber von A das *t* abhandengekommen sein müsse, ergänzt sie den Buchstaben und diphthongiert das *u* wie gewohnt. Auf diese Weise mutierte das Wort *krichefch* in ihrer Abschrift zum kuriosen *krauthefch*. Es spricht also einiges für diese zweite These.

Die Variante der *kuechen nessel* von Handschrift L, die eventuell auch als *kriechen nessel* gelesen werden könnte, wenn man den i-Punkt ergänzt, kann ebenfalls vernachlässigt werden, auch diese Bezeichnung für eine Nesselart existiert nicht. Doch wie sieht es mit der griechischen Nessel aus? Gehörte diese zum verbindlichen Wissensstand des 15. Jahrhunderts und gibt es überhaupt eine solche Pflanze, die aus dem Mittelmeerraum zu stammen scheint?

Die Brennessel zählt aufgrund ihrer entzündungshemmenden und schmerzlindernden Wirkung zu den ältesten Heilpflanzen der Welt. Der griechische Arzt und berühmteste Pharmakologe des Altertums Pedanios Dioskurides hatte bereits im 1. Jahrhundert n. Chr. in seiner Arzneimittellehre¹⁹¹ die heilende Wirkung von Brennesseln und deren Anwendung bei Abszessen und eitrigen Geschwüren beschrieben.¹⁹² Auch Konrad von Megenberg listet in seinem *Buch der Natur*, der ersten systematischen Naturgeschichte in deutscher Sprache aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, verschiedene Kräuter auf, die im Mittelalter als Nahrungsmittel und zu Heilzwecken verwendet wurden. In Buch V, Kapitel 82 findet man unter dem Titel „*Von der Nezzeln*“ folgenden Eintrag:

*Urtica haizet nezzel. daz kraut ist dreirlai. Ainz haizet die tôt nezzel, diu prent niht und ist doch gestalt sam ain nezzel. Diu ander haizt die kriechisch nezzel, diu ist klainer und prent vester wan diu gemain nezzel. diu dritt ist diu gemain.*¹⁹³

Man kannte bzw. unterschied demnach drei Nesselarten, die Taubnessel, die gemeine Nessel und eben besagte griechische Nessel, die als kleiner beschrieben wird und stärker brenne als die anderen.

191 Vgl. <<https://buecher.heilpflanzen-welt.de/Dioskurides-Arzneimittellehre/v01.htm>> [2022-01-31].

192 Vgl. <<https://buecher.heilpflanzen-welt.de/Dioskurides-Arzneimittellehre/421.htm>> [2022-01-31].

193 Konrad von Megenberg: *Buch der Natur*. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. Hrsg. v. Dr. Franz Pfeiffer. Stuttgart: Aue 1861, S. 423.

Diese Heilpflanze *hilft für die geswern*,¹⁹⁴ wie Megenberg weiter ausführt, und sei daher das ideale Arzneimittel für schwer heilende Wunden, welches im Mittelalter offenbar auch bei Pferden eingesetzt wurde.

Fischer-Benzon verweist in seinen Untersuchungen über die Nutzpflanzen des deutschen Mittelalters¹⁹⁵ außer auf die Erwähnung der *kriechisch nezzel* bei Konrad von Megenberg auf Albertus Magnus, der in seiner naturwissenschaftlichen Abhandlung *De vegetabilibus* von einer griechischen Nessel (*urtica graeca*) berichtet.¹⁹⁶ Fischer-Benzon vermutet, dass Albertus den Terminus ‚griechisch‘ gleichbedeutend mit ‚fremd‘ verwendet habe und dass damit eine nicht im deutschsprachigen Raum beheimatete Pflanze gemeint sei, die wohl ursprünglich aus Südeuropa stamme.¹⁹⁷

Welche Erkenntnisse lassen sich nun aus obigen Ausführungen ziehen? Jede Schreiberin bzw. jeder Schreiber hatte offensichtlich unterschiedliche Strategien, wie sie/er mit Unsicherheiten und zweifelhaften Textstellen umging. Die Vorgehensweise der Hätzlerin war mitunter eine recht kreative, die zu solch kuriosen ‚Neologismen‘ führte, wie man ihnen in ihrer Abschrift des Münsingertextes an mehreren Stellen begegnet. Ihre Wortschöpfungen fanden Eingang in sämtliche einschlägige Wörterbücher der Mediävistik und hinterlassen zahlreiche offene Fragen, die sich nur durch textkritische Kleinarbeit beantworten lassen.

Der Medizinhistoriker Bernhard Schnell hat im Zuge seiner Forschungen festgestellt, dass medizinische Texte auf der Ebene des Aussagesinns immer relativ stabil überliefert wurden, während sich Varianten nur im Bereich der unbedeutenden Kleinwörter entwickelten, die keinen Einfluss auf den Sinngehalt eines Textes hatten,¹⁹⁸ und meint weiters:

Der in den Texten verwendete Wortschatz, in der Regel Körperteile, volkssprachliche Krankheitsbezeichnungen oder Pflanzenbezeich-

194 Ebd.

195 Rudolph von Fischer-Benzon: *Altdeutsche Gartenflora*. Sorgfältig bearbeiteter Nachdruck der Originalausgabe von 1894. Bremen: Dogma 2012.

196 Vgl. ebda, S. 88.

197 Vgl. ebda, S. 89.

198 Vgl. Schnell, *Varianz oder Stabilität*, S. 27.

nungen, war in der Regel allgemein bekannt und jedem Schreiber vertraut.¹⁹⁹

Das oben analysierte Beispiel einer volkssprachlichen Pflanzenbezeichnung stellt wohl die berühmte Ausnahme von der Regel dar: Entweder fehlte der Hätzlerin die Kenntnis dieser Pflanze oder sie hatte eine falsche Assoziation.

7.2.2. Die ‚Brecke‘ und der ‚Höpffen‘

Eine zweite rätselhafte Heilpflanze findet sich an einer anderen Stelle im hippiatrischen Teil des Münsingertextes. In dieser Textpassage werden Arzneipflanzen zur Herstellung einer Waschlösung aufgelistet, mit der man wunde, krätzige Hautstellen des Pferdes, die durch unsachgemäße Pflege des Tieres entstanden sind, behandeln soll.

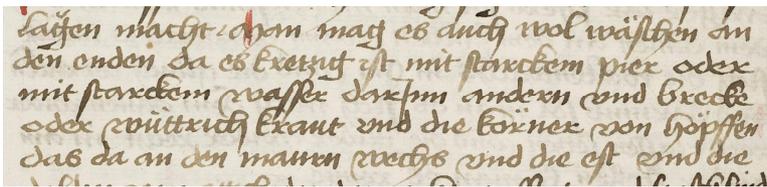


Abbildung 122: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 132, Z. 22–26

- D132a022 [...] / Man mag es auch wol wäſchen an
 D132a023 den enden da es kretzig iſt mit ſtarckem pier oder
 D132a024 mit ſtarckem waffer darjnn andern (uS3a⁰) vnd brecke (uI4¹)
 D132a025 oder wüttrichkraut vnd die körner von höpffen (bV4)
 D132a026 das da an den maurn wechs [...]

Das Pferd soll an den krätzigen Stellen mit starkem Bier oder mit ‚starkem‘ Wasser, das mit Andorn und einer Pflanze namens Brecke oder mit Wüterichkraut sowie den ‚Körnern‘ von Hopfen versetzt ist, gewaschen werden.

Die Schreibweise *andern* für die Heilpflanze Andorn ist in keinem Wörterbuch belegt, Lexer kennt nur die Formen *aindorn*, *andren*, *andron*, *antron*, *andor*, *doren*. Da die Hätzlerin diese Variante aber konsequent als Bezeichnung für den Andorn verwendet und es sich bei dieser Schreibweise eventuell um eine regionale

199 Ebda, S. 37.

schwäbische Varietät handeln könnte, wurde die Textabweichung für die Analyse zwar markiert, aber als Nullfehler klassifiziert.²⁰⁰

Sucht man im mittelhochdeutschen Wörterbuch nach einer Pflanze namens ‚Brecke‘, so tritt dieses Wort wiederum als ein Hapax legomenon auf, denn Lexer führt die Textstelle aus Münsingers *Falkenbuch* in der Abschrift der Hätzlerin als einzige Belegstelle an. Eine Übersetzung des Wortes wird nicht angeboten. Genauso wenig kann das Schwäbische Wörterbuch über diese dubiose Pflanze sagen, hier stößt man lediglich auf den lapidaren Vermerk: „unbekanntes Kraut zum Waschen eines krätzigen Pferdes“,²⁰¹ zudem wird der Eintrag unter den Wörtern, die nicht mehr in Gebrauch sind, gelistet.²⁰²

Als zweiter Begriff wurde in der obigen Textstelle das *wüttrichkraut* genannt, mit diesem Namen wird im Volksmund eine der giftigsten einheimischen Pflanzenarten, der gefleckte Schierling, bezeichnet.²⁰³ Tatsächlich empfehlen diverse medizinische Ratgeber aus dem 18. und 19. Jahrhundert Bäder und Waschungen mit Schierling zur Behandlung von Krätze und anderen Hauterkrankungen.²⁰⁴

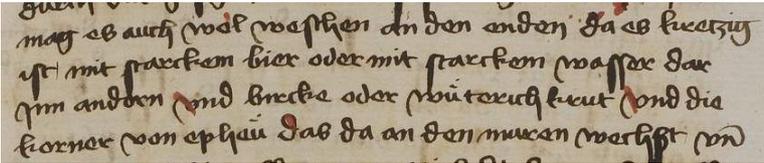


Abbildung 123: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 73r, Z. 4–7

Zieht man nun zur Klärung der Textpassage als Vergleich Handschrift A heran, findet man folgenden Wortlaut vor:

200 Vgl. dazu auch Kapitel 6.3.1.3.

201 Vgl. Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, 1904, Sp. 1384.

202 Klug listet den Eintrag ‚Brecke‘ mit dem verknüpften Pflanzennamen ‚Wüterichkraut‘ in seiner Datenbank vgl. <http://medieval-plants.org/mps-daten/mps_entry/brecke-2/> [2022-01-31].

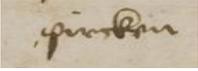
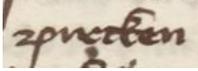
203 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Gefleckter_Schierling.

204 Vgl. Anton Störks Abhandlung, worinn erwiesen wird, daß der Schierling nicht nur innerlich ganz sicher gegeben werden könne, sondern auch zugleich ein sehr nützlich Mittel in vielen Krankheiten sey, welche bisher für unheilbar ausgegeben worden. Aus dem Lateinischen übersetzt von Ludewig Jakob Henden. Wien: Trattner 1764, S. 65f., und Medicinisch-practische Adversarien am Krankenbette, gesammelt von Peter Joseph Schneider. Tübingen: Laupp 1824, S. 269f.

- A073r004 mag es auch wol wefchen an den enden da es kreczig
 A073r005 ift mit starckem bier oder mit starckem waffer dar
 A073r006 jnn andorn vnd bircke oder wüterichkrut Vnd die
 A073r007 korner von ephed Das da an den muren wechßt [...]

In dieser Überlieferung könnte der Name der Pflanze als *birke* entziffert werden, auch wenn der i-Punkt fehlt. Freilich wäre auch hier die Lesart *brecke* möglich, denn Minuskel *r* ähnelt dem *i* sehr stark. Erneut findet sich die Vorlagen-Theorie bestätigt, denn es ist gerade an diesem Beispiel gut nachvollziehbar, dass der Hätzlerin bei diesem Wort ein Lesefehler unterlaufen ist. In jedem Fall müssen weitere Abschriften zum Textvergleich herangezogen werden:

Tabelle 27: Überlieferungsvarianten der ‚Birke‘

 <p>Hs. D, pag. 132, Z. 24</p>	 <p>Hs. C, fol. 86v, Z. 4</p>
 <p>Hs. B, fol. 101v, Z. 16</p>	 <p>Hs. L, fol. 29v, Z. 6</p>

Handschrift C schreibt *bircken*, bei B liest man *pircken*, L hat ebenfalls die Variante *pircken*, wenn auch mit einem ungewöhnlich geformten *p*, wobei es sich aber um die individuelle Eigenheit des Schreibers handelt (er schreibt offenbar *p* in initialer Stellung mit z-förmigem Anstrich).

Nun handelt es sich bei der Gattung der Birkengewächse aber um eine ganz andere Art als bei dem zur Familie der Doldenblütler gehörenden Schierling. Während der zuckerhaltige Birkensaft in vergorener Form als Wein bedenkenlos genossen werden kann, wirkt das Gift im Schierlingstrank schon in winzigen Dosen auf das Nervensystem, führt zu Muskelkrämpfen, Atemlähmung und schließlich zum Tod.²⁰⁵ Trotzdem wird in obiger Textpassage das Wüterichkraut als alternative Zutat zur Birke für die Waschlösung empfohlen, da die Emulsion ja nicht oral, sondern perkutan angewendet werden soll. Offenbar verfügen beide Pflanzen über Inhaltsstoffe, die eine ähnliche Wirksamkeit bei der arzneilichen Bekämpfung von Krätze versprechen. Tatsächlich wird Birkensaft noch heute in

205 Vgl. <<https://de.wikipedia.org/wiki/Birken>> und <https://de.wikipedia.org/wiki/Gefleckter_Schierling> [2022-01-31].

der Phytotherapie zur Behandlung von Krätze, Flechten und Hautunreinheiten angewendet, und in der Veterinärmedizin benützt man Auflagen aus Birkentee zur Heilung der Pferderäude.²⁰⁶

Auch bei einer anderen Zutat für die oben beschriebene Waschlösung besteht eine Unstimmigkeit. Die Hätzlerin schreibt „die körner von höpffen“, in Handschrift A liest man aber „die korner von epheü“ und als nähere Erläuterung „das da an den muren wechßt“. Nun weiß man, dass Efeu gerne an Mauern wächst, aber auch der Hopfen ist eine Kletterpflanze. Im *Buch der Natur* erfährt man zum Hopfen Folgendes:

*Humulus haizet hopf. Das ist gar ain langez kraut und praitet sein arm auf die paum und auf die mauren, dâ pei ez wechset. [...] Des krautes pluom hât auch die kraft, daz si die zaehen fâuhten entsleuzt in dem menschen und anderswâ. [...] aber der hopf beswært dem menschen seinen leip.*²⁰⁷

Mit den „körner[n] von höpffen“ könnten die kleinen Harzkügelchen gemeint sein, die sich an der verdeckten Oberfläche der Kelch- und Tragblätter der Hopfendolden bilden und aus denen das Lupulin als Geschmacks- und Konservierungsstoff bei der Bierherstellung gewonnen wird.²⁰⁸ Dieses wirkt nicht nur beruhigend, sondern auch keimtötend und antibakteriell.²⁰⁹ Über die Anwendung von Efeu weiß Konrad von Megenberg zu berichten:

*Apium haizt epf. daz kraut ist haiz und trucken, sam Platearius spricht, und sein wurzl und seineu pleter sint in erznei guot. [...] sein sâm ist guot wider die wazzersucht, wan er hitzet die lebern und rainigt sie. Und seint der sâm daz harmwazzer pringt und der frawen haimlichchait, dar umb ist er swangern frawen niht guot. werden sâmen tempert mit weizem wein und pindet in auf der plâtern stat, daz pringt in daz harmwazzer.*²¹⁰

Efeu wird gegen Wassersucht eingesetzt und seinen Samen schreibt man abführende Wirkung zu, was bei schwangeren Frauen sogar gefährlich werden kann, da die toxischen Inhaltsstoffe der Pflanze einen Abortus auslösen können. Wenn man ihn auf Blättern bindet, soll er heilsam gegen diese Erkrankung sein. Zieht man nun noch

206 Vgl. <<https://www.phytodoc.de/heilpflanzen/birke>> [2022-01-31].

207 Megenberg, *Buch der Natur*, S. 404.

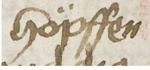
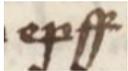
208 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Echter_Hopfen> [2022-01-31].

209 Vgl. <<https://www.bgbm.org/de/content/humulus-lupulus>> [2022-01-31].

210 Megenberg, *Buch der Natur*, S. 382.

den Vergleich mit anderen Handschriften heran, so ergibt sich folgendes Bild:

Tabelle 28: Überlieferungsvarianten von ‚Efeu‘

 <p>Hs. D, pag. 132, Z. 25</p>	 <p>Hs. C, fol. 86v, Z. 5</p>
 <p>Hs. B, fol. 101v, Z. 16</p>	 <p>Hs. L, fol. 29v, Z. 7</p>

Mit dem mhd. Wort *epf* auch *ephich*, lat. *apium*, können mehrere Pflanzen gemeint sein: Sellerie, Petersilie, Efeu oder Liebstöckl. Handschrift C schreibt ein schwer lesbares *epphow*, während B *epf* und L *epff* haben. Warum aber hat die Hätzlerin als Einzige das Wort Hopfen statt Efeu geschrieben? Wie bereits weiter oben erwähnt, konnte Aitchison in Wortassoziationsübungen nachweisen, dass Wörter in unserem mentalen Lexikon in semantischen Feldern angeordnet sind. Innerhalb eines solchen Feldes existiert ein Netz von Verknüpfungen, das die einzelnen Einträge im mentalen Wortspeicher miteinander verbindet. Eine der wichtigsten Verbindungen sind Konjunkte, das sind Wörter, die auf derselben Detaillierungsebene Gruppen bilden, wie z. B. rot, blau, grün, schwarz etc. oder Salz, Pfeffer, Zucker etc.²¹¹

Auch die Hätzlerin könnte beim Lesen des Wortes Efeu assoziativ an ein ähnliches Wort gedacht haben. Der Hopfen ist wie auch der Efeu ein Hyponym, das sich unter dem Oberbegriff Kletterpflanzen subsumieren lässt. Unter Umständen lassen sich so ihre Gedankengänge nachvollziehen. Eine andere Erklärung wäre, dass es beim Entziffern des Wortes zu einem Lesefehler gekommen ist: Efeu ist ein Fremdwort, dessen Herkunft unsicher ist. In deutschen Wörtern ist ‚eu‘ am Wortende unüblich, daher hat Clara vermutlich *ephen* gelesen, wobei sie das Superskript über dem *u* übersehen hat (vgl. Abb. 123). Danach hat die Schreiberin in ihrem mentalen Lexikon wohl ein Wort gesucht, das der entzifferten Buchstabenfolge entsprechen könnte. Eventuell hat sie das initiale *e* für eine Entrundung gehalten und auch das ‚repariert‘. Durch die Hinzufügung eines *h* am Beginn war schlussendlich der Hopfen ‚rekonstruiert‘.

211 Vgl. Aitchison, Wörter im Kopf, S. 108.

Die Hätzlerin als intelligente Schreiberin hat sich an dieser Stelle vielleicht so manches durch den Kopf gehen lassen und mit philologischem Fingerspitzengefühl und Spürsinn eine Lösung zu finden versucht, die zwar nicht die richtige, aber immerhin sehr kreativ war.

7.2.3. Der ‚Vesenbaum‘ und das ‚Bethomiakraut‘

Eine dritte und letzte Textpassage mit entstellten Pflanzennamen begegnet im Kapitel, das die Erkrankungen des Habichts thematisiert. Ein Gallenleiden des Beizvogels, das im Mittelalter als *walhen fallera* (Hs. D, pag. 69, Z. 10) bekannt war, soll mit einer Essenz aus folgenden Heilpflanzen kuriert werden:

D069a015 [...] / *Darnach sol man*
 D069a016 *nemen vefenpām (uI3⁴) vnd ain krautt haiffet Rof-*
 D069a017 *marin vnd wilden yfop den man zu Latin haiffet*
 D069a018 *faturogia vnd das krautt bethomia (uI4¹) vnd bymen-*
 D069a019 *ten vnd falbey yeglichs gleich vil vnd rätlich [...]*

Zum Lemma *vefenpām* findet man bei Lexer ein weiteres Mal nur den Verweis auf den Münsingertext ohne den Versuch einer Klärung der Wortbedeutung.²¹² Im Schwäbischen Wörterbuch wird in diesem Fall auf das Schreibversehen der Hätzlerin aufmerksam gemacht und man erfährt, dass es sich um eine Entstellung von *Sefenbaum* handelt, der den botanischen Namen *Juniperus Sabina* trägt.²¹³ Die deutschsprachigen Bezeichnungen Sadebaum, Sevibaum oder Sebenstrauch enthalten durchwegs Entstellungen des lateinischen *sabina* oder *savina*. Die hochtoxische Pflanze ist auch als Gift-Wacholder bekannt, bei Fischer-Benzon liest man, dass der Sadebaum in der Volksmedizin vor allem bei Frauenleiden Verwendung fand und dass der Gebrauch auch in der Tiermedizin bezeugt ist.²¹⁴

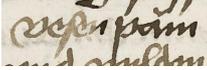
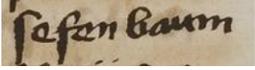
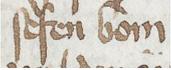
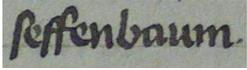
Vergleicht man die Abschrift der Hätzlerin mit weiteren Textzeugen, so ergibt sich folgendes Bild:

212 Vgl. Lexer online, s. v. *vesenboum*.

213 Vgl. Schwäbisches Wörterbuch. Bd. 2, 1908, Sp. 1438.

214 Vgl. Fischer-Benzon, *Altdeutsche Gartenflora*, S. 80f.

Tabelle 29: Überlieferungsvarianten von ‚Sefenbaum‘

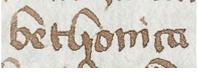
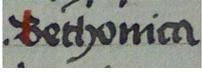
 <p>Hs. D, pag. 69, Z. 16</p>	 <p>Hs. A, fol. 36r, Z. 18</p>
 <p>Hs. C, fol. 51r, Z. 9</p>	 <p>Hs. F, fol. 29r, Z. 10</p>

Ausnahmslos alle Textzeugen tradieren *sefenbaum* in verschiedenen Schreibvarianten, die Fehlschreibung der Hätzlerin muss in diesem Fall wohl als Lesefehler gewertet werden, vermutlich hat sie *f* mit *ſ* verwechselt. Zumindest bei diesem ersten Auftreten des Pflanzennamens scheint Clara noch keinen Begriff von dem Wacholdergewächs gehabt zu haben. Indiz dafür ist, dass sie den Laut *f* am Wortanfang als *v* wiedergibt, was ihrer bevorzugten Schreibweise in initialer Stellung entspricht.²¹⁵ Es ist freilich nicht auszuschließen, dass Clara zwischenzeitlich über diese Heilpflanze Erkundigungen einholte, sodass sie fortan nicht nur in der Lage war, die Bezeichnung richtig wiederzugeben, sondern sogar ihre Vorlage zu korrigieren. Einige Seiten später (pag. 78, Z. 24) schreibt sie nämlich *sefenpām*, obwohl dort der Schreiber von A die beiden Buchstaben vertauscht hat (Hs. A, fol. 41r, Z. 25: *sefen baum*). Auf pag. 85 in Zeile 20 sowie auf pag. 130 in Zeile 18 liest man in Claras Abschrift ebenfalls korrekt *Sēfenpām*.

Im obigen Textbeispiel tritt noch ein zweiter rätselhafter Pflanzennamen auf, nämlich ein Kraut namens *Bethomia*, das man vergeblich in den einschlägigen Lexika nachschlägt. Die parallelen Überlieferungsträger liefern dazu die folgenden Varianten:

215 Vgl. Kapitel 3.4.2, bes. Tabelle 5: Schreibweisen des Wortes „Falke“ in Handschrift D.

Tabelle 30: Überlieferungsvarianten der ‚Betonie‘

 <p>Hs. D, pag. 69, Z. 18</p>	 <p>Hs. A, fol. 36r, Z. 21</p>
 <p>Hs. C, fol. 51r, Z. 11</p>	 <p>Hs. F, fol. 29r, Z. 12</p>

In ausnahmslos allen Überlieferungen findet man die Bezeichnung *Bethonica* vor, ein Kraut, das auch unter den Trivialnamen ‚Echte Betonie‘ und ‚Heilziest‘ bekannt ist. Die Betonie gehört zu den ältesten Heilpflanzen, deren Anwendung schon im Altertum, später auch bei Hildegard von Bingen und Albertus Magnus zur Wund- und Abszessbehandlung empfohlen wird.²¹⁶

In weiteren Textpassagen stößt man bei Clara ferner auf die Variante *bethanica* (Hs. D, pag. 71, Z. 30, und pag. 73, Z. 5–6), was vermuten lässt, dass in Claras mentalem Lexikon (zumindest beim ersten Vorkommen in der Vorlage) kein Eintrag für eine Heilpflanze der Gattung *Betonica* vorhanden war und daher auch nicht in der korrekten Schreibweise abgerufen werden konnte. Vielleicht hat sie auch hier im Lauf ihrer Kopiertätigkeit dazugelernt; jedenfalls wurde die Fehlschreibung für die Analyse als inhaltlicher Fehler erfasst und kategorisiert.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass Claras Abschrift im Gegensatz zum Schreiber von Handschrift A gewisse Unsicherheiten im Bereich der lateinischen und gelegentlich auch der volkssprachlichen Fachterminologie bei den Heilpflanzen aufweist, die unter Umständen darauf zurückzuführen sind, dass sie als Mädchen keine lateinische Ausbildung bekommen hat und als medizinische Laiin auf dem Gebiet der Botanik und Pharmazie keine besonderen Kenntnisse besaß.

216 <https://www.heilpflanzen-lexikon.com/betonie_stachys_betonica.html> [2022-01-31].

7.3. Sinnentstellte Körperzustände

Die nächste Gruppe von verderbten Textstellen wurde unter dem Oberbegriff ‚sinnentstellte Körperzustände‘ subsumiert. Hier findet man ungewöhnliche Behandlungsmethoden, rätselhafte körperliche Vorgänge, absonderliche Heilungsverläufe sowie unkonventionelle anatomische Beschreibungen, die auf ihre Entschlüsselung warten.

7.3.1. Die ‚überschaffene‘ Wunde

Der ersten missverständlichen Stelle begegnet man im Falkenteil des Untersuchungstextes. Münsinger beschreibt hier, wie man eine offene Verletzung des Jagdfalken mit einer Heilsalbe aus Eiklar und Baumöl (Olivenöl) bestreichen soll, um zu verhindern, dass Schmutz oder Wasser in die Wunde gelangen:

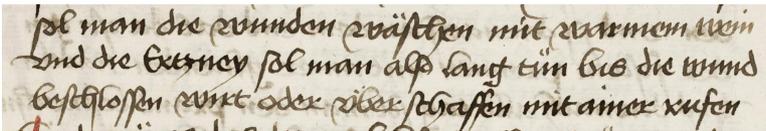


Abbildung 124: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 49, Z. 4–6

- D049a004 *sol man die wunden wäschen mit warmem wein*
 D049a005 *vnd die Ertzney sol man also lang tun bis die wund*
 D049a006 *beschloffen wirt oder über schaffen (bV4) mit ainer rufen*

Es wird empfohlen, die Wunde mit warmem Wein auszuwaschen und die zuvor beschriebene Wundsalbe so oft aufzutragen, bis sich darüber Schorf gebildet hat.

Lexer übersetzt *über schaffen* mit ‚bedeckt‘,²¹⁷ während Grimm das Lemma mit ‚hervorbringen, was vorher nicht vorhanden war‘ erklärt,²¹⁸ allerdings macht der Verweis auf den Münsingertext in beiden Nachschlagewerken misstrauisch, daher empfiehlt sich ein Abgleich mit Handschrift A:

217 Vgl. Lexer online, s. v. *überschaffen*.

218 Vgl. DWB online, s. v. *überschaffen*, Punkt 2.

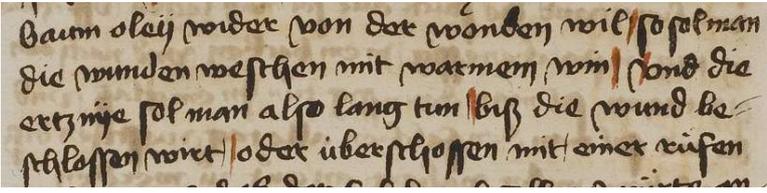
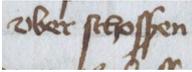
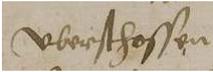
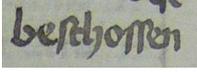
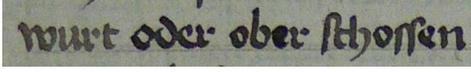


Abbildung 125: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 25v, Z. 18–21

Tatsächlich findet man in A ein völlig anderes Wort vor, hier soll die Wunde mit Schorf *überschossen* werden. Bei Lexer wird das Verb *überschiezen*, dessen Partizip Präteritum *überschossen* lautet, mit ‚über etwas hinausragen, überragen‘ übersetzt.²¹⁹ Damit mag wohl gemeint sein, dass der Wundschorf eine Kruste bildet, die über die Hautoberfläche hinausragt. In jedem Fall ist ein Textvergleich mit allen übrigen vorhandenen Textzeugen notwendig:

Tabelle 31: Überlieferungsvarianten von ‚überschießen‘

 <p>Hs. D, pag. 49, Z. 6</p>	
 <p>Hs. E, fol. 53r, Z. 12</p>	
 <p>Hs. C, fol. 35v, Z. 6</p>	
 <p>Hs. B, fol. 26r, Z. 8</p>	
 <p>Hs. F, fol. 20v, Z. 2–3</p>	

Handschrift C, E und B bieten übereinstimmend die Variante *überschossen* an, während F schon im vorangehenden Wort ein *l* abhandenkommt und man in dieser Abschrift auf die interessante Version *beschossen* [...] oder *ober schossen* trifft.

219 Vgl. Lexer online, s. v. *überschiezen*.

Wirft man noch einmal einen Blick auf die eben besprochene Textstelle in der Abschrift der Hätzlerin, so fällt auf, dass das Präfix *über-* mit schwächerer Tinte geschrieben wurde als der Wortstamm *-schaffen*. Offensichtlich war der Schreiberin die Tinte ausgegangen und sie musste mitten im Wort die Feder in das Tintenfass tauchen. Auch das ist eine klassische Ablenkung vom Schreibprozess, die Aufmerksamkeit wechselt für einige Augenblicke vom Text zu den Schreibutensilien und prompt wird die Vorlage falsch gelesen bzw. memoriert. Aus *o* wird *a* und Schaft-*f* verwandelt sich in *f*. Es wäre also möglich, dass es sich bei dieser Fehlleistung um einen klassischen Lesefehler handelt. Die Worterkennung hat in diesem Fall nicht einwandfrei funktioniert, was sich unter Umständen mit dem Mehrdeutigkeitseffekt begründen lässt. Dietrich und Gerwin berichten von Experimenten, bei denen Proband*innen mehr Zeit benötigen, um mehrdeutige Wörter im Kontext zu erkennen, als dies bei eindeutigen Wörtern der Fall ist. Die durchschnittliche Lesezeit verlängerte sich signifikant, wenn die Testpersonen Texte lesen mussten, die ambige Wörter enthielten.²²⁰

Clara könnte aber auch geglaubt haben, dass sie wieder einen Fehler in der Vorlage vor sich hat, den es zu bereinigen galt. Diesen Verdacht könnte bei ihr eventuell das vorausgehende Wort *beschlossen* erregt haben, das – in der Terminologie der Schreibpsychologie – tatsächlich eine Perseveration ausgelöst haben könnte. Zumindest war ihr die Bedeutung des Ausdrucks *überschossen* offenbar undurchsichtig. Im Bemühen um Verständlichkeit ‚remotivierte‘ sie also die entsprechende Stelle der Vorlage mit Hilfe des Begriffs *überschaffen*, der ihr im Kontext den Sinn besser zu treffen schien, hat damit allerdings den Text mit einer neuen Bedeutung versehen.

Sucht man nach weiteren Belegen für *überschaffen* in anderen Nachschlagewerken, so wird man wiederum im Schwäbischen Wörterbuch fündig. Hier wird die besagte Münsingerstelle zitiert und das Wort mit ‚überdecken‘ übersetzt.²²¹ Durch die obige textkritische Analyse konnte jedoch nachgewiesen werden, dass es sich erneut um ein Hapax legomenon handelt, das von der Schreiberin wohl überlegt und in bester Absicht kreiert worden sein dürfte.

Bei Grimm findet man unter dem Begriff *überschieszen* zahlreiche Einträge mit unterschiedlichsten Bedeutungen, wobei unter

220 Vgl. Dietrich/Gerwin, Psycholinguistik; S. 215f.

221 Vgl. Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 6, 1924, Sp. 55.

Punkt 4 auf die Verwendung in der Handwerkersprache für *lacunare*, *tabulare* verwiesen wird. In diesem Kontext wird das Partizip Präteriti mit *übergossen*, *überzogen*, *bedeckt* übersetzt, was am besten zu dieser Textstelle passt.²²² Die Wunde soll so lange mit Salbe behandelt werden, bis sie vollständig geschlossen bzw. mit Schorf bedeckt ist.

7.3.2. Die ‚getrinnenden‘ Flüsse

Im Falkenteil des Untersuchungstextes findet sich eine weitere Fehlschreibung der Hätzlerin. Hier werden Heilmethoden beschrieben, mit denen man einen Falken behandeln soll, der *bös feüchtikait in dem kopff hat* (pag. 40, Z. 31). Basierend auf der medizinischen Konzeption der Vier-Säfte-Lehre wird das Krankheitsbild des Jagdvogels folgendermaßen skizziert: *Wann der Falck mit dem schnabel vast vff günet als ob jm vast heiß sey* (pag. 40, Z. 32 und pag. 41, Z. 1), dann sei das ein Zeichen, dass die Körpersäfte des Vogels aus dem Gleichgewicht geraten sind und ihm Beschwerden verursachen.

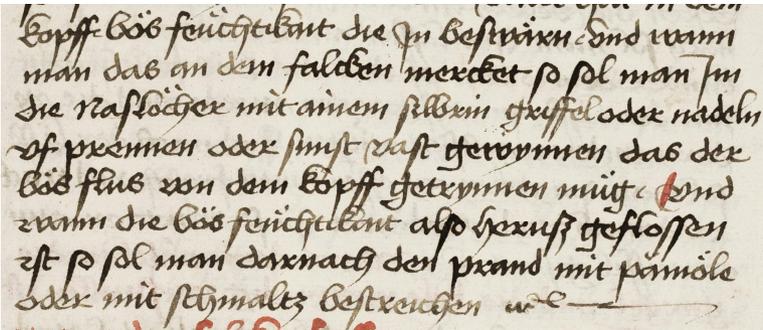


Abbildung 126: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 41, Z. 4–11

- D041a004 [...] / vnd wann
 D041a005 man das an dem falcken mercket so sol man jm
 D041a006 die Naslöcher mit ainem silbrin griffel oder nadeln
 D041a007 vf prennen oder sunst vast gewynnen das der
 D041a008 bös flus von dem kopff **getrynnen** (u12¹) müg / Vnd
 D041a009 wann die bös feüchtikait also heruß geflossen
 D041a010 ist so sol man darnach den prand mit pämöle
 D041a011 oder mit schmalz bestreichen

Als Therapie wird geraten, dem Falken die Nasenlöcher mit einem silbernen Stift oder einer Nadel aufzubrennen, damit die schlechten

222 Vgl. DWB online, s. v. *überschieszen*.

Säfte aus dem Kopf *getrynnen* können. Das Brennen oder Kauterisieren erkrankter Körperteile stellte wie der Aderlass in der mittelalterlichen Tiermedizin eine beliebte Methode dar, um überschüssige oder schlechte Körpersäfte aus dem Körper auszuleiten und dem Tier damit Linderung zu verschaffen.²²³ Durch das Auflegen heißer Brenninstrumente auf die Haut sollte das Leiden ausreifen und die ungesunden Körpersäfte konnten durch die so entstandene Wunde austreten. Diese Behandlungsmethode wurde noch bis in die Neuzeit bei diversen Erkrankungen angewendet.²²⁴

Unter dem Lemma *getrinnen* findet man bei Lexer die Erklärung ‚entweichen‘ mit Verweis auf die Hätzlersche Abschrift.²²⁵ Das Schwäbische Wörterbuch schließt sich Lexer an und zitiert dazu dieselbe Textstelle. Die Autoren bemühen sich aber zu erklären, wie dieses ungewöhnliche Verb entstanden sein könnte: „zu *ent-*, *ert-*, *vertrinnen* mit falscher Wortabteilung“.²²⁶ Das Mittelhochdeutsche kennt noch das starke Verb *trinnen*, in der Bedeutung ‚davongehen‘, mit Dativ ‚entlaufen‘.²²⁷ Auch Jakob und Wilhelm Grimm weisen darauf hin, dass die Variante „durch falsche zerlegung aus *ahd.* *entrinnan*, *mhd.* *entrinnen* = [...] ‚entlaufen‘ entstanden“²²⁸ sei, wofür immerhin spricht, dass es sich bei *von dem Kopff* tatsächlich um eine Präposition handelt, die den Dativ verlangt. Insgesamt stellt der Erklärungsversuch der Herausgeber des Schwäbischen Wörterbuches einen interessanten Ansatz dar, kann aber wohl nicht des Rätsels endgültige Lösung sein. Aufschlussreicher ist die Parallelstelle aus Handschrift A:

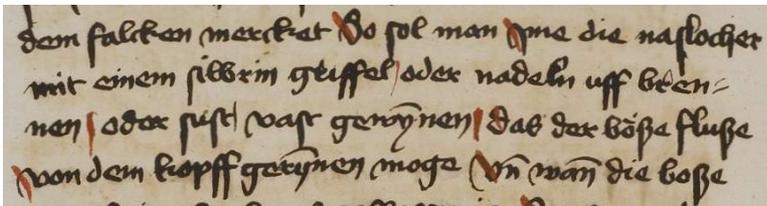


Abbildung 127: Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 247, fol. 21v, Z. 9–12

223 Vgl. Driesch/Peters, Tiermedizin, S. 87f.

224 Vgl. ebda, S. 95.

225 Vgl. Lexer online, s. v. *getrinnen*.

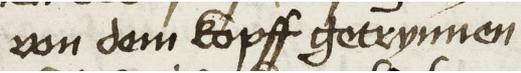
226 Vgl. Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 3, 1911, Sp. 579.

227 Vgl. BMZ online, s. v. *trinne*.

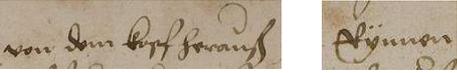
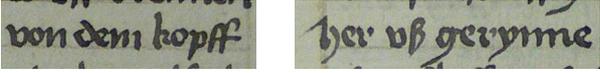
228 Vgl. DWB online, s. v. *trennen*.

Die schlechten Körpersäfte sollen hier *von dem kopff gerynnen*, bei Lexer findet man dieses Lemma bereits mit der heutigen Bedeutung ‚gerinnen, zusammenrinnen‘,²²⁹ womit primär ‚klumpig, fest werden‘ gemeint ist, was vor allem mit Milch und Blut geschehen kann. Gerdes und Spellerberg schreiben dem Präfix *ge-* in Verbbildungen eine perfektive/resultative Aktionsart zu, damit wäre *gerynnen* der Endpunkt der Handlung des Primärverbs *rynnen* (vgl. ahd. *beran* ‚tragen‘ – *gi-beran* ‚hervorbringen, gebären‘).²³⁰ Folgt man dieser Erklärung, tradiert A die korrekte Version. Doch zur Sicherheit gilt es noch die restlichen Handschriften, die den Falkenteil beinhalten, zu überprüfen:

Tabelle 32: Überlieferungsvarianten von ‚gerinnen‘


<p>Hs. D, pag. 41, Z. 8</p>

<p>Hs. E, fol. 45r, Z. 9</p>

<p>Hs. C, fol. 29r, Z. 24</p>

<p>Hs. B, fol. 21v, Z. 1-2</p>

<p>Hs. F, fol. 17r, Z. 12-13</p>

E schreibt *von dem kopff heruß gerynnen*, C hat *von dem kopff gerinnen*, Handschrift B bietet die Variante *von dem kopff heruß rynnen* und bei F liest man endlich *von dem kopff heruß gerynne*. Offensichtlich ist der Hätzlerin hier ein Schreibversehen unterlaufen, doch wie mag es zu dieser Verschreibung gekommen sein?

229 Vgl. Lexer online, s. v. *gerinnen*.

230 Vgl. Udo Gerdes / Gerhard Spellerberg: *Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch*. 7. Aufl. Frankfurt a. M.: Athenäum 1991, S. 99f.

Stoll hatte in seinen Untersuchungen zur Ursache von Schreibfehlern festgestellt, dass zwischen dem – wie er es nennt – „Fehlwort“ (also dem Wort, das falsch abgeschrieben wurde) und dem „Textwort“ (also dem Wort, das ursprünglich im Text stand) häufig Klangähnlichkeit besteht, gelegentlich auch Klang- und Funktionsähnlichkeit. Die Funktionsähnlichkeit erklärt er mit einer Gleichartigkeit der grammatischen Bedeutung des Wortes im Satz.²³¹ Im oben analysierten Fall scheint beides gegeben, denn *getrynnen* und *gerynnen* klingen nicht nur sehr ähnlich, sondern erfüllen als Prädikate auch dieselbe Aufgabe im Satz.

Eine Zeile oberhalb der verderbten Textstelle in Handschrift D, genau über dem falschen Wort, liest man das Verb *gewynnen*, das phonetisch ebenfalls sehr ähnlich klingt. Stoll beschreibt diese Art der Verschreibung als Perseveration, bei der ein soeben geschriebenes Wort ‚nachklingt‘ und die Schreibung späterer Wörter stört, sodass ein fehlerhaftes Wort entsteht.²³² Betrachtet man nun den ganzen Satz noch einmal: Mittels diverser therapeutischer Maßnahmen *fol man gewynnen das der bös flus von dem kopff getrynnen müg*. Was geschieht beim Abschreibakt kognitiv gesehen? Der visuelle Typ wird das betreffende Wort zuerst lesen, dadurch entsteht vor dem inneren Auge ein Wortbild, das auf ein kurz danach gelesenes, ähnliches Wort visuell einwirkt und die Schreibung desselben beeinflusst, indem sich das frühere Wortbild über das spätere legt. Beim auditiven Typ wiederum wird durch das Lesen eine akustische Vorstellung, eine Art Wortklangbild wirksam, das innerlich nachhallt und ein späteres ähnlich klingendes Wort übertönt. All diese Vorgänge laufen im Unterbewusstsein ab und lassen sich kaum beeinflussen.²³³ Diese Perseverationstendenzen wirken sich in jedem Fall auf die Schreibung nachfolgender Wörter aus, egal ob ein visuelles oder akustisches Wortbild perseveriert wird. In diesem Fall war die Vorsilbe *ge-* im Wort *gewynnen* so dominant, dass sie das nachfolgende Verb *rynnen* überlagert und verfälscht hat.

231 Vgl. Stoll, Schreibfehler, S. 33.

232 Vgl. ebda, S. 88f.

233 Vgl. ebda, S. 106.

7.3.3. Die ‚berynnenden‘ Feigwarzen

Im hippiatrischen Teil des Münsingertextes stößt man gleich auf mehrere Fehlschreibungen und Phantomwörter, die Clara Hätzlerin kreiert hat. In der folgenden Passage geht es um die Behandlung von Feigwarzen, die in manchen Fällen recht groß werden und an denen mitunter auch Pferde laborieren können. Der gutartige Tumor wird als Geschwulst beschrieben, *die da ift als ain grön zeittig veyg* (Hs. D, pag. 108, Z. 16–17). Die Veterinärmedizin bezeichnet diese Hauterkrankung heute als *equines Sarkoid*, das im klinischen Bild als warzenartige Umfangsvermehrung auftritt.²³⁴ Münsinger schlug mehrere verschiedene Behandlungsmethoden vor:

D109a005 [...] / Darnach fol man machen
 D109a006 *ain küchlin von prunnenkreß der vaft grön*
 D109a007 *ift / vnd von ainer Rinden ains Nußpaums*
 D109a008 *Vnd die selben küchlen fol man gewermet*
 D109a009 *trucken vf die fygwartzten alflang bis der*
 D109a010 *hofer vnd die höche daran sich nyder setzt*
 D109a011 *vnd gleich wirt der gefunden hawt / Vnd*
 D109a012 *damit fol man den faulen flus wol laffen*
 D109a013 *von den fygwartzten flieffen vnd rynnen*
 D109a014 *Darnach fol man die fygwartzten füllen mit*
 D109a015 *puluer von vngelestem kalch oder von kreiden*
 D109a016 *damit man das berynnent (u14¹) macht das etzet*
 D109a017 *es (uS4b¹) hinweg / [...]*

Als erste Therapiemöglichkeit sollen (zerkleinerte) Brunnenkresse und Nussbaumrinde zu einem ‚Küchlein‘ gepresst auf die Warzen gelegt werden, sodass diese schrumpfen und die schlechten Flüssigkeiten abfließen können. Danach soll der noch verbliebene Rest der Hautwucherung mit ungelöschtem Kalk oder Kreide gefüllt werden, damit man *das berynnent macht*, wie Clara schreibt, und die Feigwarzen vollständig verschwinden. Nun stellt sich zunächst die Frage, worauf sich das Demonstrativpronomen *das* vor *berynnent* bezieht – auf die Feigwarzen, den ungelöschten Kalk oder die Kreide? Der ungelöschte Kalk könnte durch eine chemische Reaktion mit der feuchten Wunde eine Verätzung verursachen, was wohl zu brennenden Schmerzen führen würde. Hatte Clara bei dem Ausdruck *berynnent* daran gedacht?

234 Vgl. <<https://www.tierheilkundezentrum.de/pferdekrankheiten/das-equine-sarkoid/>> [2022-01-31].

Unter dem Lemma ‚berinnen‘ gibt es bei Lexer diesmal keinen Hinweis auf Claras Abschrift,²³⁵ das Wort wird mit ‚übrinnen‘ erklärt, was in diesem Kontext nicht so recht passen will. Im Schwäbischen Wörterbuch allerdings findet sich folgender Eintrag:

† **be-rinnen** st. : „gerinnen“. „Darnach sol man die Fygwartzen füllen mit Pulver von ungelestem Kalch oder von Kreiden, damit man das berynnent macht“
MYS. 66. — DF. 195.

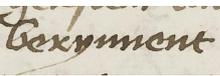
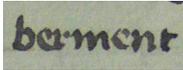
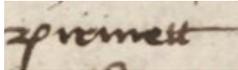
Abbildung 128: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, Tübingen: Laupp 1904, Sp. 876

Gewissenhaft listet das bekannte Nachschlagewerk Claras Wortkreation als Lemma, übersetzt es mit ‚gerinnen‘ und informiert darüber, dass es sich um ein nicht mehr gebräuchliches Wort handelt (worauf die Crux davor hinweisen soll).²³⁶ Doch auch mit dieser Übersetzung will sich kein rechter Sinn einstellen, es gilt also wieder die Parallelüberlieferung zu befragen, um die rätselhafte Textstelle entschlüsseln zu können. In Handschrift A wird folgende Version präsentiert:

A059r018 [...] Darnach
A059r019 fol man die figwarczen füllen mit pulver von vn
A059r020 gelestem kalg oder von kriden da mit man das
A059r021 **berment** macht / das etzet **fie** hin weg / [...]

Laut A handelt es sich bei dem fraglichen Wort um das Nomen ‚Pergament‘, das als Fremdwort in der mittelalterlichen Literatur in zahlreichen varianten Graphien überliefert ist, z. B. *bergamen*, *pergemen* und gekürzt als *berment*, *permunt* und *birmet*.²³⁷ Eine Kollationierung aller vorhandenen Handschriften des Münsingertextes ergibt folgendes Bild:

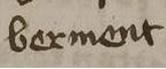
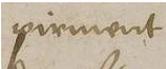
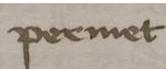
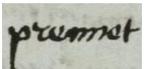
Tabelle 33: Überlieferungsvarianten von ‚berment‘

 Hs. D, pag. 109, Z. 16	 Hs. C, fol. 80v, Z. 16
 Hs. F, fol. 47v, Z. 13	 Hs. L, fol. 9r, Z. 20

235 Vgl. Lexer online, s. v. *berinnen*.

236 Vgl. Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, Tübingen: Laupp 1904, S. XIII.

237 Vgl. Lexer online, s. v. *pergamente*.

 Hs. A, fol. 59r, Z. 21	 Hs. B, fol. 85r, Z. 15
 Hs. J, fol. 11v, Z. 16	 Hs. K, fol. 11v, Z. 6

Zunächst scheint es so, als ob Clara als Einzige das Partizip Präsens eines zweifelhaften Verbs verwendet, denn in C und F liest man *berment*, L schreibt *pirmett* oder *pirinett*, B hat *pirmont*, während J *permet* anbietet. Doch auch K überliefert *prennet*, wohl ebenfalls in dem Sinn, dass die Feigwarzen mit dem Kalk ‚ausgebrannt‘ werden sollen.

Es ist bekannt, dass zur Pergamentherstellung Kalk und Kreide notwendig waren,²³⁸ dies spricht für die Richtigkeit der Lesart *berment*. Die Felle wurden zur Lockerung der Haare in Kalkmilch (= gelöschter Kalk) eingelegt,²³⁹ diesen Vorgang nennt man ‚Äschern‘. Nun ist aber in Handschrift A von *vn-gelestem kalg* die Rede, das heißt, dass bereits Claras Vorlage einen sachlichen Irrtum enthält. Gelöschter Kalk ist nicht mehr aggressiv, damit wäre seine Anwendung auch für die Behandlung bzw. Austrocknung von Feigwarzen weitaus plausibler als der ätzende ungelöschte Kalk.

Der fragliche Satz aus der oben erörterten Passage ist also als Relativsatz zu verstehen, dessen korrekte Übersetzung lautet: ‚der (un-)gelöschte Kalk, mit dem man das Pergament herstellt‘. Nun fügt sich auch das in Claras Version unpassende *das* wieder sinnvoll in den Satz ein, da der Bezug zum Pergament wiederhergestellt ist. Die Schreiberin hat in ihrer Vorlage wohl *berinent* gelesen und hält das Wort für ein Partizip Präsens von ‚brennen‘. Daher transponiert sie es in ihre eigene Graphie und schreibt *berynnet*, wodurch diese Sinnentstellung zustandegekommen ist.

238 Vgl. Schneider, Paläographie und Handschriftenkunde, S. 105.

239 Vgl. <https://www.kalligraphie.com/415-0-Pergament.html>.

7.3.4. Der ‚Ankel‘

Eine Seite später kreiert Clara bei der Beschreibung einer weiteren Methode zur Entfernung von Feigwarzen ein Phantomwort, das ebenfalls heute noch in den Nachschlagewerken zu finden ist:

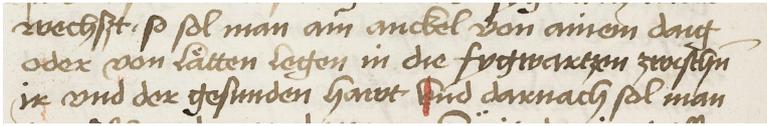


Abbildung 129: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 110, Z. 10–12

Und einige Zeilen weiter:

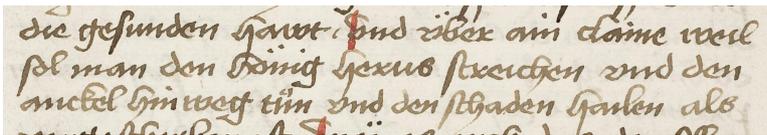


Abbildung 130: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 110, Z. 16–18

D110a010	[...] so sol man ain anckel (u14 ¹) von ainem daig
D110a011	oder von lätten legen in die feigwarzen zwischen
D110a012	ir vnd der gefunden hawt /
[...]	
D110a016	/ Vnd über ain claine weil
D110a017	sol man den hönig herus streichen vnd den
D110a018	anckel (u14 ¹) hinweg tün [...]

In der Version der Hätzlerin liest man die Empfehlung, einen *anckel* aus Teig oder Lehm zwischen die Feigwarze und die gesunde Haut zu legen. Danach sollte man die Geschwulst aufschneiden und Honig hineinstreichen, nach einiger Zeit wird der Honig wieder abgewischt und der *anckel* entfernt. Was ist und welche Rolle spielt dieser geheimnisvolle *anckel* bei der Behandlung der Hautkrankheit?

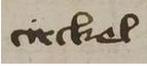
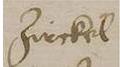
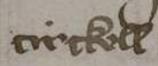
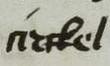
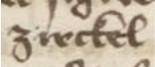
Schlägt man bei Lexer unter dem Stichwort *anckel* nach, so findet man zwei Einträge: Einerseits wird man auf das Lemma *anker* hingewiesen, womit nicht nur der (Schiffs-)Anker, sondern auch die metaphorische Verwendung desselben gemeint ist,²⁴⁰ andererseits begegnet man einmal mehr dem exakten Wortlaut der Hätzlerschen

240 Vgl. Lexer online, s. v. *anker*.

Abschrift des Münsingertextes.²⁴¹ Lexer wusste sich auf diesen Beleg wohl keinen Reim zu machen, denn er gibt keinerlei Übersetzungsvorschläge. Ist es denkbar, dass dieser *anckel* tatsächlich der Verankerung (Befestigung) des Lehms an der Haut diene?

Im Schwäbischen Wörterbuch wird folgendermaßen über den Sinn des Hätzlerschen *Ankels* spekuliert: „Muss ‚Pflaster‘ o. ä. bedeuten, muss also zu Anke II gehören, wozu auch das Genus stimmt.“²⁴² Unter dem Stichwort ‚Anke‘ findet sich ein männliches Nomen, das im schwäbischen Raum zur Bezeichnung für „Butter, Überrest, der beim Auslassen der Butter in der Pfanne bleibt, Speisefett“ verwendet wird.²⁴³ Dass Claras *anckel* eine Art Pflaster darstellt, scheint eine einigermaßen plausible Erklärung zu sein, der Zusammenhang mit dem Stichwort *Anke*, den die Autoren des Schwäbischen Wörterbuches einzig am Genus der beiden Wörter festzumachen versuchten, bleibt dennoch unbefriedigend. So müssen also wieder die Parallelüberlieferungen befragt werden, um diese Textstelle zu enträtseln:

Tabelle 34: Überlieferungsvarianten von ‚circkel‘

 Hs. D, pag. 110, Z. 10	 Hs. A, fol. 59v, Z. 21
 Hs. B, fol. 85v, Z. 19	 Hs. C, fol. 81v, Z. 4
 Hs. J, fol. 12v, Z. 6	 Hs. K, fol. 12r, Z. 17
 Hs. L, fol. 10r, Z. 3	

241 Vgl. ebda, s. v. *anckel*.

242 Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, 1904, Sp. 224.

243 Vgl. ebda.

Auffällig ist, dass sämtliche Vergleichshandschriften einhellig das Wort *circkel*, B und L mit z (*zirckel*) enthalten, dass also nur die Hätzlerin abweicht. Bei Lexer findet man unter dem Stichwort *zirkel* die Bedeutung ‚Kreis‘.²⁴⁴ Damit ergibt die Textstelle nun endlich Sinn: Man soll Teig oder Lehm kreisförmig um die Feigwarze legen (vermutlich um sie besser behandeln zu können und die gesunde Haut beim Aufschneiden der Geschwulst nicht zu verletzen) und diesen später wieder entfernen.

Betrachtet man die Schreibweise des Wortes in Handschrift A, stellt man fest, dass dieses zwar etwas undeutlich geschrieben ist, aber immerhin einen wichtigen Hinweis für die korrekte Lesart enthält: Schreiber A setzt hier ausnahmsweise einen i-Punkt, den hat Clara wohl übersehen hat, so könnte es zu einem Lesefehler gekommen sein. Ein Novum im Vergleich zu den bisher analysierten Textpassagen stellt aber die doppelte Verwendung des fehlerhaften Wortes dar. Clara schreibt in Zeile 10 den unbekanntem Begriff *anckel* und in Zeile 18 benutzt sie ihn noch einmal in exakt derselben Graphie. Selbst wenn das Wort zunächst schwer zu lesen war, hätte die Schreiberin doch einige Zeilen weiter unten erkennen können, dass sie sich verlesen hat. Sie muss also von der Richtigkeit ihrer Schreibweise überzeugt gewesen sein. Eine weitere Erklärung liefert die Sprachpsychologie: Wenn man ein schwer zu lesendes Wort einmal entziffert zu haben glaubt, stellt man es in der Regel nicht mehr in Frage, auch wenn man es erneut im Text vorfindet. Dies mag der Grund gewesen sein, warum die Professionistin an ihrer Fehlschreibung festgehalten hat.

7.3.5. Das ‚bettige‘ Pferd

Als letztes Beispiel in dieser Rubrik soll nun eine unkonventionelle Abhandlung über die Pferde-Anatomie analysiert werden. Ganz zu Beginn des hippiatrischen Teils im Münsingertext wird beschrieben, wie ein gutes Reitpferd physiognomisch beschaffen sein sollte:

244 Vgl. Lexer online, s. v. *zirkel*.

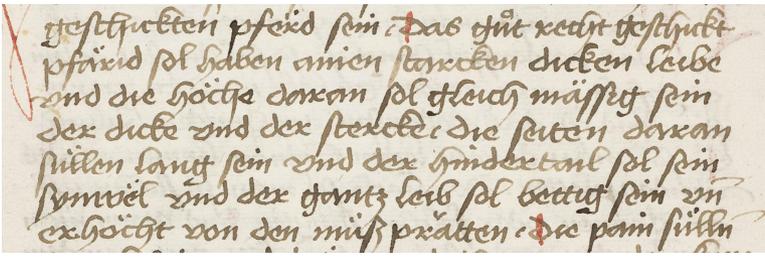


Abbildung 131: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 98, Z. 13–19

D098a013	[...]	/ Das güt recht geschickt
D098a014		pfärid fol haben ainen starcken dicken leibe
D098a015		vnd die höche daran fol gleichmäffig sein
D098a016		der dicke vnd der stercke / Die Seiten daran
D098a017		füllen lang sein vnd der hindertail fol sein
D098a018		fynwël vnd der gantz leib fol bettig (u141) sein vnd
D098a019		erhöcht von den müßprätten / [...]

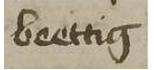
Für die Beizvogeljagd benötigte man nicht nur einen schnellen Jagdhund, sondern auch ein starkes, robustes Reitpferd. Dieses zeichnete sich idealerweise durch einen kräftigen, harmonischen Körperbau aus, mit einem runden Hinterteil und einem *bettig*[en] Leib mit gut ausgebildeten Muskeln. Das Adjektiv *bettig* lässt sich bei Lexer unter dem Stichwort *bettec* nachschlagen und – wie schon etliche Male zuvor – wird man auf die Hätzlersche Abschrift als einzige Belegstelle hingewiesen. Als Übersetzung wird die Beschreibung ‚bettartig‘ angeboten,²⁴⁵ was das Vorstellungsvermögen der Rezipient*innen in besonderer Weise herausfordert.

Als zweites Nachschlagewerk hat das Schwäbische Wörterbuch das kuriose Adjektiv aus dem Münsingertext übernommen, immerhin weist ein Kreuz vor dem Eintrag darauf hin, dass es nicht mehr gebräuchlich sei. Der Autor des Wörterbucheintrags zieht die Existenz des Begriffes mit der Frage: „Ist an die schwellende Form eines Bettes zu denken?“²⁴⁶ selbst in Zweifel. Um dem ungewöhnlichen Wort auf die Spur zu kommen, braucht es wiederum einen Textvergleich mit den anderen Überlieferungszeugen:

245 Vgl. Lexer online, s. v. *bettec*.

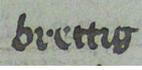
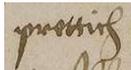
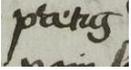
246 Vgl. Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, 1904, Sp. 970.

Tabelle 35: Überlieferungsvarianten von ‚bettig‘

 <p>Hs. D, pag. 98, Z. 18</p>	 <p>Hs. C, fol. 72r, Z. 4</p>	 <p>Hs. A, fol. 52v, Z. 13</p>
--	--	---

Während Clara *bettig* mit kurzem Vokal schreibt, versuchen Schreiber C und A mit *ee* eine Modifizierung der Qualität des Stammvokals auszudrücken. Weitere Überlieferungsträger liefern folgende Varianten:

Tabelle 36: Weitere Überlieferungsvarianten von ‚bettig‘

 <p>Hs. F, fol. 42v, Z. 10</p>	 <p>Hs. B, fol. 77v, Z. 6</p>
 <p>Hs. K, fol. 1v, Z. 17</p>	 <p>Hs. H, fol. 60v, Z. 3–4</p>

Die Schreiber von F und B beschreiben den Pferdeleib als *brettig* bzw. *prettich*, K wartet mit der Variante *pretig* auf. Unter dem Lemma *bröttig* findet man im Schweizerischen Idiotikon einen Eintrag: Das Adjektiv wird hier mit *steif, hart wie ein Brett* übersetzt, wobei man sich eventuell vorstellen kann, dass ein strammer Pferdeleib den Erwartungen an ein ideales Reitpferd entsprochen haben könnte.²⁴⁷ Doch Handschrift H liefert eine weitere Version, hier wird der Pferdeleib als *bereittig* beschrieben.

Bei Lexer findet man nur einen Eintrag für *bereitecliche*, was mit „schnell und leicht, ohne Beschwerde“ übersetzt wird.²⁴⁸ Auch diese Variante ist nicht befriedigend. Beim Lemma *bereite* bekommt man den Hinweis, dass dieses Adjektiv mit der Bedeutung ‚bereitwillig, dienstfertig‘ verwendet wird.²⁴⁹ Mag der Schreiber dabei an die Bereitwilligkeit und Gutmütigkeit des Pferdes gedacht haben, dann wäre dies eher eine Beschreibung seiner Wesensart als seiner Physiognomie. Zwei Textzeugen gilt es noch zu befragen: In Handschrift J liest man *pretig* mit einem wellenförmigen Zeichen über dem

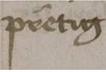
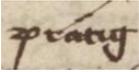
247 Vgl. Schweizerisches Idiotikon online, s. v. *bröttig*.

248 Vgl. Lexer online, s. v. *bereitecliche*.

249 Vgl. ebda, s. v. *bereite*.

Stammvokal, bei dem es sich wohl um ein Dehnungs- oder Verdoppelungszeichen handelt bzw. irgendeine Modifizierung der Qualität des Stammvokals ausgedrückt werden sollte. Handschrift L, die am weitesten von ihrem Entstehungsort entfernt aufbewahrt wird und als Digitalisat der Universität Wrocław/Breslau online eingesehen werden kann, wartet endlich mit der Version *prätig* auf:

Tabelle 37: Weitere Überlieferungsvarianten von ‚bettig‘

 <p data-bbox="174 571 331 595">Hs. J, fol. 2r, Z. 20</p>	 <p data-bbox="554 571 716 595">Hs. L, fol. 1r, Z. 22</p>
--	--

Dies scheint der entscheidende Hinweis auf den von Heinrich Münsinger gemeinten Begriff zu sein. Das Schweizerische Idiotikon kennt das Wort *brätig* als Bezeichnung für rotes, reifes Fleisch,²⁵⁰ und im Frühneuhochdeutschen Wörterbuch stößt man schließlich auf den Eintrag *brätig* mit der Übersetzung ‚fettig, speckig‘²⁵¹ und wird auf das Schwäbische Wörterbuch verwiesen, das das Adjektiv mit ‚fleischig, gut genährt‘ übersetzt.²⁵² Diese Lesart scheint nach langer Suche die plausibelste zu sein: Das Pferd soll einen fleischigen, also muskulösen Körper haben.

Die Variationsbreite dieser Textstelle lässt schon erahnen, mit welchen Schwierigkeiten die Abschreiber*innen des jagdkundlichen Fachtextes konfrontiert waren. Fast jede Handschrift wartet mit einer anderen Schreibweise auf, jede/r Schreiber/in bediente sich individueller Strategien im Umgang mit unleserlichen oder unbekanntenen Wörtern, so auch die Hätzlerin. Ihr mag das Wort *bettig* als das passendste und logischste erschienen sein, darum wählte sie diese Variante, die sich durch die Einträge in den diversen Nachschlagewerken letztendlich als sehr nachhaltig erwiesen hat.

250 Vgl. Schweizerisches Idiotikon, s. v. *brätig*.

251 Vgl. FWB online, s. v. *brätig*.

252 Vgl. Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 1, 1904, Sp. 1860.

7.4. Weitere sinnentstellte Textpassagen

Der letzte Abschnitt dieser exemplarischen Erhebung verderbter Textstellen in Münsingers *Falkenbuch* soll sich nun kuriosen Sitzgelegenheiten und stacheligen Heilmitteln widmen, die ebenfalls allesamt auf Missverständnissen der Clara Hätzlerin beruhen und als Unikate einzig in ihrer Abschrift vorhanden sind.

7.4.1. Der Habicht auf der ‚Felchen- oder Galgenstange‘

Im Kapitel, das sich mit der Abrichtung des jungen Habichts für die Beizjagd beschäftigt, findet man ein Wort, das anscheinend auf ein simples Schreibversehen zurückzuführen ist, dessen Richtigstellung sich aber als weitaus komplexer herausstellt.

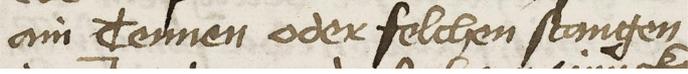
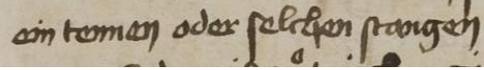
- D097a013 [...] / vnd die wie
 D097a014 *das vederfpil jung ift fo fol die stat dahin*
 D097a015 *es gefelt wirt (bV2) weder zu kalt noch zu warm*
 D097a016 *fein / Vnd ift das vederfpil ain junger habich*
 D097a017 *So fol man darein legen Saluay bymenten oder*
 D097a018 *weiden pletter / Darnach fol man jn stellen uff*
 D097a019 *ain Temen oder felchen ftangen (uS4a¹) [...]*

Der Habicht soll an einen Ort gesetzt werden, der weder zu kalt noch zu warm ist, und wenn es sich noch um ein junges Tier handelt, soll man Salbei, Gewürz²⁵³ oder Weidenblätter dorthin legen. Danach wird empfohlen, ihn auf eine Tannen- oder *felchen ftangen* zu setzen. Auch wenn Lexer diese *felchen ftange* unverdrossen unter dem Lemma *velhîn* als Hätzlerschen Neologismus in sein Mittelhochdeutsches Wörterbuch aufgenommen hat,²⁵⁴ erweist sich das Wort durch einen vergleichenden Blick in Handschrift A schnell als typischer Schreibfehler, bei dem erneut *f* mit *f* verwechselt wurde. Doch auch die *felchen ftangen* ist im Kontext nicht sinnvoll, daher sollen wieder die Parallelüberlieferungen als Vergleich herangezogen werden:

253 *biment* von lat. *pigmentum* ist eine allgemeine Bezeichnung für kostbare Gewürze, vgl. Lexer online, s. v. *pigmente*.

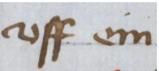
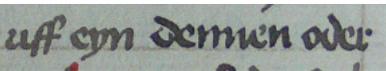
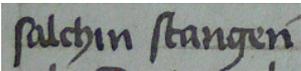
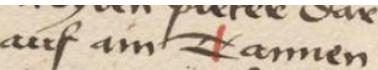
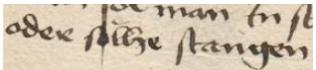
254 Vgl. Lexer online, s. v. *velhin*.

Tabelle 38: Überlieferungsvarianten von ‚Felchenstange‘

  <p>Hs. D, pag. 97, Z. 18-19</p>
  <p>Hs. A, fol. 52r, Z. 8-9</p>
  <p>Hs. C, fol. 69v, Z. 24-25</p>

Betrachtet man zunächst die Handschriften der x^1 -Gruppe, so hat A, wie bereits erwähnt, *ein tennen oder felchen stangen*, während man den Habicht bei C *vff ain tennin stangen oder vff ain selhin* setzen soll. Diese Texte tradieren annähernd denselben Inhalt, deshalb müssen auch die Abschriften der x^2 -Linie hinzugezogen werden:

Tabelle 39: Weitere Überlieferungsvarianten von ‚Felchenstange‘

  <p>Hs. E, fol. 102v, Z. 17-18</p>
  <p>Majuskel G, fol. 2v, Z. 4, und Majuskel S, fol. 1r, Z. 15</p>
  <p>Hs. F, fol. 41v, Z. 23-24</p>
  <p>Hs. H, fol. 59r, Z. 24-25</p>



Hs. B, fol. 58v, Z. 7–8

E wartet mit einer ganz neuen Variante auf und schreibt *vff ein dennen oder Galgen stangen* (man beachte die zur Bestätigung dieser Lesart beigegebenen Repräsentanten für Majuskel G und S). Der Begriff ‚Galgenstange‘ ist nur im Pfälzischen Wörterbuch verzeichnet und wird dort als Verbindungsstück zwischen den Führungsstangen des Vorderpfluges erklärt.²⁵⁵ F hat *uff ayn dennen oder falchin stangen*, während H *auf ein Tannen oder fölhe stangen* schreibt. Schließlich liest man bei B *vff ein Thannen oder falch stangen* und immer noch scheint es keine Erklärung für das rätselhafte Wort zu geben.

Fündig wird man schließlich im Wörterbuchnetz, wo man unter dem Lemma *selhîn* einen Eintrag finden, der das Holz der Salweide bezeichnet.²⁵⁶ Dieser Fund legt nahe, dass in Münsingers Original *uff ein tennîn*²⁵⁷ oder *selhîn stangen* gestanden sein muss, womit die notwendige grammatische und semantische Beziehung zwischen den einzelnen Elementen hergestellt ist. Der Habicht soll auf einer Stange aus Tannen- oder Weidenholz sitzen, das Suffix *-în* ist im Mittelhochdeutschen charakteristisch für Stoffadjektive. Freilich lässt sich aus heutiger Sicht nicht mehr abschätzen, inwieweit der Begriff *selhîn* zum verbindlichen Wissensstand des 15. Jahrhunderts gehört hatte. Die Fehlschreibungen *felchen/felchen* und *galgen stangen* lassen eher den Schluss zu, dass zwar Tannenholz bekannt war, aber die *felhîn stangen* einem Fachwortschatz zugeordnet war, der nicht jedem Schreiber und jeder Schreiberin vertraut war.

Stoll konnte in seinen Untersuchungen zu Abschreibfehlern nachweisen, dass statt des ursprünglichen Wortes aus der Vorlage häufig falsche Wörter verwendet werden, die hochfrequent sind, das heißt, dass sie der abschreibenden Person geläufiger sind.²⁵⁸ So konnte sich der Schreiber von E unter einer Galgenstange wohl eher etwas vorstellen als unter der rätselhaften *felhîn stange*. Timpanaro

255 Vgl. Pfälzisches Wörterbuch online, s. v. *galgenstange*.

256 Vgl. Lexer online, s. v. *selhin*.

257 Vgl. ebda, s. v. *tennin*.

258 Vgl. Stoll, *Schreibfehler*, S. 22.

bezeichnet diesen Vorgang als ‚banalization‘ und beschreibt ihn wie folgt:

Forms which have a more archaic, more high-flown, more unusual stylistic expression, and which are therefore more removed from the cultural-linguistic heritage of the person who is transcribing or reciting, tend to be replaced by forms in more common use.²⁵⁹

7.4.2. Die Haut des rauhen ‚Igels‘

In der letzten sinnentstellten Passage dieser Rubrik geht es um eine ungewöhnliche Zutat für ein Heilmittel gegen eine Wurmerkrankung des Falken. Gleichzeitig lässt sich an dieser Textstelle sehr gut belegen, wie es gelegentlich, wenn die Aufmerksamkeit nachlässt, zu einer Akkumulation von Fehlern kommt, denn es handelt sich hier um eine der fehlerhaftesten Passagen in der gesamten Abschrift der Hätzlerin:

D054a016 [...] / Vnd an dem vierden (bR1z) iij (dritten) (bR2z) tag
 D054a017 tût es not das die wûrm ye nit sterben mügen (bM2z)
 D054a018 vnd wöllen jn nit verlassen fo fol man nehmen
 D054a019 von der hawt ains rauchen ygels (u141) vnd die fol
 D054a020 man pennen zu puluer vff kolen vnd das
 D054a021 puluer fol man verpennen (bR1z) vermischen mit
 D054a022 abfchaben von helffenpain vnd mit sparndräck
 D054a023 vnd die stuck gepuluert vnd also zufamen
 D054a024 gemifchet fol man dem valcken geben mit
 D054a025 warmem flaiſch / Vnd an dem vierden tage
 D054a026 tût es not das die wûrm ye nit sterben mügen
 D054a027 vnd wöllen / So mag man jm geben vil von
 D054a028 eyfen / vnd die ratten²⁶⁰ die in dem korn wachfen
 D054a029 zufamen gepuluert vf warmem flaiſch etc.

Es fällt auf, dass innerhalb von sechs Zeilen zwei Streichungen vorgenommen wurden, was für die Hätzlerin äußerst ungewöhnlich ist, da die gesamte 155-seitige Abschrift insgesamt nur sechs Streichungen aufweist. Notwendig wurden diese Revisionshandlungen durch einen größeren Zeilensprung, der Clara als erstes Schreibversehen unterlaufen ist. Mit einem Blick auf die Vergleichshandschrift A kann man erkennen, dass das Auge der Schreiberin durch das Schlüsselwort *wûrm* (Hs. A, fol. 28v, Z. 14) in Verbindung

259 Timpanaro, Freudian Slip, S. 30.

260 Kornrade, vgl. Lexer online, s. v. *rate*.

mit der Anzahl der Tage, an denen der Falke bereits am Parasitenbefall laboriert, abgelenkt wurde.

- A028v013 [...] Vnd an dem dritten
 A028v014 tag wollent Ine die wurm nit verlaßen / fo fol
 A028v015 man nemmen von der hüt eins rochen fligen Vnd
 A028v016 die fol man brennen zů puluer uff kolen Vnd das
 A028v017 puluer fol man vermischen mit abschaben von helf
 A028v018 fen bein vnd mit sparn dreck Vnd die stuck gepul-
 A028v019 uert vnd also zů famen gemischet fol man dem falck-
 A028v020 en geben mit warmem fleisch Vnd an dem vierden
 A028v021 tag tüt es not das die würm ye nit sterben mogent
 A028v022 vnd wollent / So mag man jm geben fil von jfen
 A028v023 Vnd die Raden die in dem korn wachsen zůfamen
 A028v024 gepuluert uff warmem fleisch etc.

Claras Auge ist zur weiter unten (Hs. A, fol. 28v, Z. 20–21) liegenden Stelle abgeirrt und sie hat bereits begonnen, diese Passage abzuschreiben. Als sie ihr Versehen bemerkt, streicht sie *vierden* und ersetzt es durch *dritten*, nimmt also eine bewusste Revisionshandlung vor. Da die Passage *tüt es not das die würm ye nit sterben mügen vnd wöllen* annähernd gleichlautend ist wie *wollent Ine die wurm nit verlaßen*, belässt Clara diesen Satz, wie er ist. Das entspricht ihrer Tendenz, großflächige Streichungen zu vermeiden, wie schon in der gesamten Abschrift als ein Hätzlersches Charakteristikum beobachtet werden konnte.

In Zeile 21 schleicht sich dann neuerlich ein Schreibversehen ein, diesmal scheint ihr Blick nach oben gerutscht zu sein, denn anstelle von *vermischen* kopiert Clara nun *ver-brennen*, wobei sie irrtümlich das eine Zeile höher stehende *brennen* ins Auge gefasst hatte. Wieder bemerkt sie ihren Irrtum schnell, streicht das falsche Wort und fährt mit dem richtigen fort. Die Schreiberin muss zu diesem Zeitpunkt äußerst unkonzentriert gewesen sein, diesen Rückschluss kann man aus der ungewöhnlichen Fehleranhäufung in dieser Passage ziehen.

Mitten in all diesen Zeilensprüngen und Revisionshandlungen kommt es dann auch noch zu folgender rätselhaften Fehlschreibung, die es nun zu entschlüsseln gilt: Als eine der Zutaten für das Wurmpulver *fol man nemen von der hawt ains rauchen ygels*, heißt es bei Clara. Das Adjektiv *rauh* beschreibt Grimm als ‚dichte und abstehende Behaarung bei Menschen und Tieren‘,²⁶¹ es bedeutet

261 Vgl. DWB online, s. v. *rauh*.

aber auch ‚struppig, pelzig‘, z. B. bezogen auf den Igel.²⁶² Eine ‚stachelige Igelhaut‘ als Heilmittel sollte hellhörig machen, weil Substanzen vom Igel sich gemäß mittelalterlicher Heilkunde weder als Nahrung noch als Arznei eigneten. So schreibt Eis, dass Igel in der Küche nur den Armen und Zigeunern vorbehalten waren, denn in der Groß-Schützensener-Gesundheitslehre heißt es von den Igeln explizit: *Von den ist nit zu schreiben, wann sie nit yn unsere speyse kommen.*²⁶³



Abbildung 132: Stuttgart, Landesbibl., Cod. HB XI 51, pag. 54, Z. 19

Bei Schreiber A steht als Zutat für das Heilmittel die *hüt eins rochen fligen* (fol. 28v, Z. 15), was laut Lexer mit ‚Haut einer rohen Schleié‘ zu übersetzen ist.²⁶⁴ Um sicherzugehen, muss die Textstelle auch noch mit den anderen Überlieferungszeugen verglichen werden:

Tabelle 40: Überlieferungsvarianten zum ‚rauchen ygel‘

Hs. C, fol. 39v, Z. 18
Hs. A, fol. 28v, Z. 15
Hs. E, fol. 58r, Z. 17–18
Hs. B, fol. 29r, Z. 21–22
Hs. H, fol. 33v, Z. 4–5

262 Vgl. ebda unter Punkt II, 1b.

263 Vgl. Eis, Fachprosa, S. 84.

264 Vgl. Lexer online, s. v. *slie*.

Hs. F, fol. 22v, Z. 19–20

C und E haben *hut eins rouhen flügen* bzw. *hut eyns rohen flügen*, während B *von der haüt eins Rohen schlügen* schreibt. Lexer kennt diesen Begriff als ‚Schlange‘,²⁶⁵ somit würde es sich hier um eine Schlangenhaut handeln. In der Wiener Handschrift H liest man die Version *hawt ains Rawhen schleins*. F liefert schließlich mit *von der hut eyns rochen slichen* eine weitere Variante. Unter dem Lemma *slîche* bekommt man den Hinweis auf die Blindschleiche.²⁶⁶

Welches der drei Tiere sollte zu einem Arzneimittel verarbeitet werden? Der Igel ist im Lichte der gesamten übrigen Überlieferung als offensichtlicher Schreibfehler auszuschließen, aber trotzdem hochinteressant: Wie ist die Hätzlerin auf diese Version gekommen? Die Wörter *igels* und *slige* beinhalten exakt dieselben Buchstaben, nur in einer anderen Reihenfolge – ähnlich einem Anagramm. Mit Stoll kann man jedenfalls wieder festhalten, dass zwischen dem ersetzten Wort und der Substitution eine gewisse Klangähnlichkeit besteht. Es ist wohl der oben erwähnten Unkonzentriertheit der Schreiberin zum Zeitpunkt der Niederschrift zuzuschreiben, dass dieser Leseirrtum unbemerkt geblieben ist.

Was nun den realienkundlichen Hintergrund dieser Arzneizubereitung betrifft, sei Folgendes zur Aufklärung beigebracht: Heute weiß man zwar, dass es sich bei der Blindschleiche um eine Echse handelt, jedoch hielt man sie im Mittelalter für eine Schlange, weil sie sich auf dieselbe Weise fortbewegt.²⁶⁷ Aus den diversen Körperteilen von Schlangen wurden schon seit der Antike Heilmittel gewonnen. So berichtet etwa Dioskurides über in Wein gekochte Schlangenhaut als Arznei gegen Ohren- und Zahnschmerzen.²⁶⁸ Da sich die Schlange im Laufe ihres Lebens mehrmals häutet, galt sie schon immer als Symbol der Unsterblichkeit und der ewigen

265 Vgl. ebda, s. v. *sluch*.

266 Vgl. ebda, s. v. *slîche*.

267 Auch Carl von Linné gab ihr den wissenschaftlichen Namen *anguis fragilis*, weshalb die Blindschleiche heute noch oft für eine Schlangenart gehalten wird. Vgl. Wikipedia <<https://de.wikipedia.org/wiki/Blindschleiche>> [2022-01-31].

268 Vgl. <<https://www.pharmawiki.ch/wiki/documents/Dioskurides.pdf>> [2022-01-31].

Jugend. Im Mittelalter kam eine breite Palette an Zubereitungsarten von Schlangenfleisch als Heilmittel zum Einsatz, unter anderem war es ein wichtiger Bestandteil von Theriak, dem mittelalterlichen Universalheilmittel.²⁶⁹

Die Schleie wiederum, deren Name sich vom indogermanischen Wort *slei* für ‚schleimig, glitschig‘ ableitet, gilt als Wunderheilerin im Reich der Fische, die Briten bezeichnen sie deshalb auch als *doctor fish*.²⁷⁰ Kranke und verwundete Fische sollen allein durch die Berührung der Schleie wieder gesund werden. Der Hautschleim dieses Fisches wurde im Mittelalter auch als Heilmittel bei Menschen eingesetzt, er galt als schmerzlindernd und wundheilungsfördernd.²⁷¹

Da die korrekte Lesart also nach der Kollationierung mit der gesamten Überlieferung auch auf der Sachebene nicht mit Sicherheit bestimmt werden kann, weil zwei Deutungsmöglichkeiten gleichermaßen plausibel erscheinen, muss als letzte Instanz das lateinische Original von Albertus Magnus herangezogen werden. Dort liest man von der Haut des Fisches *quae tinca vocatur*.²⁷² *Tinca* lautet der wissenschaftliche Name der Schleie und Albertus ergänzt auch noch den volkssprachlichen Namen: *quem Germani sligin vocant*.²⁷³ Damit konnte der Beweis erbracht werden, dass die Lesart *sligen*, die in der Mehrheit der Textzeugen vorzufinden ist, die richtige ist.

269 Vgl. <https://www.mittelalter-lexikon.de/wiki/Tiere_und_Aberglauben> [2022-01-31].

270 Vgl. <<https://de.wikipedia.org/wiki/Schleie>> [2022-01-31].

271 Vgl. <<https://www.angel-wissen.de/die-schleie-einzigartiger-grundfisch-im-portrait/>> [2022-01-31].

272 Albertus Magnus, *De animalibus*, S. 1479.

273 Ebda.

8. Das Kompetenzprofil der Schreiberin Clara Hätzlerin

Wissenschaft: Es ist nicht ihr Ziel, der unendlichen Weisheit eine Tür zu öffnen, sondern eine Grenze zu setzen dem unendlichen Irrtum.

(Bertolt Brecht)

Basierend auf den biographischen Recherchen zur historischen Person der Clara Hätzlerin und auf der Auswertung ihrer Textabweichungen und Revisionshandlungen in ihrer Überlieferung von Münsingers *Falkenbuch* soll abschließend versucht werden, ein individuelles Kompetenz- bzw. Leistungsprofil der Lohnschreiberin mit all ihren Stärken und Schwächen zu erstellen. Besonderes Augenmerk gilt dabei ihrer Persönlichkeit, ihrer Arbeitsweise und ihrem Berufsethos als Schreiberin sowie ihren charakteristischen Schreibgewohnheiten. Dazu sollen die in Kapitel 4.1 erörterten Anforderungen an eine spätmittelalterliche Lohnschreiberin mit Claras Fertigkeiten, die sich im Zuge der Analyse ihrer Abschrift herauskristallisiert haben, abgeglichen werden.

Clara Hätzlerin war als Berufsschreiberin in Augsburg etabliert und anerkannt, davon zeugen ihre zahlreichen erhaltenen Arbeiten, die ein breites Spektrum an Fachbereichen aus der Gebrauchsliteratur abdecken, von juristischen Texten wie dem *Schwabenspiegel* über Heiligenlegenden bis hin zu jagdkundlichen Werken wie Münsingers *Falkenbuch*, und mit dem sog. *Liederbuch* auch den Bereich der poetischen Literatur einschließen. Ihre Auftraggeber rekrutierten sich – soweit sie heute noch ermittelt werden können – aus dem gehobenen Augsburger Bürgertum, Claras Verbindungen reichten vom Zunftmeister der Kürschner bis zum einflussreichsten Kaufmannsgeschlecht der Stadt, den Fuggern. Es kann also davon ausgegangen werden, dass die Berufsschreiberin in Augsburg einen guten Ruf als Schreiberin genoss.

Clara Hätzlerin hat ausnahmslos alle von ihr kopierten Texte, die auf uns gekommen sind, mit einer Signatur versehen und macht mit ihrer eigenhändigen Unterschrift sehr nachdrücklich auf ihre Leistung aufmerksam, was Schneider als ein Zeichen für das wachsende Selbstbewusstsein von Laienschreiber*innen im Spätmittelalter erkennt.¹ Im Münsingertext, der im Fokus dieser Untersuchung steht, findet man dieses individuelle Markenzeichen einer von der

1 Vgl. Schneider, Paläographie und Handschriftenkunde, S. 144.

Qualität ihrer Arbeit überzeugten Schreiberin auf pag. 155 (vgl. Tab. 2). Durch diese Eigenheit sticht Clara Hätzlerin nicht nur aus der Masse der auch im Spätmittelalter oft immer noch namenlosen Kopist*innen heraus, sie liefert damit zugleich einen Hinweis auf ihre Persönlichkeit, denn „nicht die kleinen, unbedeutenden Abschreiber, sondern nur die Vorsteher oder Besitzer eines Betriebs treten aus der Anonymität heraus“,² meint Brinker-von der Heyde und nennt Clara in einem Atemzug mit Diebold Lauber, der im Elsass eine der bekanntesten und produktivsten Schreibwerkstätten des 15. Jahrhunderts betrieb. Diese Maßnahme mag durchaus als eine frühe Marketingstrategie gesehen werden, die ihr vielleicht weitere Schreibaufträge eingebracht hat, wenn das Buch vom Besitzer an weitere Rezipient*innen ausgeliehen wurde. So verstand die Berufsschreiberin als erfolgreiche Unternehmerin in der männlich dominierten Welt des Spätmittelalters auf ihre Dienste aufmerksam zu machen.

Auffallend an Claras Signatur ist die Schreibweise, die bereits die individuellen Merkmale einer eigenhändigen Unterschrift trägt, wie wir sie heute kennen. Clara verwendet als Schreibschrift vorzugsweise die Schleifenbastarda, sie versieht also die Oberlängen von *b*, *l* und *k* nahezu immer mit durchgezogenen Schleifen, nur im Anlaut erscheint das *l* meist schleifenlos. In ihrer Unterschrift führt sie jedoch die Minuskel *l* sowohl in ihrem Vor- als auch im Nachnamen im Wortinneren schleifenlos und mit deutlich gebrochenem Schaftfuß aus. Diese Schreibweise ist im Grunde in allen ihren Handschriften identisch (vgl. Tab. 2).

In diesem abschließenden Kapitel sollen nun die Qualitäten, aber auch die Schwächen der professionellen Schreiberin zusammenfassend reflektiert und bewertet werden. Der minutiöse Vergleich zwischen den beiden Abschriften A und D in Kapitel 6 der vorliegenden Arbeit konnte bestätigen, dass sich die Arbeit der Clara Hätzlerin durch größte Sorgfalt auszeichnet – dieses Qualitätsmerkmal kann ihr ohne Einschränkungen zuerkannt werden. Ihre Abschrift des *Falkenbuches* ist nicht nur auf den ersten Blick, sondern auch bei genauerer Untersuchung als sehr gewissenhafte, professionelle Arbeit zu bezeichnen. Die akkurate und regelmäßige Schrift sowie das saubere, optisch einwandfreie Erscheinungsbild ihrer Abschrift zählen zu Claras Markenzeichen. Die Hätzlerin scheint auch sehr konzentriert gearbeitet zu haben, denn sowohl

2 Brinker-von der Heyde, Literarische Welt des Mittelalters, S. 45.

Buchstabendreher als auch Ditto- und Haplographien kommen bei ihr äußerst selten vor.

Clara war zweifellos eine sehr routinierte Schreiberin, das lassen ihre schwungvollen und dennoch gleichmäßigen Schriftzüge erkennen. Sie scheint bei ihren Kopieraufträgen – trotz ihrer grundsätzlich sehr sorgfältigen und auf Ästhetik bedachten Arbeitsweise – mit hohem Tempo gearbeitet zu haben, das könnte man aus einer ihrer Schwächen, der Neigung zu Zeilensprüngen, ableiten. Wie in Kapitel 6.3.1.1 nachgewiesen werden konnte, unterliefen ihr solche Lapsus relativ häufig. Das lässt sich schreibpsychologisch so erklären, dass die Berufsschreiberin wohl jeweils größere Texteinheiten von der Vorlage abgelesen und dann aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hat. Diese Vorgehensweise begünstigt ein Abirren des Auges beim neuerlichen Blick auf die Vorlage.

Wenn ihr einmal eine Verschreibung unterlaufen ist, hat die Hätzlerin ihr Versehen vielfach unmittelbar selbst bemerkt und noch während des Schreibakts korrigierend eingegriffen, was im Fall kleinerer Versehen oft recht unauffällig möglich war. Die statistische Auswertung ihrer Auto-Revisionshandlungen hat ergeben, dass der Schreiberin ein makelloser Text wichtig war. Stellt man Claras Korrekturverhalten demjenigen von Schreiber A gegenüber, so ergibt sich folgender Befund: Während Handschrift A zahlreiche Streichungen aufweist – der Schreiber tilgt auf 170 Seiten 132 fehlerhafte Passagen ohne Rücksicht auf das Erscheinungsbild deutlich sichtbar – greift die Hätzlerin nur an sechs Stellen zu dieser verbreiteten Korrekturmethode.³ Wo ein minimalinvasiver Eingriff nicht reicht, markiert sie die betreffende Zeile durch einen Korrekturpunkt und repariert die Textstelle nachträglich mittels Rasur. An insgesamt 51 Stellen bemüht sie sich ihre Schreibversehen auf diese Weise ‚unsichtbar‘ werden zu lassen, und erweist sich damit als gewissenhafte und zugleich ästhetisch anspruchsvolle Schreiberin, die ihren Auftraggebern ein optisch perfektes Produkt liefern möchte.

Als aufwändiger erwies sich die Reparatur von Schreibversehen, wenn es sich um Zeilensprünge handelte, die sie ebenfalls oft gerade noch rechtzeitig erkannte, um noch während des Schreibprozesses einschreiten zu können: Solche Fälle erforderten besonders kreative Lösungen, um den Fehler zu beheben, ohne das Schriftbild zu beeinträchtigen. Bei dieser Art von Reparatur-

3 Vgl. Schneider, Paläographie und Handschriftenkunde, S. 149.

handlungen greift Clara zu einer für sie charakteristischen Strategie, doch durch die dazu nötigen Textumstellungen und Formulierungsmodifikationen sind inhaltliche Abänderungen praktisch unvermeidlich: Sie muss ganze Sätze grammatikalisch umbauen, ersetzt einzelne Wörter durch andere und muss die entstandenen Bruchstellen durch zusätzliche Wörter ‚kitten‘. Derart gravierende Textmodifizierungen, wie sie Clara vorgenommen hat, sind in keiner anderen Abschrift von Münsingers *Falkenbuch* anzutreffen.

Als durchaus ambivalente Eigenschaften von mittelalterlichen Schreiber*innen wurden in Kap. 4.1 Intelligenz, Individualität und Selbstständigkeit vorgestellt. In welchem Maß äußern sich bei Clara aufgrund der Analyse ihrer Schreibprodukte diese Eigenschaften und wie wirken sie sich auf ihre Schreibleistung aus? Ihre Vorgehensweise bei offensichtlichen oder vermeintlichen Fehlern in ihrer Vorlage, die in Kapitel 6.3.3 analysiert wurde, lässt jedenfalls darauf schließen, dass sie eine stets aufmerksame und mitdenkende Kopistin war. Fürsorglich wie eine Korrektorin ist sie um einen fehlerfreien und zugleich verständlichen Text bemüht, was in mittelalterlichen Skriptorien üblich war und grundsätzlich als Qualitätsmerkmal einer Schreiberin gilt – sie sollte sich allerdings ihrer individuellen Grenzen bewusst sein.

Clara muss relativ oft in den Text eingreifen, um offensichtliche Fehler der Vorlage auszumerzen. Die leicht legasthenischen Tendenzen, die beim Schreiber der Handschrift A nach Auswertung seiner typischen Schreibversehen diagnostiziert wurden, forderten diese textkritischen Interventionen der Hätzlerin regelrecht heraus, denn es wäre gewiss nicht im Sinne ihres Auftraggebers gewesen, die zahlreichen Buchstabendreher, Doppelschreibungen und ausgelassenen Buchstaben mechanisch in ihre Abschrift zu übernehmen. Bei vermeintlichen Fehlern der Vorlage agiert die Hätzlerin allerdings oft recht eigenmächtig, denn wenn ihr der ursprüngliche Wortlaut nicht sinnvoll erscheint, tauscht sie Begriffe durch Ersatzwörter aus oder fügt erläuternde Zusätze ein. Indem sie den Wortlaut der Vorlage kritisch hinterfragt, nimmt sie zwar im Grunde die Haltung einer gewissenhaften Editorin ein, fügt dabei jedoch mangels Sachkenntnis dem Text gelegentlich mehr Schaden als Nutzen zu. Die Verständlichkeit des Textes scheint ihr jedoch ein besonderes Anliegen gewesen zu sein, wobei sie offenbar ihr eigenes Verständnis zum Maßstab erhebt. Im Bemühen um Resemantisierung ihr unbekannter Begriffe schöpft sie neue Wörter und konstruiert sich so ihren eigenen Textsinn. Damit überschreitet sie ihre Kompetenz auf dem Gebiet des Sachtextes eindeutig.

Während ihre Berufskolleg*innen sich zumeist sehr eng an die Vorlage halten, weicht Clara also mitunter vom Ausgangstext erheblich ab. Nicht selten steht sie mit einer speziellen Formulierung gegen die gesamte übrige Überlieferung. Es liegt auf der Hand, dass solche Texteingriffe nicht in ihrem Kopierauftrag inkludiert gewesen sein können. Denn gerade im Bereich der Gebrauchsliteratur ist eher anzunehmen, dass ihre Kunden eine inhaltlich mit der Vorlage übereinstimmende Fassung des Textes erwarteten.

Als Tochter eines Briefschreibers und Schwester eines öffentlichen Notars ist Clara gewissermaßen mit der Schreiberei aufgewachsen und hat zweifellos einen gründlichen Schreibunterricht genossen. Wie weit die Schreiberin mit den Wissensgebieten der von ihr kopierten Schriften vertraut war, müsste für jede ihrer Überlieferungen getrennt geprüft werden – die Falknerei und Tiermedizin scheinen jedenfalls nicht zu ihrem persönlichen Erfahrungshintergrund gehört zu haben.

Die auffallend vielen sachlichen Irrtümer, die der Professionistin im Zusammenhang mit lateinischer Fachterminologie unterlaufen sind, muss man gewiss als Hinweis darauf bewerten, dass ihr als bürgerlichem Mädchen eine lateinische Schulbildung versagt war. In diesem Bereich schneidet sie in der statistischen Fehlerauswertung deutlich schlechter ab als Schreiber A. Während sich ihr Berufskollege trotz seiner nachlässigen Schreibweise bei den lateinischen Namen von Heilpflanzen oder beim Fachwortschatz im Zusammenhang mit Tierkrankheiten sehr sattelfest zeigt (ihm unterlaufen in diesem Bereich im gesamten Text nur vier Fehler!), verballhornt Clara lateinische Fachtermini häufig bis zur Unkenntlichkeit und kreierte neue Ausdrücke, die zu Irritationen führen und ihre Abschrift im schlimmsten Fall unbrauchbar machen. In der Bilanz dieses Fehlertyps sind immerhin 23 derartige Fehlschreibungen auf ihrem Konto zu verbuchen. Wenn Schnell in seinen Untersuchungen zur mittelalterlichen deutschsprachigen Medizineliteratur summarisch festgestellt hat, dass der in den überlieferten Texten verwendete Fachwortschatz selten Anlass für Missverständnisse geboten habe, weil er den Schreiber*innen vertraut gewesen sei,⁴ trifft dieser Befund auf Claras Kopie von Münsingers *Falkenbuch* nicht zu, denn sie missversteht häufig sogar deutschsprachige Fachbegriffe. Phantomwörter wie das ‚bettige‘ Pferd, die ‚raue Igelhaut‘ als Zutat für ein Entwurmungsmittel oder die

4 Vgl. Schnell, *Varianz oder Stabilität*, S. 37.

„Krautheschnessel“, die nur in Claras Fantasiegarten gedeiht, verraten, dass die Schreiberin kein Naheverhältnis zur veterinärmedizinischen Fachterminologie hatte.

Als Einzel-Unternehmerin dürfte Clara Hätzlerin bei der Herstellung von ‚Books on demand‘ in der Regel auf sich allein gestellt gewesen sein, d.h., sie konnte sich bei Unsicherheiten über die korrekte Entzifferung und schon gar über die Bedeutung schwieriger Textstellen in ihrer Vorlage keinen kollegialen Rat holen. Zumindest im Fall von Münsingers *Falkenbuch* stand ihr mit Sicherheit nur eine einzige Vorlage zur Verfügung, sodass ihr auch keine Absicherung durch kritischen Textvergleich möglich war. Dennoch stellte sie sich mutig der Herausforderung, beseelt vom Ehrgeiz, den Text zu verbessern. Andererseits hat sie gerade durch ihre eigenmächtigen, wenn auch fürsorglichen und wohlmeinenden Eingriffe dem Text in mehreren Passagen erheblichen Schaden zugefügt.

Damit ist ihrer Abschrift des *Falkenbuches* von Lindner zu Recht der Rang der ‚besten Handschrift‘ abgesprochen worden, stattdessen ist auf der Suche nach einer verlässlichen Editionsgrundlage seine Wahl auf die Überlieferung des Schreibers A gefallen, die zwar wesentlich mehr Verschreibungen aufweist, die jedoch im Großen und Ganzen leicht durchschaubar sind und daher textkritisch weniger Probleme bereiten. Und doch hat Clara Hätzlerin von allen Kopist*innen des *Falkenbuches* am nachhaltigsten gewirkt, denn ihre kreativen Wortschöpfungen wie die „Krautheschnessel“, das „bettige“ Pferd, das „Pulsblut“, die „Felchenstange“ und andere mehr kursieren gleichsam als ‚Ausschussprodukte‘ ihrer Kopiertätigkeit bis heute in den einschlägigen Nachschlagewerken für Mediävist*innen. Offenbar hat die für ihre sorgfältigen Schreibarbeiten berühmte Augsburgsches Lohnschreiberin ihre semantischen Remotivierungen mit derart großer Überzeugungskraft vorgenommen, dass sich sogar namhafte Lexikographen und Editoren in die Irre führen ließen und Clara Hätzlerin als Gewährsfrau für spätmittelalterlichen Fachwortschatz blind Vertrauen schenkten.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Die elf Textzeugen von **Heinrich Münsinger**: *Das Buch von den Falken, Habichten, Sperbern, Pferden und Hunden*:

Sigle	Handschrift
A	Heidelberg, UB, Cpg 247
B	Heidelberg, UB, Cpg 281
C	Stuttgart, LB, Cod. cam. et oec. 4° 52
D	Stuttgart, LB, Cod. HB XI 51
E	Darmstadt, UB und LB, Hs. 448
F	Halle, Marienbibl., Ms 73
G	Halle, Marienbibl., Ms 74
H	Wien, ÖNB, Cod. Vindob. 5213
J	Heidelberg, UB, Cpg 406
K	Heidelberg, UB, Cpg 408
L	Breslau/Wroclaw, UB, Akc 1949/57

Die Handschriften von **Clara Hätzlerin**:

<i>Augsburger Stadtrecht</i>	Augsburg, Staats- und Stadtbibl., 2° Cod. Aug. 160
<i>Schwabenspiegel</i>	Wien, ÖNB, Cod. Ser. Nov. 3614
<i>Buch aller verbotenen Kunst</i>	Heidelberg, UB, cpg 478
<i>Der Heiligen Leben</i> (Winterteil)	Salzburg, Stiftsbibl. St. Peter, Cod. b XII 19a

<i>Der Heiligen Leben</i> (Sommerteil)	Salzburg, Stiftsbibl. St. Peter, Cod. b XII 19b
<i>Die bekrönung kaiser Fridrichs</i>	Heidelberg, UB, cpg 677
<i>Beizbüchlein</i>	Karlsruhe, BLB, Cod. Donau- eschingen 830
<i>Liederbuch</i>	Prag, Nationalmuseum, Cod. X A 12
Heinrich Münsinger: <i>Das Buch von den Falken, Habichten, Sperbern, Pferden und Hunden</i>	Stuttgart, LB, Cod. HB XI 51

Lexika, Nachschlagewerke

Augsburger Frauenlexikon: Hrsg. v. Edith Findel, Irene Löffler und Anne Schmucker. Augsburg: Achensee 2006.

Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. Erarbeitet unter der Leitung von Wolfgang Pfeifer. 5. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 2000.

Frühneuhochdeutsches Wörterbuch. Hrsg. v. Ulrich Goebel et al. Bd. 8, bearb. v. Vibeke Winge. Berlin/Boston: De Gruyter 2013.

Lexicon Abbreviatarum. Wörterbuch lateinischer und italienischer Abkürzungen. Hrsg. v. Adriano Cappelli. Leipzig: Weber 1901.

Schwäbisches Wörterbuch. Hrsg. v. Hermann Fischer et al. Bd. 1–6, Tübingen: Laupp 1904–1936.

Schwenck, Konrad: Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Frankfurt am Main: Sauerländer 1834.

Wilpert, Gero von: Sachwörterbuch der Literatur. 6. verb. u. erw. Aufl. Stuttgart: Kröner 1979 (= Kröners Taschenausgabe. 231.)

Archivmaterial

Stadtarchiv Augsburg, Missivbuch I, Brief Nr. 848 und 860 vom 3. 9. 1417 und 25. 9. 1417.

Stadtarchiv Augsburg, Missivbuch IVa, Brief Nr. 34 vom 24.7.1437.

Stadtarchiv Augsburg, Missivbuch IV b, Brief Nr. 207 vom 31. 10. 1446.

Stadtarchiv Augsburg Reichsstadt, Akten II, Serie 1, Nr. 216: 1485 04 20 Stadtvogt „Offen Gericht“

Stadtarchiv Augsburg: Reichsstadt, Rat, Ratsbücher Nr. 3 (1392–1441/49)

Stadtarchiv Augsburg, Steuerbücher 1346; 1409–1444; 1445–1449; 1451–1476; 1477–1494; 1495–1496; 1497–1516.

Stadtarchiv Augsburg, Steuerbuch zur Hussitensteuer 1428.

Sekundärliteratur

Aitchison, Jean: Wörter im Kopf. Eine Einführung in das mentale Lexikon. Aus dem Englischen von Martina Wiese. Tübingen: Niemeyer 1997.

Albertus Magnus: De animalibus libri XXVI. Nach der Cölner Urschrift. Hrsg. von Hermann Stadler. Bd. 2. Münster: Aschendorff 1920. (= Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. 16.)

Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. Gesammelt und erläutert von Franz M. Böhme. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1877.

Andrieu, J.: Pour l'explication psychologique des fautes de copiste. In: Revue des études latines 28 (1950), S. 279–292.

Assion, Peter: Altdeutsche Fachliteratur. Berlin: Schmidt 1937. (= Grundlagen der Germanistik. 13.)

Aust, Hugo: Lesen. Überlegungen zum sprachlichen Verstehen. Tübingen: Niemeyer 1983. (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft. 31.)

Barack, Karl August: Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen: Laupp 1865.

Becker-Cantarino, Barbara: Der lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500–1800). Stuttgart: Metzler 1987.

- Bein**, Thomas: Textkritik. Eine Einführung in Grundlagen germanistisch-mediävistischer Editionswissenschaft. 2. überarb. und erw. Aufl. Frankfurt/Main u. a.: Lang 2011.
- Berti**, Irene / **Haß**, Christian D. / **Krüger**, Kristina / **Ott**, Michael R.: Lesen als zentrale Praxis des Umgangs mit Geschriebenem. In: *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 933. Hrsg. v. Thomas Meier / Michael R. Ott / Rebecca Sauer. Berlin [u. a.]: De Gruyter 2015. (= *Materiale Textkulturen*. 1.) S. 639–650.
- Brachvogel**, Heinz: Aus einer alten Handschrift über Falknerei. In: *Deutscher Falkenorden (1940)*, H. 3/4, S. 100–102.
- Brinker-von der Heyde**, Claudia: *Die literarische Welt des Mittelalters*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2007.
- Bumke**, Joachim: *Die vier Fassungen der „Nibelungenklage“*. Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. Berlin und New York: De Gruyter 1996.
- Casagrande**, Carla: *Die beaufsichtigte Frau*. In: *Mittelalter*. Hrsg. v. Christiane Klapisch-Zuber. Frankfurt, New York: Campus 1993. (= *Geschichte der Frauen*. 2.) S. 85–118.
- Chronik** des Burkhard Zink 1368–1468. In: *Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert*. Bd. 5: Augsburg 2. Leipzig: Hirzel 1866.
- Die **Chroniken** der schwäbischen Städte. Augsburg Bd. 3. Hrsg. durch die histor. Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Leipzig: Hirzel 1892. (= *Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert*. 22.)
- Classen**, Albrecht: *Spätmittelalterliche Frauen als Schreiberinnen und Sammlerinnen von volkssprachlichen Liedern*. Ein Beitrag zur feministischen Mediävistik. In: *Daphnis* 27 (1998), S. 31–58.
- Die **Codices Palatini germanici** in der Universität Heidelberg (Cod. Pal. germ. 182–303). Bearbeitet von Matthias Miller und Karin Zimmermann. Hrsg. von der Universität Heidelberg. Wiesbaden: Harrassowitz 2005.
- Corder**, Stephen Pit: *The significance of learners' errors*. In: *Error Analysis. Perspectives on Second Language Acquisition*. Hrsg. v. Jack C. Richards. London: Longman 1974, S. 19–27.

- Dietrich, Rainer / Gerwien, Johannes:** Psycholinguistik. Eine Einführung. 3. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart: Metzler 2017.
- Driesch, Angela von den / Peters, Joris:** Geschichte der Tiermedizin. 5000 Jahre Tierheilkunde. 2. aktual. u. erw. Aufl. Stuttgart: Schattauer 2003.
- Drumbl, Peter:** Legasthenie und Lese-Rechtschreibschwäche. Graz: Leykam 2002.
- Edge, Julian:** Mistakes and Correction. London/New York: Longman 1989.
- Edmunds, Sheila:** Clara's patron: The identity of Jörg Roggenburg. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 119 (1997), S. 261–267.
- Eis, Gerhard:** Forschungen zur Fachprosa. Ausgewählte Beiträge. Bern und München: Francke 1971.
- Eis, Gerhard:** Kleine Schriften zur altdeutschen weltlichen Dichtung. Amsterdam: Editions Rodopi 1979.
- Els, Theo van et al.:** Applied Linguistics and the Learning and Teaching of Foreign Languages. London: Arnold 1984.
- Endres, Rudolf:** Das Schulwesen in Franken im ausgehenden Mittelalter. In: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hrsg. v. Bernd Moeller / Hans Patze / Karl Stackmann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983. (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse, 3. Folge. 37.) S. 173–214.
- Fischer-Benzon, Rudolph von:** Altdeutsche Gartenflora. Sorgfältig bearbeiteter Nachdruck der Originalausgabe von 1894. Bremen: Dogma 2012.
- Freud, Sigmund:** Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 3. Aufl. Leipzig [u. a.]: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1926.
- Freud, Sigmund:** Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 7., weiter verm. Aufl. Leipzig [u. a.]: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1920.
- Gebele, Eduard:** Clara Hätzlerin. In: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben. Bd. 6. Hrsg. von Götz Freiherrn von Pölnitz. München: Hueber 1958. (= Schwäbische Forschungsgemein-

schaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte. 3, 6.) S. 26–37.

Geffcken, Friedrich Peter: Soziale Schichtung in Augsburg 1396 bis 1521. Beitrag zu einer Strukturanalyse Augsburgs im Spätmittelalter. München: Univ., Diss. 1995.

Gerdes, Udo / **Spellerberg**, Gerhard: Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch. 7. Aufl. Frankfurt/Main: Athenäum 1991.

Gertz, Jan Christian / **Schultz**, Sandra / **Šimek**, Jakub / **Wallenwein**, Kirsten: Abschreiben und Kopieren: In: *Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken*. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 933. Hrsg. v. Thomas Meier / Michael R. Ott / Rebecca Sauer. Berlin [u. a.]: De Gruyter 2015. (= *Materiale Textkulturen*. 1.) S. 585–595.

Geschichte der Stadt Augsburg von der Römerzeit bis zur Gegenwart. Hrsg. von Gunther Gottlieb et al. Stuttgart: Theiss 1984.

Giese, Martina: Zu den Anfängen der deutschsprachigen Fachliteratur über die Beizjagd. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 125 (2003), H. 3, S. 494–523.

Glaser, Elvira: Schreibsysteme zweier Augsburger Handschriften des 15. Jahrhunderts. In: *Studien zum Frühneuhochdeutschen. Emil Skála zum 60. Geburtstag am 20. November 1988*. Hrsg. von Peter Wiesinger. Göppingen: Kümmerle 1988. (= *Göppinger Arbeiten zur Germanistik*. 476.) S. 113–129.

Glaser, Elvira: Zum Graphiesystem der Clara Hätzlerin: Porträt einer Lohnschreiberin in frühneuhochdeutscher Zeit. In: *Arbeiten zum Frühneuhochdeutschen. Gerhard Kettmann zum 65. Geburtstag*. Hrsg. von Rudolf Bentzinger und Norbert Richard Wolf. Würzburg: Königshausen & Neumann 1993. (= *Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie*. 11.) S. 53–73.

Glessgen, Martin Dietrich: Die Falkenheilkunde des ‚Moamin‘ im Spiegel ihrer volgarizzamenti. *Studien zur Romania Arabica*. Bd. 1. Tübingen: Niemeyer 1996. (= *Zeitschrift für romanische Philologie*. Beihefte. 269.)

Grubmüller, Klaus: Verändern und Bewahren. Zum Bewusstsein vom Text im deutschen Mittelalter. In: *Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450*. Hrsg. v. Ursula Peters. Stuttgart, Weimar: Metzler 2001. (= *Germanistische Symposien-Berichtsbände*. 23.) S. 8–33.

- Haage**, Bernhard Dietrich / **Wegner**, Wolfgang: Deutsche Fachliteratur der Artes in Mittelalter und Früher Neuzeit. Berlin: Schmidt 2007. (= Grundlagen der Germanistik. 43.)
- Hagen**, Waltraud: Textfehler oder Sachirrtum? Textkritische Entscheidungen im Verhältnis zu Textverständnis und Autorisation. In: *Editio* 5 (1991), S. 76–81.
- Hans**, Julius: Beiträge zur Geschichte des Augsburger Schulwesens. In: *Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg* 2 (1875), S. 79–106.
- Hartung**, Johannes: Die augsburgische Vermögenssteuer und die Entwicklung der Besitzverhältnisse im 16. Jahrhundert. In: *Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche*. Bd. 19. Leipzig: Duncker & Humblot 1895, S. 867–883.
- Henrici**, Gert / **Zöfgen**, Ekkehard (Hrsg.): Fremdsprachen Lehren und Lernen. Themenschwerpunkt Fehleranalyse und Fehlerkorrektur. Tübingen: Narr 1993. (= Fremdsprachen Lehren und Lernen. 22.) S. 3–14.
- Herkenrath**, Rainer Maria: Ein Legastheniker in der Kanzlei Barbarossas. Studien zum kaiserlichen Notar Arnold II. D (1152–1155). In: *Archiv für Diplomatik* 33 (1987), S. 269–291.
- Hofmeister**, Wernfried: Der Mut zur Lücke. Auf den Spuren von Textnachträgen in der Manessischen Liederhandschrift. Ein Beitrag zu einer 'Überlieferungs-Philologie' des Mittelalters. In: *Entstehung und Typen mittelalterlicher Lyrikhandschriften. Akten des Grazer Symposiums, 13.–17. Oktober 1999*. Hrsg. v. Anton Schwob u. András Vizkelety unter Mitarbeit von Andrea Hofmeister-Winter. Bern (u. a.) 2001. (= *Jahrbuch für Internationale Germanistik. Reihe A*, 52.) S.79–106.
- Hofmeister**, Wernfried: Hightech-Quellenerschließung im überlieferungsphilologischen Spannungsfeld linguistischer und kulturwissenschaftlicher Fragestellungen. Ein Annäherungsversuch aus editionspraktischer Sicht. In: *Handschriften als Quellen der Sprach- und Kulturwissenschaft. Aktuelle Fragestellungen – Methoden – Probleme*. Hrsg. v. Anette Kremer und Vincenz Schwab. Bamberg: University of Bamberg Press 2018. (= *Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien*.13.) S. 23–41.

- Hofmeister, Wernfried / Hofmeister-Winter, Andrea:** Schriftzüge unter der High-Tech-Lupe. Theoretische Grundlagen und erste praktische Ergebnisse des Grazer Pilotprojekts *DAmals* („Datenbank zur Authentifizierung mittelalterlicher Schreiberhände“). In: *Editio* 22 (2008), S. 90–117.
- Hofmeister, Wernfried / Hofmeister-Winter, Andrea / Thallinger, Georg:** Forschung am Rande des paläographischen Zweifels: Die EDV-basierte Erfassung individueller Schriftzüge im Projekt *DAmals*. In: *Kodikologie und Paläographie im digitalen Zeitalter. / Codicology and Palaeography in the Digital Age*. Hrsg. von Malte Rehbein, Patrick Sahle und Torsten Schaßan. Norderstedt: Books on Demand 2009. (= Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik. 2.) S. 261–292.
- Hofmeister-Winter, Andrea:** Beredte Verbesserungen. Überlieferungsphilologische Betrachtungen zu Phänomenologie und Sinnproduktion von Textrevisionen in mittelalterlichen Handschriften. In: *Editio* 30 (2016), S. 1–13.
- Hofmeister-Winter, Andrea:** Handsigniert: Die Schreiberhände der Clara Hätzlerin als methodisches Korrektiv im Schriftauthentifizierungsprojekt *DAmals*. In: *Handschriften als Quellen der Sprach- und Kulturwissenschaft. Aktuelle Fragestellungen – Methoden – Probleme*. Hrsg. v. Anette Kremer und Vincenz Schwab. Bamberg: University of Bamberg Press 2018. (= Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien. 13.) S. 43–59.
- Huber, Max:** Haßler, Konrad Dieterich. In: *Neue Deutsche Biographie (NDB)*. Bd. 8. Berlin: Duncker & Humblot 1969.
- Hufeisen, Britta / Neuner, Gerhard:** Angewandte Linguistik für den fremdsprachlichen Deutschunterricht. Eine Einführung. Berlin/München [u. a.]: Langenscheidt 1999. (= Fernstudienprojekt zur Fort- und Weiterbildung im Bereich Germanistik und Deutsch als Fremdsprache, Teilbereich Deutsch als Fremdsprache. 16.)
- Kainz, Friedrich:** *Psychologie der Sprache*. Bd 4: *Spezielle Sprachpsychologie*. Stuttgart: Enke 1956.
- Kammeier-Nebel, Andrea:** Frauenbildung im Kaufmannsmilieu spätmittelalterlicher Städte. In: *Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung*. Bd 1: *Vom Mittelalter bis zur Aufklärung*. Hrsg. v. Elke Kleinau und Claudia Opitz. Frankfurt/New York: Campus 1996, S. 78–90.

- Kantorowicz**, Hermann: Einführung in die Textkritik. Systematische Darstellung der textkritischen Grundsätze für Philologen und Juristen. Mit 3 Stammtafeln. Leipzig: Dietrich 1921.
- Keil**, Gundolf: Heinrich Münsinger. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. 2., völlig neu bearb. Aufl. Hrsg. v. Kurt Ruh et al. Bd. 6. Berlin, New York: De Gruyter 1987, Sp. 783–790.
- Ketsch**, Peter: Frauen im Mittelalter. Bd. 2: Frauenbild und Frauenrechte in Kirche und Gesellschaft. Quellen und Materialien. Hrsg. von Annette Kuhn. Düsseldorf: Schwann 1984. (= Geschichtsdidaktik: Studien, Materialien. 9.)
- Kiepe**, Hansjürgen: Die älteste deutsche Fibel. Leseunterricht und deutsche Grammatik um 1486. In: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Hrsg. v. Bernd Moeller, Hans Patze und Karl Stackmann. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1983. (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Philologisch-historische Klasse, 3. Folge. 137.) S. 453–461.
- Kintzinger**, Martin: „ich was auch ain schueler“. Die Schulen im spätmittelalterlichen Augsburg. In: Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts. Hrsg. v. Johannes Janota und Werner Williams-Krapp. Tübingen: Niemeyer 1995. (= Studia Augustana. 7.) S. 58–81.
- Kintzinger**, Martin: Wissen wird Macht. Bildung im Mittelalter. Ostfildern: Thorbecke 2007.
- Kleppin**, Karin: Fehler und Fehlerkorrektur. Berlin [u. a.]: Langenscheidt 1998. (= Fernstudienprojekt zur Fort- und Weiterbildung im Bereich Germanistik und Deutsch als Fremdsprache, Teilbereich Deutsch als Fremdsprache. 19.)
- Kirchert**, Klaus: Text und Textgeschichte. Zu überlieferungsgeschichtlichen Editionen spätmittelalterlicher Gebrauchsprosa. In: Germanistik – Forschungsstand und Perspektiven. Vorträge des Deutschen Germanistentages 1984. Hrsg. v. Georg Stötzel. Berlin, New York: De Gruyter 1985, S. 51–71.
- Klötzer**, Wolfgang: Schwerpunkte kulturellen Lebens in der mittelalterlichen Stadt, mit besonderer Berücksichtigung von Frankfurt am Main. In: Stadt und Kultur. Hrsg. v. Hans Eugen

Specker. Sigmaringen: Thorbecke 1983. (= Stadt in der Geschichte. 11.) S. 29–57.

Knape, Joachim: Änderungskategorien. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Bd. 1. Hrsg. v. Gert Ueding. Tübingen: Niemeyer 1992, Sp. 549–566.

Kocher, Gernot: Die Frau im spätmittelalterlichen Rechtsleben. In: Frau und spätmittelalterlicher Alltag. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1986. (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs. 9.) S. 475–486.

Kopp-Duller, Astrid: Der legasthene Mensch. Klagenfurt: EÖDL-Verlag 2017.

Kopp-Duller, Astrid / **Pailer-Duller**, Livia R.: Legasthenie im Erwachsenenalter. Praktische Hilfe bei Schreib- und Leseproblemen. 4. überarb. Aufl. Klagenfurt: EÖDL 2017.

Kriegk, Georg Ludwig: Das Schulwesen. In: Ders.: Deutsches Bürgerthum im Mittelalter. Bd. 2. Frankfurt/Main: Literarische Anstalt 1871, S. 64–127.

Kulischer, Josef: Allgemeine Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Bd. 1. München: Oldenbourg 1958.

Lausberg, Heinrich: Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie. München: Hueber 1963.

Leher, Max: Bartholme Hätzler, Notarius, und Clara Hätzlerin, seine Schwester. In Augsburgs Rundschau. Jg. 1, Nr. 43 (1919), S. 452–454 und Jg. 1, Nr. 44 (1919), S. 463–464.

Liederbuch der Clara Hätzlerin. Aus der Handschrift des böhmischen Museums zu Prag. Hrsg. und mit Einleitung und Wörterbuch versehen von Dr. Carl Haltaus. Quedlinburg, Leipzig: Basse 1840. (= Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 8.)

Liederbuch der Clara Hätzlerin. Mit einem Nachwort von Hanns Fischer. Nachdruck der Ausgabe von 1840. Berlin: De Gruyter 1966.

Lindner, Kurt: Die deutsche Habichtslehre. Das Beizbüchlein und seine Quellen. Berlin: De Gruyter 1964. (= Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd. 2.)

- Lindner**, Kurt: Von Falken, Hunden und Pferden. Deutsche Albertus-Magnus-Übersetzungen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 2 Bde. Berlin: De Gruyter 1962. (= Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd. 7–8.)
- Ludwig**, Otto: Geschichte des Schreibens. Bd. 1: Von der Antike bis zum Buchdruck. Berlin/New York: De Gruyter 2005.
- Manguel**, Alberto: Eine Geschichte des Lesens. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999.
- Martin**, Wolfram: Faszination Beizjagd. Graz, Stuttgart: Stocker 1998.
- Megenberg**, Konrad von: Buch der Natur. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. Hrsg. v. Dr. Franz Pfeiffer. Stuttgart: Aue 1861.
- Möller**, Robert: Regionale Schreibsprachen im überregionalen Schriftverkehr. Empfängerorientierung in den Briefen des Kölner Rates im 15. Jahrhundert. Köln, Wien [u. a.]: Böhlau 1998.
- Müller**, Jan-Dirk: Naturkunde für den Hof. Die Albertus-Magnus-Übersetzungen des Werner Ernsti und Heinrich Münsinger. In: Jan-Dirk Müller (Hrsg.): Wissen für den Hof. Der spätmittelalterliche Verschriftungsprozeß am Beispiel Heidelberg im 15. Jahrhundert. München: Fink 1994. (= Münstersche Mittelalter-Schriften. 67.) S. 121–168.
- Mynsinger**, Heinrich: Von den Falken, Pferden und Hunden. Hrsg. von Konrad Dieterich Hassler. Stuttgart: Litterarischer Verein 1863. (= Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. 71.)
- Nickel**, Gerhard: Grundsätzliches zur Fehleranalyse und Fehlerbewertung. In: Gerhard Nickel (Hrsg.): Fehlerkunde. Beiträge zur Fehleranalyse, Fehlerbewertung und Fehlertherapie. Berlin: Cornelsen-Velhagen & Klasing 1972, S. 8–24.
- Opitz**, Claudia: Frauenalltag im Spätmittelalter (1250–1500). In: Christiane Klapisch-Zuber (Hrsg.): Mittelalter. Frankfurt, New York: Campus 1993. (= Geschichte der Frauen. 2.) S. 283–339.
- Ott**, Michael R. / **Kiyanrad**, Sarah: Geschriebenes. In: Materiale Textkulturen. Konzepte – Materialien – Praktiken. Schriftenreihe des Sonderforschungsbereichs 933. Hrsg. v. Thomas Meier / Michael R. Ott / Rebecca Sauer. Berlin [u. a.]: De Gruyter 2015. (= Materiale Textkulturen. 1.) S. 157–168.

- Pajcic**, Kathrin: Frauenstimmen in der spätmittelalterlichen Stadt? Testamente von Frauen aus Lüneburg, Hamburg und Wien als soziale Kommunikation. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013.
- Paul**, Hermann: Methodenlehre. In: Grundriss der germanischen Philologie. Unter Mitwirkung von K. von Amira [u. a.]. Hrsg. von Hermann Paul. Bd. 1. Straßburg: Trübner 1901, S. 159–247.
- Piper**, Ernst: Der Stadtplan als Grundriß der Gesellschaft. Topographie und Sozialstruktur in Augsburg und Florenz um 1500. Frankfurt/New York: Campus 1982. (= Campus Forschung. 305.)
- Polheim**, Karl Konrad: Der Textfehler. Begriff und Problem. In: Editio 5 (1991), S. 38–54.
- Rodi**, Frithjof: Das strukturierte Ganze. Studien zum Werk von Wilhelm Dilthey. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2003.
- Scheibe**, Siegfried: Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe. In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hrsg. v. Gunter Martens und Hans Zeller. München: Beck 1971, S. 1–44.
- Scheibe**, Siegfried: Zum editorischen Problem des Textes. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 101 (1982), Sonderheft: Probleme neugermanistischer Edition, S. 12–29.
- Schmidt**, Adolf: Mitteilungen aus deutschen Handschriften der großherzoglichen Hofbibliothek zu Darmstadt, II, Heinrich Munsingers buch von den falken, habichten, sperbern und hunden. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 28 (1896), S. 26–31.
- Schmidt**, Paul Gerhard: Probleme der Schreiber – Der Schreiber als Problem. Stuttgart: Steiner 1994. (= Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main. 31, 5.) S. 175–186.
- Schmitz**, Gerhard: Intelligente Schreiber. Beobachtungen aus Ansegis- und Kapitularienhandschriften. In: Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Hubert Mordek. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 79–93.
- Schneider**, Karin: Berufs- und Amateurschreiber. Zum Laienschreibbetrieb im spätmittelalterlichen Augsburg. In: Litera-

risches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts. Hrsg. v. Johannes Janota und Werner Williams-Krapp. Tübingen: Niemeyer 1995. (= Studia Augustana. 7.) S. 8–26.

Schneider, Karin: Paläographie und Handschriftenkunde für Germanisten. Eine Einführung. 3. durchges. Aufl. Berlin, Boston: De Gruyter 2014. (= Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte. 8.)

Schneider, Peter Joseph: Medicinisch-practische Adversarien am Krankenbette. Tübingen: Laupp 1824.

Schnell, Bernhard: Varianz oder Stabilität? Zu den Abschriften mittelalterlicher deutscher Medizinliteratur. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 127 (2008), S. 27–47.

Schubert, Martin (Hrsg.): Schreiborte des deutschen Mittelalters. Skriptorien - Werke - Mäzene. Berlin, Boston: De Gruyter 2013.

Schubert, Martin J.: Versuch einer Typologie von Schreibereingriffen. In: Das Mittelalter 7 (2002), H. 2, S. 125–144.

Schuler, Peter-Johannes: Notare Südwestdeutschlands. Ein prosographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300 bis ca. 1520. Stuttgart: Kohlhammer 1987. (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen. 90.)

Schulte-Körne, Gerd und **Remschmidt**, Helmut: Legasthenie – Symptomatik, Diagnostik, Ursachen, Verlauf und Behandlung. In: Deutsches Ärzteblatt 100 (2003), H. 7, S. 396–406.

Seiffert, Hans Werner: Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte. Berlin: Akademie-Verlag 1963. (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur. 28.)

Simon-Muscheid, Katharina: Frauenarbeit und Männerehre. Der Geschlechterdiskurs im Handwerk. In: Was nützt die Schusterin dem Schmied? Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung. Hrsg. v. Katharina Simon-Muscheid. Frankfurt/New York: Campus Verlag 1998. (= Studien zur historischen Sprachwissenschaft. 22.) S. 13–33.

Sonnleitner, Käthe: Frauengeschichte des Mittelalters im Unterricht. Bd. 1. Graz: Leykam 1997. (= Grazer Gender Studies. Ver-

öffentlichungen zur interdisziplinären historischen Frauen- und Geschlechterforschung. 3.)

Stackmann, Karl: Mittelalterliche Texte als Aufgabe. Kleine Schriften 1. Hrsg. v. Jens Haustein. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997.

Das **Stadtbuch von Augsburg**, insbesondere das Stadtrecht vom Jahre 1276, nach der Originalhandschrift zum ersten Male herausgegeben und erläutert von Christian Meyer. Augsburg: Butsch 1872.

Störk, Anton: Abhandlung; worinn erwiesen wird, daß der Schierling nicht nur innerlich ganz sicher gegeben werden könne, sondern auch zugleich ein sehr nützlich Mittel in vielen Krankheiten sey, welche bisher für unheilbar ausgegeben worden. Aus dem Lateinischen übersetzt von Ludewig Jakob Henden. Wien: Trattner 1764.

Stoll, Jakob: Zur Psychologie der Schreibfehler. In: Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen 2 (1913), H. 1/2, S. 1–133.

Sudhoff, Karl: Heinrich Münsinger. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Begr. v. Wolfgang Stammer. Bd. 3. Hrsg. v. Karl Langosch. Berlin: De Gruyter 1943, Sp. 451–453.

Tax, Petrus W.: Nochmals zu Hartmanns „Gregorius“, Vers 108 sowie zur Darstellung der Gregorius-Gestalt. In: Amsterdamer Beiträge für ältere Germanistik 51 (1999), S. 125–146.

Tekin, Özlem: Grundlagen der Kontrastiven Linguistik in Theorie und Praxis. Tübingen: Stauffenburg 2012. (= Stauffenburg Linguistik. 64.)

Theiss, Christine: Ein anonymes Roßarzneibuch aus dem bairisch-böhmischen Sprachraum. München 2014.

Thoss, Dagmar: Frauenerziehung im späten Mittelalter. In: Frau und spätmittelalterlicher Alltag. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1986. (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs. 9.) S. 301–323.

Timpanaro, Sebastiano: The Freudian Slip. Psychoanalysis and Textual Criticism. Translated by Kate Soper. London: NLB 1976.

Uitz, Erika: Die Frau im Mittelalter. Wien: Tosa 2003.

- Uitz**, Erika: Die Frau im Berufsleben der spätmittelalterlichen Stadt, untersucht am Beispiel von Städten auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik. In: Frau und spätmittelalterlicher Alltag. Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Wissenschaften 1986. (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde Österreichs. 9.) S. 439–473.
- Wachinger**, Burghart: Lieder und Liederbücher. Gesammelte Aufsätze zur mittelhochdeutschen Lyrik. Berlin/New York: De Gruyter 2011.
- Weigand**, Friedrich L.: Deutsches Wörterbuch. 5. Aufl. von Herman Hirt. Bd. 1. Berlin: De Gruyter 1968.
- Weingardt**, Martin: Fehler zeichnen uns aus. Transdisziplinäre Grundlagen zur Theorie und Produktivität des Fehlers in Schule und Arbeitswelt. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2004.
- Wendehorst**, Alfred: Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben? In: Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters. Hrsg. von Johannes Fried. Sigmaringen: Thorbecke 1986. (= Vorträge und Forschungen. 30.) S. 9–33.
- Woesler**, Winfried: Entstehung und Emendation von Textfehlern. In: Editio 5 (1991), S. 55–75.
- Wolf**, Jürgen: Das „fürsorgliche“ Skriptorium. Überlegungen zur literarhistorischen Relevanz von Produktionsbedingungen. In: Das Mittelalter 7 (2002), S. 92–109.
- Wolf**, Norbert Richard: Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphemik des Frühneuhochdeutschen. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. v. Werner Besch / Oskar Reichmann / Stefan Sonderegger. Halbbd. 2. Berlin/New York: De Gruyter 1985. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.2) S. 1305–1313.
- Zeller**, Hans: Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition. In: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation. Hrsg. v. Gunter Martens und Hans Zeller. München: Beck 1971, S. 45–89.
- Zorn**, Wolfgang: Augsburg. Geschichte einer deutschen Stadt. München: Rinn 1955.

Internetquellen

Angelwissen:

<<https://www.angel-wissen.de/die-schleie-einzigartiger-grundfisch-im-portrait/>> [Stand 2022-01-31].

Augsburger Stadtlexikon:

<<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/aufsaetze-zur-stadtgeschichte/augsburg-im-hoch-und-spaetmittelalter>> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/fugger/3839>> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/fuggerei/3840>> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/haetzler/4011>> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/hoechstetter-haus/4161>> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.wissner.com/stadtlexikon-augsburg/artikel/stadtlexikon/missivbuecher/4801>> [Stand 2022-01-31].

Datenbank von Schreibern und Besitzern mittelalterlicher Handschriften:

<http://dbis.uni-regensburg.de/frontdoor.phtml?titel_id=6950> [Stand 2022-01-31].

Editionslexikon online:

<<http://www.edlex.de/index.php?title=Revisionspunkt>> [Stand 2022-01-31].

Eyetracking Kompetenzzentrum:

<<https://eyetracking.ch/glossar-sakkade/>> [Stand 2022-01-31].

Handschriften online Österreichische Nationalbibliothek:

<http://data.onb.ac.at/rep/1000E4FC>> [Stand 2022-01-31].

Handschriften und Online-Ressourcen der Universitätsbibliothek Heidelberg:

Cpg 247 (Katalogisat): <<https://katalog.ub.uni-heidelberg.de/titel/66541390>> [Stand 2022-01-31].

Cpg 281 (Katalogisat): <<https://katalog.ub.uni-heidelberg.de/titel/66547500>> [Stand 2022-01-31].

Cpg 281 (Digitalisat): <<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg281>> [Stand 2022-01-31].

Die **Matrikel der Universität Heidelberg**. Von 1386–1553. (1. Teil.) Hrsg. Von Gustav Toepke. Heidelberg: Winter 1884. <<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/matrikel1386/0469>> [Stand 2022-01-31].

Handschriftencensus:

<<http://www.handschriftencensus.de/werke/437>> [Stand 2022-01-31].

Heilpflanzenwissen:

<<http://www.arzneipflanzenlexikon.info/odermennig.php>> [Stand 2022-01-31].

<https://www.awl.ch/heilpflanzen/stachys_officinalis/betonie.htm> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.bgbm.org/de/content/humulus-lupulus>> [Stand 2022-01-31].

<https://www.heilpflanzen-lexikon.com/betonie_stachys_betonica.html> [Stand 2022-01-31].

<<https://buecher.heilpflanzen-welt.de/Dioskurides-Arzneimittellehre/v01.htm>> [Stand 2022-01-31].

<<http://heilpflanzenwissen.at/pflanzen/schafgarbe/>> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.kraeuter-buch.de/kraeuter/Andorn.html>> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.pharmawiki.ch/wiki/documents/Dioskurides.pdf>> [Stand 2022-01-31].

<<https://www.phytodoc.de/heilpflanzen/birke>> [Stand 2022-01-31].

Kalligraphie:

<<https://www.kalligraphie.com/415-0-Pergament.html>> [Stand 2022-01-31].

Lexikon des Mittelalters (Online-Ausgabe):

Lexikon des Mittelalters. 10 Bde. (Stuttgart: Metzler [1977]-1999).
Online in Brepolis Medieval Encyclopaedias – Lexikon des Mittelalters / International Encyclopaedia for the Middle Ages [Stand 2022-01-31].

Mittelalter-Lexikon:

<https://www.mittelalter-lexikon.de/wiki/Tiere_und_Aberglauben> [Stand 2022-01-31].

Pferdekrankheiten:

<<https://www.tierheilkundezentrum.de/pferdekrankheiten/das-equine-sarkoid/>> [Stand 2022-01-31].

Portal der Pflanzen des Mittelalters:

<<http://medieval-plants.org/mps-daten/>> [Stand 2022-01-31].

Schwabenspiegel online:

<http://www.opera-platonis.de/Landrecht/Land_und_Lehenrecht.pdf/> [Stand 2022-01-31].

Wikipedia:

<https://de.wikipedia.org/>, Artikel: Birken, Blindschleiche, Bovist, Echter Hopfen, Gefleckter Schierling, Humoralpathologie, Klaf-ter, Kurt Lindner (Jagdwissenschaftler), Odermennige, Preise im Mittelalter (15. Jahrhundert), Rotz (Krankheit), Schleie, Theriak [Stand 2022-01-31].

Wikisource:

<https://de.wikisource.org/wiki/ADB:H%C3%A4tzlerin,_Clara> [Stand 2022-01-31].

Wörterbücher online:

DRW = Deutsches Rechtswörterbuch online: <<https://drw-www.adw.uni-heidelberg.de/drw-cgi/zeige>> [Stand 2022-01-31].

DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, <<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB>> [Stand 2022-01-31].

FWB = Frühneuhochdeutsches Wörterbuch online: <<https://fwb-online.de>> [Stand 2022-01-31].

Lexer = Mittelhochdeutsches Handwörterbuch von Matthias Lexer, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, <<https://www.woerterbuchnetz.de/Lexer>> [Stand 2022-01-31].

MWB online: <<http://mwv.uni-trier.de/de/die-woerterbuecher/mittelhochdeutsches-woerterbuch/>> [Stand 2022-01-31].

Pfälzisches Wörterbuch, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities, Version 01/21, <<https://www.woerterbuchnetz.de/PfWB>> [Stand 2022-01-31].

Schweizerisches Idiotikon <<https://www.idiotikon.ch/>> [Stand 2022-01-31].

Anhang

Editionsprobe: Synoptische Transkription von Handschrift A und D

Die Transkription der beiden Überlieferungszeugen A und D folgt den in Kapitel 6.2.1 gelisteten Regeln. Textabweichungen zwischen den beiden Fassungen wurden nach dem in Kapitel 6.2.2 aufgestellten System von Texteingriffen und Fehlertypen farbig markiert und mit einer entsprechenden Sigle versehen. Die komplette Editionssynopse ist unter dem Link <https://doi.org/10.25364/505.2022.1> online frei verfügbar. Die Umsetzung der digitalen Transkriptionssynopse haben Ute Bergner und Karl Lenger von der Universitätsbibliothek Graz, Abteilung für Sondersammlungen, besorgt.

Hs. A (Heidelberg cpg 247), fol. 1r

Das Buch von der
 Die hebet sich an das buch von
 den falschen lieblichen sperberma
 pferden vnd hunden
 Ich gebornen gnadiger lieber here / als
 uwer gnade / die von angebornen artz zu
 adelichen dingen / vnd zu allem dem / das
 den adel geziehen mag / fürtrefflichen ge
 naigat ist zu den gütten / Als ich zum letzten zu
 weiblingen by der selben uwer gnade gewesen
 bin / mir gebotten hat zu rüpfen / vnd in turpise
 zu beschreiben solliches als die philopphi vnd
 maister von der nature der facken der lieblich
 der sperber vnd der hunde / vnd dar zu auch
 von nature der pferde in latin geschrieben hat
 vnd da mit auch was sie von der selben
 natura geschrieben hat / Als die ytz zu mir ge
 brochen / vnd sichte gefallen ist / Wie man die
 mit extempore zu gepunt hat / wider bringen sol
 Also gnadiger lieber here / Nach dem vnd es
 billich ist / das ich nach allem meinem vermüge
 der selben uwer gnade in den vnd in andren
 sachen / ytz vnd zu allen zittren gehorsam / vñ
 willig si / So lion ich hie indiffen buch / nach
 beschreifflichkeit meiner sinen / vñ nach wer
 mungu meiner vermueft / mit der hilf gotes
 volbracht solliches da / mit uwer gnade also

Hs. D (Stuttgart, Cod. HB XI 51), pag. 1

hie hebt sich an das buch von den veltlichen libichin
Speibeyn pfärden und hunden etc

Ich geporne gnädiger lieber herre
Als ewre gnade die von angeporne
mit zu adelichen dingen und zu
allem dem das den adel gezeren
mag fruchtressenlichen genantet
ist. Zu den zeiten Als zum
vesten zu wunblingen by der selben ewre
gnaden gewesen bin: mir gepotten hat zu
teuvesten und in teuestig zu bestreiben sliche
als die philosophi und myster von der
natur der veltlichen der libich der Speibey
und der hund. und darzu auch von natur
der pfärde in latin geschriben hand. und
damit was si von der selben natur geschriben
hand. Als die zetsu in ir gepresen und suchte
gefallen ist wie man die ertzney zu gesunt
hant vnder bringen sol. Also gnädiger lieber
herre nach dem und es pullich ist das ich nach
allem meinem vermügen der selben ewre
gnade in den und in anderen sachen zetsu und
zu allen zeiten gehorsam und willig sey. So
bin ich hie in diesem buch nach bestreiblich
mit meiner symen und nach vermügnisse
meiner vermüfft mit der hilf gotes vrspracht
sliche. Das mir ewre gnade als in den obge
schriben stücken zu tünd gepoten hat: mit
plichter ordnung und weye das ich duss buch
in vrez tuel getoult sein etc



Nachtrag 1919

- A001r001 **Hie hebett sich an das büch von**
 A001r002 **den falcken hebchen Sperbern**
 A001r003 **pferden vnd hünden**
 A001r004 [H]Och geborner gnediger lieber herre / Als
 A001r005 uwer gnade / die von angeborner arte zû
 A001r006 adelichen dingen / vnd zû allem dem / das
 A001r007 den adel gezieren mag / fürtrefflichen ge-
 A001r008 neiget / ift zû den zitten Als **ich** zum letften zû
 A001r009 weiblingen by der felben uwer gnade gewefen
 A001r010 bin / mir gebotten haut zû **tutfchen** [**bR2**]¹ vnd in
 tutfche
 A001r011 zû befchriben Solichs als die philofophi vnd
 A001r012 maifter von der nature der **facken** [**uS1a**] der hebich
 A001r013 der fperber vnd der hünde Vnd dar zû ouch
 A001r014 von nature der pferde in latin gefchriben hât
 A001r015 Vnd da mit ouch was fie von der felben Ir
 A001r016 nature gefchriben hant / Als die ytzo in ir ge-
 A001r017 breften vnd fûchte gefallen ift / Wie man die
 A001r018 **mit** ertzenye zû gefunthait wider bringen fol
 A001r019 Alfo gnediger lieber herr Nach dem vnd es
 A001r020 billich ift Das ich nach allem meinem vermügen
 A001r021 der felben uwer gnade in den vnd in andren
 A001r022 fachen / ytzu vnd zû allen zitten gehorfam vnd
 A001r023 willig sy / So hon ich hie in diffem büch Nach
 A001r024 **befchrifflichkeit** [**uS1a**] miner sünen vnd nach ver-
 A001r025 mûngunge miner **vernuft** [**uS1a**] / mit / der hilff gotes
 A001r026 volbracht follichs das mir uwer gnade alfo

¹ t über der Zeile eingefügt

D001a001 **Hie hebt sich an das pûch von den valcken habichen**
 D001a002 **Sperbern pfäriden vnd hunden etc.**
 D001a003 **H**ochgeporner gnädiger lieber herre
 D001a004 Als ewr gnade die von angeporner
 D001a005 artt zu adelichen dingen / vnd zu
 D001a006 allem dem das den adel geziere
 D001a007 mag fürtreffenlichen genaiget
 D001a008 ift / zu den zeitten Als **[ich]** (**uS1b¹**) zumm
 D001a009 Letften zu wayblingen by derfelben ewr
 D001a010 gnaden gewefen bin / mir gepotten hat zu
 D001a011 tewtſchen vnd in teütſch zu beſchreiben fölichſ
 D001a012 als die philofophi vnd Maifter von der
 D001a013 natur / der **valcken** der Häbich der Sperber
 D001a014 vnd der hund / Vnd darzü auch von nature
 D001a015 der pfäride in Lattin gefchriben händ / Vnd
 D001a016 damit was fy von der felben ir nature gefchriben
 D001a017 händ / Als die ietzo in ir gepreften vnd fuchte
 D001a018 gefallen ift wie man die **[mit]** (**uS1b¹**) ertzney zu gefunt-
 D001a019 hait widerpringen fol / Alfo gnädiger lieber
 D001a020 herre Nach dem vnd es pillich ift das ich nach
 D001a021 allem meinem vermügen der felben ewr
 D001a022 gnade in den vnd in andern fachen yetzo vnd
 D001a023 zu allen zeitten gehorfamm vnd willig fey / So
 D001a024 hân ich hie in difem pûch nach **beſchreiblich-**
 D001a025 **kait** meiner fynnen vnd nach vermüunge
 D001a026 meiner **vernunfft** mit der hilff gotes volpracht
 D001a027 fölichſ / Das mir ewr gnade alfo in den obge-

Clara Hätzlerin zu Augsburg 15mo 14pxiii

Die im 15. Jahrhundert in Augsburg urkundlich bezeugte Lohnschreiberin Clara Hätzlerin fertigte als eine von wenigen uns namentlich bekannten Frauen zahlreiche Abschriften von literarischen und Fachtexten aller Art an. Diese Studie verleiht ihrer Person dank neuer Erkenntnisse zu ihrer Biographie deutlichere Konturen und bietet durch eine detaillierte Untersuchung des historischen Schreibprozesses Gelegenheit zur direkten Begegnung mit dieser Professionistin, indem anhand ihrer Abschrift von Heinrich Münsingers ‚Falkenbuch‘ eine umfassende überlieferungsphilologische Analyse ihrer Schreibgewohnheiten und Korrekturstrategien vorgeführt wird. Durch konsequente Anwendung bewährter Methoden der niederen und höheren Textkritik sowie der Fehlerlinguistik und Schreibpsychologie konnte zum einen die unmittelbare Vorlage für Claras Abschrift entdeckt, zum anderen ein Kompetenzprofil der um maximale inhaltliche und formale Korrektheit des Textes bemühten Schreiberin mit all ihren individuellen Stärken und Schwächen erstellt werden. Für die optimale Nachvollziehbarkeit der vielfach grundlegenden Erkenntnisse sorgt eine online frei verfügbare Transkriptionssynopse der beiden Überlieferungszeugen.

